

Neue Folge
der
Gesundheits-Beitung.

Herausgegeben und redigirt
von
Med. Dr. H. H. Beer.

Dritter Band.

Wien, 1839.
Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue Folge

Wahlrechts-Verordnung

Verordnet und bestätigt

von
König. Maj. D. M. D. D. D.

Verordnet und bestätigt

1830, März

Verordnet von S. M. D. D. D.

Dem

Hoch- und Wohlgebornen

Herrn Herrn

Franz Edlen von Hildenbrand,

Doktor der Medizin, Magister der Augenheilkunde, ordentl. öffentl. Professor der medizinischen Klinik, der speziellen Nosologie und Therapie in Wien, Ritter der eisernen Krone, gewes. Direktor des Kranken- und Findelhauses zu Pavia, Mitglied der kaiserl. Leopold. Carolinisch. Akademie der Naturforscher, der physikalisch-medizinischen Gesellschaft zu Bonn, der königlichen Akademie zu Turin, zu Neapel, zu Paris, der medicin. Gesellschaft für Stockholm, der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien u. u.

widmet in tiefster Ehrfurcht und unbegrenzter Hochachtung

den dritten Band dieses Jahrganges

der Herausgeber.

Neue Folge
der
Gesundheits-Zeitung.

Neue Folge

Geographische Zeitung

Inhaltsanzeige des dritten Bandes.

Nr. 52. Mittheilungen aus Neapel. — Ueber den Einfluß des Wetters auf die Gemüthsstimmung. — Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 53. Mittheilungen aus Neapel. — Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich. — Merkwürdige Naturereignisse. — Correspondenz-Nachricht. — Lesefrüchte. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 54. Ueber Thierquälerei. — Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich. — Correspondenz-Nachricht. — Miscelle.

Nr. 55. Ueber Thierquälerei. — Sir Humphrey Davy im k. k. Salzkammergute. — Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich. — Miscell.n.

Nr. 56. Ein Wort über Vorkehrungen gegen Wuthkrankheit. — Albert v. Stephani's neu errichtete gymnastische Lehranstalt. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Beilage: Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien (Beschluß). — Hygiasische Saisonfahrten in die Umgebungen Wien's.

Nr. 57. Ein Wort über Vorkehrungen gegen Wuthkrankheit. — Albert v. Stephani's neu errichtete gymnastische Lehranstalt. — Sir Humphrey Davy im k. k. Salzkammergute. — Correspondenz-Nachricht. — Miscelle.

Nr. 58. Der Arzt im Orient. — Albert v. Stephani's neu errichtete gymnastische Lehranstalt. — Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 59. Der Arzt im Orient. — Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich. — Literatur. — Lesefrüchte.

Nr. 60. Die Schreibenden und nichtschreibenden Aerzte. — Suhlrandt's neue Bade-Anstalt in Ruzsdorf Nr. 120. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 61. Ueber den diätetischen Einfluß des Fahrens auf der Eisenbahn. — Warnende Winke für Mütter. — Literatur. — Lesefrüchte.

Nr. 62. Ueber den diätetischen Einfluß des Fahrens auf der Eisenbahn. — Dr. Ferrus über die Irrenanstalt Bicêtre zu Paris. — Literatur. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 63. Anspruchslose Meinungen eines bejahrten Weltbürgers über die fast ungläubliche Menge der Hunde in Wien. — Dr. Ferrus über die Irrenanstalt Bicêtre zu Paris. — Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich. — Miscellen.

Nr. 64. Ein Wort über die Kunst, auf die Fragen des Arztes zu antworten. — Uebersetzung der türkischen Inschrift auf der neuen medizinischen Lehr-Anstalt im Serai zu Galata zu Constantinopel von Siver Skandi, Protokollführer der hohen Conferenz. — Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich. — Entscheidung der Pariser Sanitäts-Commission, die Fabriken, in denen Asphalt oder Erdbarz verarbeitet wird, betreffend. — Miscellen.

Nr. 65. Das Schlafmüßgenleben. — Die Heilquellen Siebenbürgens. — Dr. Curtis über Standeswahl. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 66. Ueber den Unglauben an die Heilkunst. — Der ehemalige Kampf der Aerzte, Chirurgen und Barbieri in Frankreich. — Die Heilquellen Siebenbürgens. — Miscellen.

Nr. 67. Die letzte Krankheit Sultan Mahmud's II. — Warnende Winke für Mütter. — Literatur. — Miscelle. — Beilage: Die letzte Krankheit Sultan Mahmud's II. (Beschluß).

Nr. 68. Ueber den Unglauben an die Heilkunst. — Der ehemalige Kampf der Aerzte, Chirurgen und Barbieri in Frankreich. — Die Heilquellen Siebenbürgens. — Rückblicke in die Vergangenheit. — Miscelle.

Nr. 69. Ueber den Unglauben an die Heilkunst. — Bade-Nachrichten. — Rückblicke in die Vergangenheit. — Statistisches. — Miscelle.

Nr. 70. Das Seebad in Scheveningen nächst dem Haag. — Feierliche Enthüllung des Wier-Monumentes in Ischl. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 71. Das Seebad in Scheveningen nächst dem Haag. — Zur Geschichte der bisherigen Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte. — Die Grundsätze der Total Abstinence Society. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 72. Ein Blick auf die Molbau und deren bekannte Mineralquellen. — Zur Geschichte der bisherigen Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte. — Die Grundsätze der Total Abstinence Society. — Correspondenz-Nachricht. — Miscelle.

Nr. 73. Ein Blick auf die Molbau und deren bekannte Mineralquellen. — Zur Geschichte der bisherigen Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte. — Die Grundsätze der Total Abstinence Society. — Tarantel und Tarantella. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 74. Reise-Skizzen. — Einige Worte über Krankenbesuche. — Tarantel und Tarantella. — Die Grundsätze der Total Abstinence Society. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 75. Reise-Skizzen. — Die Grundsätze der Total Abstinence Society. — Gallerie berühmter Aerzte. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 76. Alles aus Freundschaft. — Wohlmeinende Winke eines Menschenfreundes. — Correspondenz-Nachricht. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 77. Die Pest in Malta. — Wohlmeinende Winke eines Menschenfreundes. — Bemerkungen über die amerikanische Schreibmethode. — Literatur. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 78. Die Pest in Malta. — Wohlmeinende Winke eines Menschenfreundes. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 61. Donnerstag, den 1. August 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Ueber den diätetischen Einfluß des Fahrens auf der Eisenbahn. — Warnende Winke für Mütter. — Literatur. — Lesefrüchte.

Ueber den diätetischen Einfluß des Fahrens auf der Eisenbahn.

(Von Dr. L. Preleuthner.)

Es gibt Menschen, die das Fahren auf der Eisenbahn als offenbar schädlich für den Körper finden wollen, während andere, und dazu gehört gewiß die Mehrzahl, dasselbe als geradezu vortheilhaft für die Gesundheit, wenigstens nicht als nachtheilig erkennen. Inwiefern diese beiden gerade entgegengesetzten Meinungen gegründet sind, oder nicht, wollen wir einer näheren Untersuchung unterwerfen. Abgesehen von der Möglichkeit einer Gefahr bei der Eisenbahnfahrt, die bei dieser, wenn nicht eine sträfliche Unvorsichtigkeit der Maschinensführer, oder eine Vernachlässigung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln eintritt, eher eine geringere zu nennen ist, als bei der Fahrt mit Pferden, da das Scheuwerden der Rosse, das Quer- und Gegeneinanderfahren der Wagen u. s. w. eben nichts Ungewöhnliches und oft etwas Unabwendbares ist, richten wir unsere Aufmerksamkeit sogleich auf die Wirkung, die die Eisenbahnfahrt auf den menschlichen Organismus hervorbringt. Dabei fallen uns sogleich folgende Punkte in die Augen: das Fahren an sich selbst, als passive Bewegung, die Schnelligkeit desselben, der dadurch entstehende Luftdruck, die Verunreinigung der einzuathmenden Luft durch den über die Fahrenden oft wegstreichenden Rauch oder Dampf, das Spritzen von Funken aus dem Dampffang, das dem Gehör anfangs ungewohnte sägemühlartige Geräusch, der grelle Pfiff und der Stoß beim Abfahren und Stehenbleiben. Wir wollen jeden dieser Punkte einzeln gehörig würdigen, und sprechen zuerst vom Fahren selbst.

Jedermann fühlt sehr wohl, wie zur Gesundheit die Bewegung ein Bedürfniß ist. Freilich müssen wir die Bewegung in eine doppelte unterscheiden, in eine aktive, d. i. jene, welche der Körper durch Gebrauch seiner Bewegungsorgane selbst bewirkt, und in eine passive, wo der Mensch ohne körperliche Bemühung mittelst irgend einer Vorrichtung eine Ortsveränderung vornimmt, wie im Fahren, Schaukeln u. s. w. Wenn auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß die aktive Bewegung, als eine naturgemähere, bei weitem wirksamer und vortheilhafter für die Gesundheit ist, so geht daraus doch nicht hervor, daß man die passive deswegen verwerfen solle. Denn das Fahren afficirt die Nerven auf eine angenehme Weise, es tritt während des Fahrens eine eigenthümlich angenehme Empfindung in den Füßen, im Unterleib und im Rückenmarke (ähnlich der, die man beim leisen Schaukeln fühlt), und eine gewisse Wohlbehaglichkeit des ganzen Körpers ein. Durch diesen Nervenreiz und durch die leichte Erschütterung während des Fahrens kommt auch das Blut in mäßige Bewegung, es röthen sich die Wangen, der Puls hebt sich, größere Wärme durchzieht die Glieder, sanft bethätigt die Haut ihre Transpiration, die Lungen athmen freier und bewegter, die Eingeweide funktionieren lebhafter, kurz der ganze Lebensprozeß geht rascher und energischer vor sich. Dieser körperlich erquickende Einfluß theilt sich mehr oder weniger auch der Seele mit, dem zufolge eine psychische Aufregung und Heiterkeit entsteht, die sich nach Verschiedenheit der Individualitäten und der Charaktere bald durch Lustigkeit, Munterkeit, Gesprächigkeit, ja selbst durch Uebermuth, bald durch Ernst, Nachdenken, Beschäftigtsein mit sich selbst u. s. w. verschieden ausspricht. Fassen wir sämmtliche Wirkungen der passiven Bewegung zusammen, so ergibt sich daraus der offenbare Nutzen für die Gesundheit und deren Erhaltung, ja, ohne zu viel zu sagen, sogar manchmal ein wichtiges Hilfsmittel, selbe wieder zu erlangen, da sie gewiß nicht mit Unrecht in jenen Zuständen angewendet werden könnte, wo Bewegung überhaupt empfohlen wird, wie bei Stockungen und Anschopungen der Unterleibsingeweide, Bleichsucht, Goldaderbeschwerden und Schleimwindsucht, bei mancherlei Nervenkrankheiten und Cachexien, und daher hysterischen, bleichsüchtigen, vielkündenden Damen, hypochondrischen, dickleibigen, zum Schlagflusse geneigten Männern nicht genug zu empfehlen ist.

Ueberdies ist mit dem Fahren eine Ortsveränderung verbunden, die gewiß für alle Menschen angenehm, für viele sogar ein geistiges und leibliches Bedürfniß ist. Denn Jedermann empfindet wohl das Angenehme, öfters aus den dumpfen, ängstigen Mauern der Stadt hinauszukommen in Gottes freie Natur, die verdorbene, staubige, unreine Stadtluft öfters zu vertauschen mit der freien, erquickenden, von Wäldern, Wiesen und Gewässern stets neu belebten Luft, öfters hinauszutreten aus dem besorgenden Drange

der Geschäfte und dem Zwange mißlicher Verhältnisse, und lebensfroh und aller Sorgen bar zu genießen, was Gott all seinen Wesen gnädig zum Genuße bot!

Wenn nun schon für den Gesunden dieser Ortswechsel so eingreifend günstige Wirkungen äußert, um wie viel mehr muß dies dann von Kranken gelten, die, wenn auch nicht dadurch geheilt, wenigstens nicht selten ihres Uebels vergessend gemacht werden.

Mit dem Fahren auf der Eisenbahn kommt aber auch nothwendig seine Schnelligkeit mit in Betracht. Haben wir die Wirkung des Fahrens im Allgemeinen bereits angegeben, und haben wir die Intensität dieser Wirkungen den Umständen entsprechend gefunden, so geht daraus hervor, daß obige Wirkungen auf den Körper um so ausgesprochener und auffallender auftreten müssen, je mehr die Schnelligkeit des Fahrens zunimmt. Denn die gewöhnliche Körperstellung beim Fahren ist die sitzende. Ohne Vorwärtsbewegen bringt das bloße Sitzen auf einem festen, unbeweglichen Punkt gar keine Empfindung hervor, wie aber dieser Punkt sich nur wenig zu bewegen beginnt, erscheinen auch nur leise die obigen Aeußerungen; steigert sich endlich die Bewegung zu sehr großer Schnelligkeit, so werden auch die Wirkungen in eben demselben Verhältnisse zunehmen, so daß also Ursache und Wirkung in geradem Verhältnisse stehen. Nun ist aber die Geschwindigkeit der Eisenbahnfahrt beiläufig eine sechsfache von der, der gewöhnlichen Pferdefahrt; so müßten demnach auch die körperlichen Wirkungen in einem sechsfachen Grade gesteigert erscheinen, und haben wir gleich auch nicht bei diesen einen mathematisch genauen Maßstab zu deren genauen Bemessung, so erlauben uns doch die fühlbaren Erscheinungen die Festsetzung dieser Annahme. Es wird freilich einige Leser geben, die kopfschüttelnd und verneinend behaupten werden, sie hätten obige Erscheinungen keineswegs an sich verspürt; dies ist allerdings wahr; allein so lang der Mensch etwas nicht weiß, so lang empfindet er auch nichts, wird er aber aufmerksam gemacht, so findet er es dann auch wirklich, und wundert sich, wie er das Anfangs nicht auch gleich habe bemerken können. Wie oft vergißt man nicht in Gesellschaft, im Gespräche, im Spiele u. s. f. selbst Schmerzen und sonstige unangenehme Empfindungen, um wie viel mehr werden dann Erscheinungen am Körper unbemerkt vorübergehen, von deren Existenz sich wohl Niemand etwas träumen ließ; daß aber das geübte, scharfe Auge des Arztes es bemerken mußte, ist wohl natürlich. Ueberdies gibt es einerseits auch so kräftige und abgehärtete Naturen, die einer stärkeren Einwirkung bedürfen, um etwas zum Bewußtsein zu bringen, während bei empfindlichen, delikaten Personen die geringsten Einflüsse schon gefühlt werden; anderseits ist aber die Geschwindigkeit beim Fahren auf der Eisenbahn nicht so groß, daß es obige Erscheinungen in so auffal-

len dem Grade hervorbrächte. Dies würde nur dann der Fall sein, wenn die Schnelligkeit sich so hoch potenzirte, daß es dem Fallen von einer Höhe gleich käme, wo es dann Schwindel, Schwinden der Sinne, Betäubung, Bewußtlosigkeit hervorbringen müßte, weil dann das Fahren nichts Anderes wäre, als ein gleichsam horizontales Fallen. Daß aber diese Wirkungen auf den Körper nicht ganz geläugnet werden können, geht schon daraus hervor, daß das Anblicken der nahe gelegenen Gegenstände, die wie im Fluge an den Augen vorüberschwinden, eine leichte Verschwimmung hervorbringt, wovon man sich aber schnell befreien kann, wenn man den Blick auf weit entfernte Objekte, wie Gebirge, weit entlegene Ortschaften u. dgl. richtet, wo mit der Entfernung dieser Gegenstände auch ihre scheinbare Schnelligkeit abnimmt. Auch kann ich als Beleg zur günstigen Wirkung des Fahrens den Fall anführen, daß eine zarte, empfindsame Dame öfters von hysterischen Anfällen, die sich immer einige Zeit früher durch eine gewisse Unbehaglichkeit ankündigten, heimgesucht wurde. In dieser Lage konnte und wollte sie eine Fahrt auf der Eisenbahn aus Eitkettensrücksichten nicht ausschlagen, und fuhr nach Gänserndorf, und — ihr zu erwartender Anfall blieb ganz aus. Hierdurch aufmerksam gemacht, empfahl ihr der Arzt beim Beginne eines solchen Paroxismus eine zweite Fahrt, und er blieb abermals aus. Auf diese Weise schützt sie sich schon geraume Zeit vor allen Anfällen, die immer seltener wiederzukehren scheinen. Ob nur alleinig das Fahren oder der psychische Einfluß der Gesellschaft, die Neuheit des Orts und Luftveränderung dies bewirkte, läßt sich zwar nicht entscheiden, aber wenigstens half es, wenn nicht direkt, doch indirekt kräftig mit. Ein ähnlicher Fall ist mir auch mit einem Hypochondristen vorgekommen. Demnach dürfte die günstige Einwirkung des Eisenbahnfahrens für das Publikum und die Aerzte nicht so ganz unbeachtet bleiben.

Ein Punkt aber, den ich nicht unerwähnt lassen zu dürfen glaube, wäre der, daß bei einem starken Gewitter der Blitz Schaden anrichten könnte, da das Hauptmaterial der Bahn und der Wagen doch das Eisen ist, dessen Elektricitäts-Anziehungskraft dieses um so eher möglich machen kann, als durch das schnelle Durchschneiden der Luft unmittelbar hinter den Wagen eine gleich geringe Verminderung ihrer Dichte entsteht, wovon uns die Physik lehrt, daß bei gleicher Leitungsfähigkeit die Elektricitäts-Anziehung größer wird, wozu noch die aus dem Dampffang ausströmenden Wasserdämpfe als gute Elektricitätsleiter beizutragen vermöchten. Ich spreche dies keineswegs als eine Behauptung, sondern bloß als eine muthmaßliche Idee aus, deren Vorbedacht und Kenntnißnahme vielleicht Manchen zu ängstlich und kleinlich scheint, doch wenigstens nicht schädlich ist, insofern das Unterlassen einer Vorsichtsmaßregel ja leicht geschehen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Warnende Winke für Mütter*).

Von Johann Dollmayer, Wund- und Geburtsarzt.

II.

Das Zuvielleßen der kleinen Kinder.

Das Maß der Nahrung bei kleinen Kindern, vorzüglich solchen, die ohne Mutter- oder Ammenmilch aufgezogen werden, nicht zu überschreiten, ist allerdings eine Kunst, die viel Takt erfordert, und nicht von jeder Mutter erlernt werden kann. Gerade dies ist eine der gefährlichsten Klippen, an welcher die zu große Liebe der Mutter so häufig scheitert, und das schwache Schiffchen des Kindes auf der kaum begonnenen Reise des gefährlichen Lebensstromes zerschellt.

Höchst schädlich handeln daher jene Mütter, welche in der Absicht, das Gedeihen und den Wachsthum ihrer Kinder nur recht schnell zu befördern, denselben viel und oft zu essen gehen. Die Kinder, welchen es in der ersten Lebensperiode Instinkt ist, Nahrungsstoffe zu sich zu nehmen, ermangeln auch nicht, den in dieser Hinsicht an sie gestellten Forderungen, so viel in ihren Kräften steht, Genüge zu leisten, und bringen es endlich nach dem Wunsche ihrer Eltern wirklich so weit, für ihr Alter außerordentliche Quantitäten verschlingen zu können. Mit freudensstrahlendem Gesichte erzählt die Mutter, was ihr Söhnchen oder Töchterchen in einem Alter von kaum drei bis vier Monaten schon für große Portionen zu sich nehmen kann. Allein nur von kurzer Dauer ist in den meisten Fällen diese Freude, und muß bald einer länger dauernden Trauer Platz machen; denn häufig geschieht es, daß, trotz des Vielesens des Kindes, es doch mit dem Gedeihen desselben nicht recht vorwärts gehen will, sondern vielmehr zurück schreitet, und während der Bauch allein an Volumen zunimmt, der übrige Körper desto mehr abmagert, und zu dem monströsen Unterleibe einen höchst unangenehmen Contrast bildet. Daher die häufige Strophelsucht.

Wird aber wirklich diese Masse von Nahrungsstoffen verdaut, auch der hieraus gebildete Nahrungsaft ins Blut übergeführt, und in Masse verwandelt, so ist die Folge nicht nur eine übermäßige, mit den übrigen Kräften des Kindes nicht im Einklange stehende Ernährung, sondern auch ein Uebermaß von Blut und anderen Säften, welches verursacht, daß selbst die geringste schädliche Einwirkung schon Krankheit zu bedingen im Stande ist. Manche Mutter kann dann nicht genug erstaunen, wie ihr starkes und kräftiges Kind auf einmal zu dieser oder jener Krankheit gekommen ist; da muß nun bald der Durchbruch der Zähne, bald das Sinken des Wassers vom Kopfe, bald das Unterwachsenfein des Kindes, bald Dieses, bald Jenes die Schuld auf sich nehmen; ja es wird eher an Alles, nur an das Wahre nicht gedacht. Wird endlich ein Arzt zu Rath gezogen, welcher die wahre Ursache der Krankheit angibt, die Mutter vor derselben warnt, und das Kind auf eine schwächere Diät zurückzusetzen verordnet, so wird selber zum größten Nachtheile des Kindes nicht selten hintergangen, oder ein anderer Arzt gewählt, der sich besser in die Laune der Eltern, Nachbarinnen und Verwandtinnen zu fügen im Stande ist.

III.

Der Kaffee.

Der allgemein verbreitete, geliebte, von Jung und Alt, Arm und Reich als Göttertrank verehrte Kaffee mag beschaffen und bereitet sein, wie immer, so muß

*) S. Gesundheitszeitung Nr. 33 d. J.

dessen Gebrauch bei kleinen Kindern als unbedingt schädlich verworfen werden, und dies um so mehr, wenn er denselben häufig, oder wie ich es leider schon oft genug gesehen habe, als einziges Nahrungsmittel verabreicht wird. Ist derselbe zu stark bereitet, so bewirkt er einen, für die Organisation des Kindes zu heftigen Reiz, wodurch nicht nur das zarte Nervensystem desselben übermäßig erregt, sondern auch Wallungen des Blutes nach verschiedenen Theilen des Körpers, hauptsächlich aber nach dem Kopfe veranlaßt werden, und da dieser Reiz, wird die ihn bedingende Ursache (der Kaffee) nicht beseitigt, anhaltend fortwirkt, so wird das stets erregte Nervensystem bald geschwächt, und durch die fortdauernden Congestionen des Blutes nach dem Kopfe das Gehirn in einen entzündlichen Zustand versetzt, und das Kind nur zu bald den sich einstellenden Convulsionen, oder der hitzigen Gehirnhöhlen-Wassersucht als Opfer anheim fallen. Ich kann mit Wahrheit behaupten, daß nur wenige mit Kaffee aufgezogene Kinder diesem Schicksale entgehen, und von diesen wenigen die meisten für ihre ganze Lebenszeit ein geschwächtes Nervensystem erhalten werden. Es dürfte die in unferer Zeitepoche so auffallend vorherrschende Nervenschwäche und Reizbarkeit gewiß auch vorzüglich in dieser Ursache zu suchen sein.

Obgleich der schwach bereitete Kaffee keinen so schädlichen Reiz auf das Nerven- und Gefäßsystem des Kindes als der stark bereitete hervorbringt, so läßt sich dennoch nicht seine reizende Wirkung auf das Gehirn desselben verkennen, in Folge dessen, wenn auch langsamer und seltener, doch immer noch häufig genug die so oft tödtliche Hirnhöhlen-Wassersucht eingeleitet und ausgebildet wird. Nebstdem erschläft derselbe den Magen, schwächt dessen Thätigkeit, und macht ihn unfähig, die ihm gereichten Nahrungsmittel ordentlich zu verdauen, welches sich auch in dem blassen, fränklichen Aussehen, in dem matten Blicke, und an dem schlaffen Fleische des Kindes deutlich genug zu erkennen gibt. Und zugegeben, der schwache Kaffee besitze keine schädlichen Nebenwirkungen, so schadet er dem Kinde schon dadurch, daß die zu seiner Nahrung bestimmte Milch durch einen Zusatz, welcher keine nährenden Bestandtheile enthält, verdorben wird, die Kinder auch bei eintretender Krankheit von demselben nicht lassen wollen, und der Arzt daher nebst dieser noch mit jener schädlichen Gewohnheit zu kämpfen hat.

(Wird fortgesetzt.)

L i t e r a t u r .

„Die Mutter.“ Eine allgemein faßliche, einfache Darstellung aller, sowohl auf die Erzielung einer glücklichen Entbindung, als auch auf die erste Pflege des Neugeborenen einwirkenden Verhältnisse; nebst einer Berichtigung der, gewöhnlich in Bezug auf diesen Gegenstand herrschenden volksthümlichen Irrthümer; zur Belehrung für junge Mütter. Nach dem Englischen von Dr. Georg Preyß, Chef-Arzte im k. k. Garnisons-Artillerie-Districte zu Wien, der hiesigen medizinischen Fakultät und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede und Correspondenten u. Wien 1839. Bei J. G. Ritter von Möseles sel. Witwe und Braumüller.

Ich kann nicht läugnen, daß sich in mir, als ich dies Buch zur Hand bekam, ein ungünstiges Vorurtheil gegen dasselbe regte, weil es mir unwürdig schien, bei Engländern, trotz ihrer anerkannt guten Frauen- und Kinderzucht, in die Schule

zu gehen, wenn es sich um Belehrung deutscher, junger Mütter handelt; nachdem wir Deutsche viele und vortreffliche Bücher der Art besitzen, und unsere Frauenbildung, unser Familienleben, unsere Kinderpflege eine, wohl größtentheils höchst lobenswerthe Richtung aus eigenen Antrieben genommen hat.

Allein die Vortrefflichkeit des Buches, sowohl dem Inhalte als der Form nach, hat mich völlig versöhnt mit seinem Ursprunge, und veranlaßt mich, dem deutschen Herrn Bearbeiter desselben im Namen unserer jungen Mütter den herzlichsten Dank sowohl dafür auszudrücken, daß er Dr. Bull's Schrift: „Hints to mothers for the management of health during the period of pregnancy and in the lying in room etc.“ welche in Britannien so allgemeinen Beifall gefunden, auf deutschen Boden verpflanzt hat, als auch, daß er dieselbe unsern Sitten und Verhältnissen so zweckmäßig und befriedigend anzupassen verstand.

Das Buch enthält in einer bündigen, klaren und correcten Sprache Alles, was eine Frau zu wissen braucht, welche zur Erfüllung der schönsten Aufgabe ihres Lebens sich zu befähigen wünscht.

Von den sechs Hauptstücken, in welches das ganze Werk zerfällt, deren erstes bis fünftes in einer den zarten Sinn der Leser gewissenhaft berücksichtigenden Sprache die für Schwangere und Wöchnerinnen höchst nöthigen Winke und Belehrungen enthält, und das sechste die erste physische Erziehung der Neugeborenen darstellt, dürften das erste, zweite und fünfte selbst für Aerzte Manches enthalten, was selbst neu und interessant ist, und nur aus der Feder eines Mannes fließen konnte, dem ungewöhnlich zahlreiche und gründliche Erfahrungen, das Geburtsgeschäft betreffend, zu Gebote standen. So dürften die Abschnitte: vom Versehen, dann von der vermeintlichen Nothwendigkeit, daß Schwangere in den ersten Monaten alle körperliche Bewegung meiden, dagegen selbe in den letztern ganz vorzüglich suchen sollen, auch nicht wenig Aerzten zu Nutz und Frommen verfaßt sein. Uebrigens ist das Buch nicht für diese, sondern für die jungen Mütter selbst berechnet, deshalb in schmuckloser, verständlicher und sehr decenter Sprache geschrieben, und für jede Klasse von Frauen gleich brauchbar.

Der Hauptvorzug dieser gedrängten Abhandlung (165 Octavseiten) besteht aber in ihrem praktischen Theile.

Hier hat der Verfasser so höchst einfache Grundsätze und Verfahrensweisen entwickelt; sich von allen idealen Ansichten und modernen Heilungstheorien ferne gehalten; die junge Frau über Alles belehrt, was zu thun und zu meiden ist, und dabei strenge den Punkt angezeigt, wo die Wirksamkeit des Arztes zu beginnen hat; dies Alles so deutlich und einfach dargestellt, daß diese Lehren jeder Frau als wahr und stets ausführbar erscheinen werden, und die künftige Mutter nach Durchlesung dieses Buches, von der Heiligkeit ihres mütterlichen Berufes durchdrungen, von den Beschwerden und Gefahren desselben sorgsam unterrichtet, sich mit Muth und Umsicht zu benehmen, und von der Unwissenheit und den Anmaßungen unberufener Rathgeberinnen und Helferinnen sich zu befreien wissen wird, zu ihrem und ihres Kindes Wohl und Heile.

Deshalb wünsche ich dem Buche mit dem deutschen Herrn Bearbeiter desselben bei uns allen jenen Anklang, welchen Bull's Schrift mit Recht bei seinen gebildeten Landsmänninnen gefunden hat, um so mehr, als Ihre königliche Hoheit die durchlauchtigste Frau Prinzessin von Wassa, geborne Prinzessin von

Baden, die Widmung desselben anzunehmen geruhte, es somit den freundlichsten und ehrenvollsten Empfang bei uns schon erhalten hat.

Die äußere Ausstattung ist geschmackvoll. Druck und Papier sind vortrefflich und gereichen der Verlags-Handlung zur Ehre. Dr. — a.

L e s e f r ü c h t e.

(Monomanie.) Vor einigen 30 Jahren wurde eine junge Dame, die einzige Tochter eines vornehmen Hauses in Norddeutschland, aus einem der fröhlichsten Mädchen plötzlich eine Beute der schwärzesten Melancholie. Alle Bitten ihrer Eltern, ihnen den Grund dieser Umwandlung zu gestehen, waren fruchtlos; sie war kalt gegen deren Liebe, und erwiderte ihre Zärtlichkeiten mit Rauheit, und obwohl Gesellschaft sie nicht aufheitern konnte, so äußerte sie in derselben so bittere Sarkasmen, welche ihrem früheren Charakter eben so wenig entsprachen, als ihrer Jugend und Erziehung. Ihre Eltern untersuchten während ihrer kurzen Abwesenheit vom Hause ihr Schreibpult, aber fanden nicht das geringste Zeichen einer geheimen oder getäuschten Leidenschaft. Die erste Nachricht, welche sie von ihr hörten, war, daß das Haus, in welchem sie auf Besuch gewesen war, niedergebrannt, und daß sie nur mit Schwierigkeit gerettet worden sei, obwohl ihr Zimmer nicht in jenem Theile des Gebäudes lag, wo das Feuer begonnen hatte; daß man zuerst geglaubt habe, sie hätte sich sicher geflüchtet, sie aber, als man ihre Thüre erbrach, angekleidet und in ihrer gewöhnlichen melancholischen Stellung, die Augen auf den Boden geheftet, gefunden habe. Sie kam wieder nach Hause zurück und ihr geistiger Zustand war nicht im Geringsten freundlicher. Innerhalb zweier Monate ihres Aufenthalts im Hause ihrer Eltern brannte dasselbe ab, und ihre Mutter kam in den Flammen um; man fand sie in derselben Stellung, wie bei dem früheren Ereignisse dieser Art; sie ließ sich ruhig fortführen und zeigte keine Unruhe über das Schicksal ihrer Mutter, suchte ihren Vater nicht im Geringsten über diesen Verlust zu trösten, und antwortete auf die Beileidsbezeugungen der Freunde mit einer hartherzigen Bitterkeit und Verachtung. Vater und Tochter begaben sich nach einem Badeplaze, um sich zu zerstreuen. In der Nacht nach ihrer Ankunft ging das Hôtel, wo sie wohnten, in Flammen auf; aber dieses Mal begann das Feuer in ihrem Zimmer; man hatte die ersten Funken aus ihrem Fenster kommen gesehen, und fand sie wieder angekleidet und in tiefes Nachdenken versunken, in ihrem Zimmer sitzend. Das Hôtel war ein Eigenthum des Souverains des kleinen Staates, in welchem sich der Badeort befand. Man nahm eine Untersuchung vor; das Mädchen ward festgenommen, und gestand, daß sie in allen drei Fällen das Feuer selbst gestiftet habe, daß sie nicht sagen könne, warum sie dies gethan, ausgenommen, daß sie eine unwiderstehliche Neigung habe, Feuer zu legen. Jedemal hatte sie sich gegen solche Einflüsterungen ihres bösen Geistes so lange als möglich gewehrt, war aber immer nicht im Stande, der Versuchung zu widerstehen. Sie befindet sich gegenwärtig in einem Irrenhause, wo man ihr Anfangs etwas Freiheit ließ; aber nach einem Anfälle von Wuth, in welcher sie ein Kind auf eine höchst grausame Weise ermorden wollte, fand man es nothwendig, sie in den strengsten Gewahrsam zu bringen. Sie besitzt noch immer ihr Gedächtniß, ihre Urtheilskraft, ihren verwundenden Witz, und beobachtet sonst die skrupulöseste Delikatesse.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 62.

Montag, den 5. August 1839.

III. Jahrg.

Inhalt: Ueber den diätetischen Einfluß des Fahrens auf der Eisenbahn. — Dr. Ferrus über die Irrenanstalt Bicêtre zu Paris. — Literatur. — Gemeinnützige Nachrichten.

Ueber den diätetischen Einfluß des Fahrens auf der Eisenbahn.

(Von Dr. L. Preleuthner.)

(B e s c h l u ß.)

Unsere Betrachtung führt uns jetzt zur Beurtheilung des Luftdruckes. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Druck, den die Luftkugel auf die Erde ausübt, so groß ist, daß er für einen Quadrat Zoll eine Quecksilbersäule in einer Höhe von 28 Pariser Zoll erhält, also ein Gewicht von $12\frac{1}{3}$ Pfund beträgt. Nehmen wir die Körpersoberfläche des mittelgroßen Menschen zu 5 Schuh 6 Zoll in Quadrat an, so beträgt der ganze Flächenraum des Körpers 792 Quadrat Zoll, und für jeden Zoll das Barometergewicht von $12\frac{1}{3}$ Pfund, so ergibt sich ein Luftdruck von 9800 Pfunden. Dieses Gewicht ist das Normalgewicht, welches der Körper als zu seiner Cohäsion nothwendig zu tragen hat; denn ohne diesen Druck wird Ausdehnung und Verflüssigung vorwaltend, die organischen Säfte verdünnen sich, dehnen die erschlafften Organe und Gefäße aus, und treten durch Nase, Mund, Ohren, durch die Haut u. s. w. zur Außenwelt, wie es auf sehr hohen Bergen und bei künstlicher Luftverminderung der Fall ist. Bei Luftverdichtung tritt gerade das Entgegengesetzte ein, die Säfte werden dichter und stoffiger, es waltet Verdichtung und Contraction der organischen Gewebe vor, die Lebensfunctionen gehen kräftiger und energischer vor sich. Beim schnellen Vorwärtsbewegen entsteht aber selbst bei ruhiger Luft ein Gefühl von Wind, man athmet bei jedem Athemzuge mehr und dichtere Luft ein, wodurch einerseits größere Ausdehnung der Lungensubstanz, Vermehrung der Blutströmung dahin, thätigere Ver-

richtung derselben, anderseits größere Belebung des Blutes durch den ergiebigeren Sauerstoffgehalt, reichlichere Absonderungen und Ausscheidungen erfolgen. In dieser körperlichen Erregung mag auch die Ursache liegen, warum die französischen Aerzte in neuester Zeit die Luftverminderung und Verdichtung nicht mit Ungrund als vorzügliches Heilmittel vorgeschlagen haben. Freilich ist die Vermehrung des Luftdruckes beim Fahren nicht so bedeutend, daß es dem gesunden, kräftigen Menschen fühlbar wäre, doch lungenschwache, mit Husten und Athmungsbeschwerden behaftete Personen werden diese Wirkungen gar wohl empfinden. Alle übrigen Befürchtungen, wie Entzündung, Lungendampf, Lungenemphysem u. s. d., die daraus entstehen sollen, sind offenbar zu groß und übertrieben; um so etwas wahr zu finden, dazu gehört ein homöopathisches Auge, und ein homöopathischer Glaube!

Eine nothwendige Folge der Feuerung ist der Rauch und die Entweichung von Wasserdämpfen, die bei Windstille sich manchmal über die Wägen hinziehen, wenn nicht der Wind selbe seitwärts in die Luft vertheilt. Ist ersteres der Fall, so entsteht durch die mit Wasserdämpfen und Kohlen säure impregnirte Luft eine Verunreinigung derselben, die nach Maßgabe ihrer Quantität einen minderen oder größeren Einfluß auf die Lungen hat, der sich als Reiz zum Husten, Beklemmung, Schwere auf der Brust äußert, und der im Falle einer längeren Dauer übel beschaffenen Lungen allerdings mancherlei Schaden bringen kann. Daher Personen, die mit einem Lungenleiden belästigt sind, die Vorsicht nicht außer Acht lassen sollten, in geschlossenen Wagen zu fahren. Unser Himmelsstrich ist aber größtentheils vom Winde heimgesucht, und Windstille bei uns ziemlich selten; auch ist unsere Luftströmung immer eine nordwestliche, während die Richtung der Eisenbahn eine nordöstliche, also gerade entgegengesetzte ist. Deshalb findet dieses selten und da nur momentan Statt, indem der Rauch und Dampf seitwärts fortgetragen wird, und so die Passagiere nicht belästigt. Dieser Uebelstand wird sich ohnedies verlieren, da die Eisenbahngesellschaft in der Folge, besonders bei weiteren Reisen, zur Winterszeit oder bei rauher Witterung sich gezwungen sehen wird, die Wägen ohne Unterschied der Klassen einzudecken, und vor allen unangenehmen Einflüssen, wie Wind, Regen, Rauch zu schützen. Unterwirft man den Staub auf gewöhnlichen Straßen mit dem Rauch auf der Eisenbahn einem Vergleiche, so halten sie sich ziemlich das Gleichgewicht, indem bei jenem die Lungen mechanisch, bei diesem chemisch angegriffen werden, und letzterer insofern als das geringere und erträglichere Uebel angesehen werden muß, als man sich gegen den Rauch leichter durch Bedeckung der Wägen schützen kann, als gegen den Staub, der wie eine schwere Wolke stets den Fahrenden umschwebt, und durch die kleinsten Fugen dennoch überall eindringt, während der Rauch vermöge seiner Ausdehnungs-

keit sich von selbst mehr in der Luft vertheilt, und von dem leisesten Lüftchen schon zerstäubt wird.

Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit dem Sprigen von Funken aus dem Dampffang. Wenn gleich daraus (die Augen allenfalls ausgenommen) kein offenbarer Schaden für den Körper hervorgeht, so leidet doch wenigstens die Kleidung darunter, und es muß daher überhaupt ihm als etwas Unangenehmen durch zweckmäßige Mittel, als: durch eine vermehrte Länge des Dampffanges, durch das Anbringen einer Sicherheitslaterne an der Ausmündung des Fangcylinders, oder durch eine vielleicht gar erst zu erfindende Vorrichtung, Abhilfe geschafft werden. Dieses ist größtentheils schon geschehen, und eine Klage hierüber jetzt außerordentlich selten.

Mit allen Dampf-Apparaten ist ein Geräusch unabwendbar verbunden, das beim Dampfwagen mit dem Geräusch einer Sägemühle Aehnlichkeit hat. Es ist zwar wahr, daß empfindliche Ohren dadurch eben nicht angenehm ergriffen werden, jedoch ist es von keinem Belang und durchaus nicht als schädlich zu betrachten; denn erstens ist das Geräusch überhaupt nicht so laut, besonders wenn man sich in die geschlossenen oder in die letzteren Wagen begibt, wo es gar nicht hörbar ist, und zweitens ist das Ohr, besonders das des Städters, ja immer an einiges Geräusch gewohnt, es mag auf diese oder jene Weise hervorgebracht worden sein. Bei weitem unangenehmer ist hingegen der grelle Pfiff beim Abfahren und Stehenbleiben, von dem ich wohl nicht sagen kann, ob er nothwendig ist, um den Wagen durch Auslassen des Dampfes stehen zu machen, oder ob er auch unterbleiben könnte, wo im ersteren Falle man sich mit der Unmöglichkeit des Unterlassens zufrieden stellen müßte. Was aber den Stoß anbetrifft, den man beim Abfahren durch Anspannung der Verbindungsketten erleidet, und der dem gleich kommt, wenn Pferde bei erschlafften Wagensträngen plötzlich zu gehen anfangen, so ist dieser allerdings ein Uebelstand; denn diese plötzliche Erschütterung, zumal wenn sie unvorbereitet erfolgt, bringt schon beim Gesunden ein heftiges Zusammenfahren und momentanes Herzklopfen hervor, das bei schwachen, kränklichen, mit organischen Fehlern behafteten, sehr vollsaftigen Personen leicht von Nachtheil sein kann, daher Blutspeier, Personen, die an Harn- oder Gallensteinen, Gefäßausdehnungen, Geschwülsten, Brüchen, Herz-, Blutlauf- und Athemfehlern u. s. w. leiden, nie auf der Eisenbahn fahren sollen, ohne früher mit einem Arzte darüber Rücksprache gepflogen zu haben.

Dies wären im Allgemeinen die Grundzüge der Wirkungen, die durch das Fahren auf der Eisenbahn auf den Körper hervorgebracht werden, und woraus man leicht ersieht, daß allerdings einige Umstände vorkommen, deren Abwesenheit freilich besser wäre als ihr Vorhandensein. Allein es gibt nur sehr wenige Dinge auf der Welt, die, von allen Standpunkten aus betrachtet,

lauter Nutzen und Vortheil und gar keine Schattenseite darböten. Es ist genug gethan bei einer Sache, wenn ihre Nutzbringung die Schattenseite bei weitem überwiegt. Wenn auch einzelne persönliche Interessen und Ansichten öfters leiden, muß man ihr doch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, besonders da ihr günstiger Einfluß auf Handel und Industrie, ja selbst in politischer und intellectueller Hinsicht so eingreifende, ja fast unberechenbare Wirkungen nach sich zieht, wie dies bei der Eisenbahn in so hohem Grade der Fall ist.

Dr. Ferrus über die Irrenanstalt Bicêtre zu Paris.

Hr. Ferrus, der Berichterstatter über die Abtheilung der Wahnsinnigen in Bicêtre, zeigt in seinem Memoire*), daß er unter jene guten Geister gehöre, welche die Kraft ihrer Beweise durch die Mäßigkeit ihrer Sprache verdoppeln, und welche bei ihren philanthropischen Regungen nicht vergessen, in wie weit Verbesserungen ausführbar, und welcher Art die Hindernisse sind, welche ihnen im Wege stehen. Obwohl Niemand tiefer in das Detail der Verwaltung dieser Anstalt einging, und deren Blößen und Unvollkommenheiten aufdeckte, wie er, so deutete er doch auch zugleich auf die bestehenden Hindernisse hin, und tadelte dabei mit Mäßigung. Uebrigens ist die Abtheilung der Wahnsinnigen von Bicêtre eine von jenen Anstalten, welche günstig für den Eifer ihrer Vorsteher spricht. Schon seit langer Zeit bemühte man sich, dem Dienste dieser Anstalt die möglichste Vollkommenheit zu geben; vom Jahre 1826 — 1829 wurde ein neuer Hof hinzugebaut, die Anstalt in allen ihren Theilen reparirt, die alten Zellen demolirt und die Schlafsäle vergrößert. Zur selben Zeit entwarf die Verwaltung einen Plan zu neuen Bauten, für welche eine Summe von jährlich 150,000 Francs bewilligt wurde; ja sogar das ganze Verwaltungspersonale erhielt eine neue Organisation, welche mit den eben erwähnten Verbesserungen mehr im Einklange stand.

Leider erstreckte sich diese wohlthätige Regsamkeit nur bis zum Jahre 1830, seit welcher Zeit wenig oder gar nichts mehr zu Gunsten der Wahnsinnigen in Bicêtre gethan wurde. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Anstalt mit Umsicht und Menschlichkeit geleitet wird; aber entspricht sie denn auch allen speziellen Bedingungen, deren Erfüllung man dort zu suchen berechtigt ist? Ist sie einiger wesentlichen Verbesserungen halber schon würdig, als Muster für ähnliche Anstalten aufgestellt zu werden? Ist die Verwaltung des Inneren dieser Anstalt, die Anlage der Gebäude, die Vertheilung der Kranken, die Organisation des ärztlichen Dienstes u. s. w. im Einklange mit den Interessen der Kranken und den Fortschritten der Kunst? diese und ähnliche Fragen finden im Berichte des Hrn. Ferrus Lösungen, welche nur mittelmäßig befriedigen. Wenn er die Bemühungen der Verwaltung in früherer Zeit lobt, so findet er in dem jetzigen Zustande der Irrenabtheilung, neben einer sehr geringen Masse von wahrhaft Gutem, eine große Menge von Uebelständen und Mängeln. Der erste Punkt, den er einer näheren Betrachtung unterzieht, ist die Classification der Kranken; diese ist fehlerhaft, theils wegen Unzulänglichkeit der Gebäude, theils wegen ihrer Lage. Eine Lücke, deren

*) »Rapport de la commission médicale sur les hospices de Paris" 1839.

Ausfüllung sehr wünschenswerth wäre, ist die Errichtung einer eigenen Abtheilung für geistesranke Kinder zu Bicêtre. Hr. Ferrus hat zu wiederholten Malen in seinem Dienste eine gewisse Anzahl von Kindern zur Behandlung übernommen, deren Geisteszustand seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Darunter konnten einige wegen übermäßiger Reizbarkeit ihres Charakters, andere wegen Geisteschwäche keine Erziehung im Hause ihrer Eltern erhalten; bei noch anderen zeigten sich trotz der Zartheit ihres Alters schon Phänomene von tollem Irresein, die sich in der Regel erst in späteren Lebensjahren einzustellen pflegen. Trotz der Besserung, welche sich an diesen Kindern während ihres Aufenthaltes in Bicêtre offenbar zeigte, hat sich doch der Gebrauch eingeschlichen, Kinder unter fünfzehn Jahren in ein anderes Spital zu bringen, um sie dort besser zu isoliren als es in Bicêtre möglich ist. Zwar besitzt Bicêtre jetzt einen eigenen Saal für zwölf Kinder unter fünfzehn Jahren; aber diese Einrichtung ist nicht definitiv, sondern nur ein ausnahmsweises Zugeständniß, zu dem man sich nur auf Hrn. Ferrus' dringendste Bitten herbeiließ. Zur Zeit, als Letzterer seinen Bericht abfasste, waren vier von diesen jungen Irrennigen wieder zum Gebrauche ihrer Vernunft gelangt, und auch an den übrigen begannen sich mehr beruhigende Symptome zu zeigen. Mit allen war man schon so weit gekommen, daß man sie zu kleinen Diensten verwenden konnte. Alle diese Resultate unterstützen nur den Wunsch des Hrn. Ferrus, durch dessen Realisirung die Welt und besonders diese armen Kinder nur gewinnen müßten. Das Interesse der Wissenschaft, welches mit denen der Humanität so innig befreundet ist, fordert, daß das Studium der Geisteskrankheiten durch einen weiten Spielraum für klinische Beobachtung gefördert werde. Uebrigens glauben wir, daß nichts leichter wäre, als dieser neuen Section eine entsprechende Localität entweder in Bicêtre, oder auf der Meierei Saint-Anne anzuweisen.

Die Bedenkllichkeiten, welche Hr. Ferrus über die Sicherheit der Anstalt äußerte, wurden erst neulich durch eine Entweichung nur zu sehr gerechtfertigt. Der Mangel an Arbeitssälen ist kaum zu begreifen, besonders da man heutzutage die Arbeit mit so glücklichem Erfolge in Irrenanstalten einführt; besonders fühlbar wird derselbe im Winter, wo die Unterbrechung der Arbeit sowohl auf das Gemüth der Kranken, als auch auf die Hausordnung von störendem Einflusse sein muß. Eben so fehlen gehörige Zimmer zur vorläufigen Aufnahme neu ankommender Geisteskranken; Hr. Ferrus besteht sehr auf der Nothwendigkeit, solche zu errichten, und schlägt als Localität dazu den Meierhof Saint-Anne vor. Diese letztere Maßregel hat bedeutende Vortheile für sich; denn die Kranken können leichter und wohlfeiler nach einer der Barrieren von Paris transportirt werden, als nach dem entfernteren Bicêtre, und die Verwandten der Kranken können sich leichter nach dem Befinden derselben erkundigen. Ferner vergesse man nicht, daß das Gesetz den freiwilligen Eintritt in die Irrenanstalten zu erleichtern trachtete, und dieser würde gewiß in Saint-Anne zahlreicher sein. Man darf jedoch nicht fürchten, daß durch diese erleichterte Zulassung die Anzahl der Kranken zu groß würde, denn diese würde durch eine größere Anzahl von glücklichen Kuren gewiß ausgeglichen werden. Setzt man der Aufnahme der Kranken Hindernisse in den Weg, so verschlimmert man ihren Zustand um so gewisser, theils durch die Wirkung des Verzuges, theils durch die harte Behandlung, welcher man dieselben gewöhnlich aus-

setzt. Bringt man diese Unglücklichen in das Central-Bureau, so errathen sie aus den Formalitäten, was man mit ihnen vor hat, und werden dadurch beängstigt und unruhig; werden sie bei der Polizei-Präfectur fest gehalten, so wird ihre Erbitterung nur noch mehr gesteigert, und von dorthier bringt man sie stets gefesselt und mit allen Symptomen der Wuth nach Bicêtre. Vergleicht man den Einfluß ähnlicher Institutionen mit dem freiwilligen Zutritte zu einem Orte, dessen Erscheinung nichts Düsteres an sich hat und dessen Bestimmung für den Ankömmling ein Geheimniß ist, so wird man sich gewiß bald für letzteren entscheiden.

Ein eben so wichtiger Mangel ist der eines klinischen Amphitheaters. Vor Hrn. Ferrus existirte zu Bicêtre gar kein Unterricht; er war der Erste, welcher in diesem entfernten Spital mehrere Monate des Jahres hindurch Conferenzen mit einer großen Anzahl von Zöglingen sowohl, als einheimischen und fremden Aerzten hielt. Die Armseligkeit des Locales schadete zwar keineswegs dem Erfolge, welchen Hrn. Ferrus' Vorlesungen hatten, aber sie deutet auf den Nutzen hin, welchen eine regelmäßige Fortsetzung eines solchen Unterrichtes hätte, welchem Zwecke ein Amphitheater entspräche, mit dem man zugleich eine geräumigere Sectionskammer, als die jetzige ist, verbinden müßte. Die Gunst, welcher sich heutzutage das klinische und psychologische Studium der Nervenkrankheiten erfreut, sollte die Regierung aufmerksam auf dieses doppelte Bedürfniß machen; die Befriedigung desselben würde die Ecken der Anstalt für ihren Aufenthalt zu Bicêtre entschädigen, und sie zu gleicher Zeit mehr an ihren Dienst binden.

Was die Local-Verhältnisse von Bicêtre betrifft, so sind diese unzureichend, mangelhaft disponirt und zu unregelmäßig. Das Plateau von Gentilly, so sachend und fruchtbar es auch dem Blicke erscheint, ist doch nur für gesunde und robuste Menschen ein guter Aufenthaltsort. Da es von keiner Seite durch Hügel geschützt ist, so herrscht hier bei kalter Witterung eine Temperatur, welche um 2 Grade niedriger ist, als die des Observatoriums; in der Hitze des Sommers fehlt der kühlende Schatten, und die Winde herrschen hier zu jeder Jahreszeit. Die Archive des Spitals beweisen, daß dieser Ort nie ein heilsames Asyl gewesen sei, als höchstens für Greise, welche an harte Arbeiten gewohnt waren, oder für junge, rüstige Uebelthäter; so oft man jedoch Kindebetterinnen dahin brachte, oder ausgelegte Kinder, so wüthete die Sterblichkeit so sehr unter denselben, daß man alsbald von diesen unglücklichen Versuchen abzustehen genöthiget war.

(Der Beschluß folgt.)

L i t e r a t u r.

- „Grundzüge der Naturlehre des Menschen von seinem Werden bis zum Tode.“
 Von Dr. J. N. Bischoff, Edlen von Altenstern, k. k. wirkl. Regierungsrathe, Commandeur erster Klasse des kurfürstl. hessischen Hausordens vom goldenen Löwen, Stabsfeldarzte, o. ö. Professor an der k. k. Josephs-Akademie, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften etc. Wien 1839.

Dieses, mit vorzüglicher Hinsicht auf die praktische Medizin bearbeitete Werk handelt die Naturlehre des Menschen in ihrem ganzen Umfange, so wie auch in anatomischer, zootomischer, naturhistorischer, chemischer und dynamischer Hinsicht mit einer Gründlichkeit ab, welche demselben eine ausgezeichnete Stelle, die gleichsam die Mitte hält zwischen den Werken der transcendentalen naturphi-

losophischen Schule, und den nüchternen Erzeugnissen der älteren, zu sehr an der Materie und Empirie klebenden Periode, errungen hat. Obwohl zunächst für Aerzte bestimmt, scheint dasselbe nicht bloß dem Arzte von Beruf allein zugänglich zu sein, sondern die Bearbeitung desselben ist zu gleicher Zeit auch so faßlich und verständlich, daß auch gebildete Nichtärzte dasselbe seinem wesentlichen Inhalte nach auffassen können, und auf diese Art in eine Sphäre des menschlichen Wissens eingeführt werden, welche dem Menschen und seinen wärmsten Interessen so nahe liegt, daß man sich billig wundern muß, wie die Lehre von der Natur des Menschen und den Gesetzen seines Daseins bis jetzt sich so wenig der Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums erfreuen konnte. Als Beleg für diese Meinung mögen uns die Worte des allgemein verehrten Herrn Verfassers dienen, welcher sich Seite 48 über die Wichtigkeit des Studiums der Physiologie folgendermaßen ausdrückt:

»Wenn die Physik, als die Lehre von den unorganischen Naturkörpern, für jeden Menschen ein Bedürfnis ist; wenn durch sie das Auge über die Erde hinausreicht und das Herz sich erhebt, indem es die Unendlichkeit der Schöpfung betrachtet; wenn schon die Physik für Gewerbe, Künste, Ackerbau- und Handel von unberechenbarem Einflusse ist: so macht die Physiologie auf alle diese Vorzüge einen um so größeren Anspruch, da Physik bloß die Außenwelt, Physiologie aber den Menschen an sich und in Bezug auf diese betrachtet; und das höchste Studium für die Menschheit ist gewiß der Mensch.

»Sie gehört in die Reihe der erhabensten Wissenschaften, indem sie die höchste Aufgabe: Kenne dich selbst — zu lösen sucht.

»Sie ist die Grundlage der physischen Erziehung, welche wieder die Basis der moralischen ist.

»Durch sie reißt das Kind fröhlich gedeihend zum Knaben heran, dieser zum vielversprechenden Jüngling, diesem gewährt sie den sichersten Schutz gegen geheime Laster; — dem Manne entfernt sie Siechthümer mancher Art, und selbst der Greis, durch sie belehrt, betrachtet den Tod nicht als Vernichtung, sondern als Wechsel, als Uebergang in ein höheres Dasein, als Zurückberufung zum Schöpfer.

»Durch die Kenntniß seiner selbst steht der Mensch in seiner höchsten Würde da; bei der Betrachtung seines herrlichen Baues wird er mehr als durch irgend eine Wissenschaft von der Größe des Baumeisters der Welten durchdrungen; und während der Physiker mit den Worten der Schrift ausruft: »Coeli enarrant gloriam Dei,« sagt der Physiologe mit den Weisen des Alterthums: »Natura nusquam magis, quam in minimis tota.« —

Das Werk besteht aus zwei Bänden, deren erster die allgemeine, der zweite aber die spezielle Physiologie, nämlich die Darstellung und Erklärung der Functionen der einzelnen organischen Systeme, enthält. Besonders ansprechend für den Nichtarzt dürften im ersten Theile die Abhandlungen über die Modificationen des Lebens, als: das Alter, Geschlecht, Temperament, äußerer Körperbau, Körperconstitution, Gewohnheit und Klima, so wie die Unterschiede der Menschen unter sich, sein. Hier ist die wissenschaftliche Auffassung mit einer so faßlichen Darstellungsweise gegeben, daß sowohl der Arzt ex professo als auch der Laie bei Durchlesung dieser Abschnitte sich sicher ganz befriedigt fühlen müssen.

So schließt sich also dieses, zwar ursprünglich für den Arzt bestimmte Werk seiner Bearbeitung wegen würdig an Burdach's, von der gebildeten Welt mit so vielem Beifalle aufgenommene, Anthropologie an, deren Tendenz es ist, die Aufmerksamkeit des Gebildeten überhaupt auf die Eigenschaften und Wunder der menschlichen Natur zu lenken, denselben zu lehren, sich selbst näher kennen und achten zu lernen, und dadurch einen gewiß unberechenbaren Fortschritt in seiner geistigen Kultur zu machen.

Diese gewiß schöne Tendenz scheint der geehrte Hr. Verfasser auch nicht über dem rein wissenschaftlichen Zweck, nämlich dem, als öffentlicher Lehrer seinen Schülern und der ärztlichen Welt eine wissenschaftliche Darstellung seines Gegenstandes zu schenken, unberücksichtigt gelassen zu haben. Die einfache, und dabei so schöne, faßliche Schreibart, die nirgends übergangene deutsche Nomenklatur, ja sogar die Reducirung der dem Laien oft schwierig erscheinenden Kubikmaße auf die in Oesterreich gebräuchlichen Hohlmaße, so wie auch eine kurze, verständliche Exposition der Anatomie der animalischen Systeme und Körpertheile, scheinen diese unsere Muthmaßung zu rechtfertigen. Wir schließen diese Zeilen mit dem herzlichsten Wunsche, daß der gefeierte Verfasser auch den Lohn seiner unablässigen Thätigkeit in der Anerkennung derer finden möge, zu deren Nutzen und Unterricht er dieselbe angewendet.

Gemeinnützige Nachrichten.

— In einer Versammlung der brittischen Naturforscher zu New-Castle ward eine Commission ernannt, die über die zweckmäßigsten Hörmaschinen zu berichten hat. Das Comité fordert Jeden, der Lust hat, durch Mittheilungen oder Ueberweisungen von Apparaten und Instrumenten sie zu unterstützen, auf, dieselben dem Hrn. Taylor (Red Lion Court London) franco zu übersenden.

— Die medizinische Gesellschaft zu Bordeaux hat folgende Preisaufgabe für 1839 gestellt: „Welches ist die beste Methode, um die in der atmosphärischen Luft befindlichen fremden Bestandtheile, namentlich solche, die von organischen Körpern herrühren, zu erkennen? Anwendung dieser Methode bei der Untersuchung der Luft in Schauspielhäusern, Spitälern und der Sumpfluft.“

— Die Stadt Lyon besitzt eine große Zahl Heil- und Versorgungs-Anstalten. Es bleibt in dieser Beziehung nur wenig hinter Paris zurück. Es hat eines der größten und schönsten Spitäler der Welt, eine vortreffliche Geburts-Anstalt, ein Militärspital, ein Versorgungshaus (hospice) für Alte, eines für Unheilbare, für Findelkinder, ein Kinderspital, eines für Haut- und andere ansteckende Krankheiten, ein Irrenhaus — lauter Institute, die eine Menge trefflicher Elemente für das Studium der praktischen Medizin darbieten. Außerdem besitzt die Stadt eine Menge von Wohlthätigkeits-Anstalten, Blinden- und Taubstummen-Institute u. s. w., die gleichfalls reiche Gelegenheit zur Beobachtung und Erfahrung darbieten. Lyon hat eine medizinische Secundär-Schule, eine Akademie, medizinische und pharmazeutische Gesellschaften, eine Veterinär-Schule, einen Gesundheitsrath. Die Leistungen und Thätigkeit dieser so vielfachen philanthropischen Institute, denen es bis jetzt an einem öffentlichen Organe fehlt, gelangen seit 1839 in einem eigenen Journal (Journal de Médecine de Lyon) in bestimmten Perioden zur Kenntniß des ärztlichen Publikums.



d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 63. Donnerstag, den 8. August 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Anspruchslose Meinungen eines bejahrten Weltbürgers über die fast unglaubliche Menge der Hunde in Wien. — Dr. Ferrus über die Irrenanstalt Bicetre zu Paris. — Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich. — Miscellen.

Anspruchslose Meinungen eines bejahrten Weltbürgers über die fast unglaubliche Menge der Hunde in Wien.

Von Dr. — tt. —

Die frühere Liebhaberei Einzelner am Erziehen und Halten der Hunde — damals noch unter die so genannten noblen Passionen gezählt — scheint seit einiger Zeit in mehreren Gegenden Deutschlands, ganz vorzüglich aber bei uns in Wien, zu einer beinahe allgemeinen Manie ausgeartet zu sein. — Man wird gegenwärtig kaum zwanzig Häuser in der Stadt selbst finden, in denen nicht wenigstens ein Hund dieser oder jener Familie angehörte, in den Vorstädten aber fast keines, in welchem nicht mehrere Wohnungsparteien sogar mehrere Hunde hielten; nicht etwa, als bedürften sie derselben zum Betreiben ihres Gewerbes — wie Fleischhauer, Säger, Hirten u. — oder als Wächter des Hauses, im Hofe an der Kette, nein, selbst solchen Personen, die für sich gar oft kaum das tägliche Brot haben, gefällt es, ein Paar dieser Thiere zu halten.

Der stets rege, besonders auf jede Gelegenheit eines gemächlichen Erwerbes reflectirende Speculationsgeist hat sogar schon manche philanthropische Menschen zur Gründung förmlicher Bildungsanstalten *) für Hunde veranlaßt, in denen zuverlässig wenigstens fünf Sechstheile derselben für gar

*) In dergleichen Institute pflegen sich auch — vielleicht instinctartig — die meisten Hunde zu verlaufen, von deren Eigenthümern sich die Zusicherung einer namhaften Belohnung für die Zurückgabe, im Intelligenzblatte, oder durch besondere Anschlagzettel an den Straßenecken bald zu lesen erwarten läßt.

feinen andern Zweck erzogen werden, als ihre einstigen Käufer zu belustigen; dahin gehören, außer den Mignons oder Schooßhündchen der Damen, vorzüglich die Möpse, Pudel, Spitze, Pommer, Windspiele, Pinche und alle die verschiedenen Racen, welche bei ihrer Verweichlichung durch zu große Pflege eben so sehr, als die auf den Straßen herumlaufenden herrenlosen der Gefahr des Tollwerdens ausgesetzt sind. — Die Mignons besonders bringen in der Regel sogar schon aus ihren Erziehungs-Instituten den Keim mancher Krankheiten mit, die gewöhnlich binnen zwei Jahren in gänzlichem Siechthum, als: Lendenlahmheit, Keuchhusten oder Heiserkeit, Gliederzittern und Rückenmarksauszehrung, übergehen, was die gewöhnlichen Folgen des in frühesten Jugend ihnen eingeschütteten starken Branntweins und anderer angewandter wider natürliches Mittel sind, durch die man ihnen das Wachsthum zu benehmen sucht, um sie, je kleiner und niedlicher, auch um so höher im Preise anzubringen.

Daß die Atmosphäre kranker Menschen für längere Dauer auf Gesunde nachtheilig wirke, wird wohl Niemand bezweifeln; aber manche Dame, die nur mit Vorsticht und geheimen Schauer die mindeste Handreichung einem Gebrechlichen zu leisten wagen würde, trägt kein Bedenken, an ihre, oft sehr eckelhaft Kranken Hunde Küsse und die zärtlichsten Liebeskosen zu verschwenden, sie zu sich in's Bett zu nehmen und die doch gewiß gefährlichen Ausdünstungen derselben einzuathmen. Referent — obgleich nicht Arzt — glaubt die Ursache des fahlen Aussehens, der erschreckenden Magerkeit und des frühen Welkens — Wahrzeichen, die er bei manchen Frauenzimmern beobachtet hat, die sich als vorzügliche Hundspatroninnen auszeichneten — mit Recht dieser üblen Gewohnheit zuschreiben zu dürfen.

Es hat zwar von jeher Sonderlinge gegeben, die mancherlei, nicht selten in das Bizarre streifenden Neigungen fröhnten, — Menschen die ihr ganzes Herz an Katzen, Meerschweinchen, Igel, weiße Mäuse, Eichhörnchen, Laubfrösche, Turkeltauben, Heimchen, Goldfischchen und Wigel aller Art in förmlichen Hecken hingen, aber höchst auffallend bleibt es doch immer für den ruhigen Zuschauer, daß die Lust am Hundehalten in unsern Tagen fast zu einer allgemeinen Manie werden konnte, zumal, wenn man die davon unzertrennbaren, für unbemittelte Familien höchst lästigen Schwierigkeiten erwägt; denn nicht genug, daß eine sorgfältige Reinlichkeitspflege und der Unterricht — bei welchem trotz aller Gelehrigkeit doch die Peitsche und der Hunger als Hauptmaitres figuriren — manche, sonst erwerbender Arbeit gewidmete Stunde entziehen, so geben auch die indecenten und diebischen Gewohnheiten der meisten Hunde zwischen dem Inhaber und den Nachbarn nur zu oft sehr gegründete Veranlassung zu

Unannehmlichkeiten, die dann nicht selten das Verbrühen mit siedendem Wasser von Seite böshafter Küchenmägde, eine Terpentinprobe muthwilliger Gassenjungen, wohl auch geheime Einladungen an die Abdeckerknechte, oder wirkliche Vergiftung zur Folge haben. Aber ungeachtet aller dieser, für Hundseigenthümer fast unaussprechlichen Verdrießlichkeiten, ungeachtet der, auf höhere Befehle verschärften Thätigkeit des Wasenmeisters und seiner Gehilfen — die ein paar Tage jeder Woche mit dem Einfangen auf den Straßen herumlaufender Hunde beschäftigt sind — sieht man die Zahl derselben sich in's Unglaubliche vermehren. Es würde in Wahrheit Referenten dieses nicht schwer fallen zu erweisen, daß gegenwärtig in nerhalb den Linien Wien's an fünfzig Tausend Hunde gehalten werden. Man rechne nach dieser gar nicht übertriebenen Anzahl auf die durch sie verursachte Consumtion der Lebensmittel, und man wird sich überzeugen, das diese Thiere, deren Nahrung bekanntlich, im Durchschnitte genommen, mit jener des Menschen ziemlich übereinkommt, in den Zeiten der Theuerung die Armuth ungemein beeinträchtigen.

Sowohl dieser Umstand, als auch die durch eine so ungeheure Anhäufung gewaltig vermehrte Gefahr der Hundswuth oder Wasserscheu, ein, sowohl Menschen als auch andern Thieren durch den Biß — man will sogar behaupten, auch ohne diesen, durch den bloßen Geifer — fürchtbar drohendes Uebel, nehmen wohl mit Recht die Aufmerksamkeit der Behörden in Anspruch; indeß haben die bis jetzt getroffenen Maßregeln nur als Palliativmittel gewirkt, weil die Thätigkeit der Abdeckerknechte, selbst an außerordentlichen Tagen, bei dem Erscheinen des Karrens und Einfangen der ersten paar Hunde augenblicklich durch die dabei geschäftige Straßenjugend und den begleitenden Troß neugierigen Pöbels in den zunächstgelegenen Quer- und Seitengassen bekannt wird, folglich die meisten Hundseigenthümer noch Zeit genug finden, die Gefährdeten in Sicherheit zu bringen, also auch nur eine geringe Nachlese zu erwarten steht. — Würde demnach nicht eine förmliche Abgabe oder Steuer, die füglich in mehrere Klassen zerfallen könnte, und nach höherem Ermessen die erweisbar nöthigen Hunde entweder gar nicht, oder doch sehr gering, dagegen alle so genannten Luxus- und entbehrlichen Hunde — wir haben die Gattungen derselben bereits aufgeführt — um so strenger trafe, ein weit eingreifender wirkendes Mittel zur nöthigen Verminderung der so ungemein überhandgenommenen Anzahl werden? —

Da das Vergnügen am Erziehen und Halten der Hunde nicht nur durch die vergrößerte Consumtion der Lebensmittel, sondern auch durch die vermehrte Gefahr der Wuth oder Wasserscheu das allgemeine Beste gewissermaßen beeinträchtigt, so ist es wohl — Referentens bescheidener Meinung

nach — nichts mehr als billig, daß jeder Einzelne um dieser seiner Liebhaberei willen auf einer andern Seite das allgemeine Beste zu entschädigen suche, mit einem Worte: sich einer Hundesteuer unterwerfe. Unsere preiswürdige Regierung würde gewiß sehr bald einen nützlichen, mithin wohlthätigen Zweck für die Verwendung dieser ganz freiwilligen Abgabe ausgemittelt haben, und das wäre sie doch, da es ja in jedes Menschen eigenem Belieben stände, sich derselben durch das Abschaffen seiner entbehrlichen Hunde zu entziehen?

Daß diese Steuer theils auf derlei directe, theils indirecte Art bereits in mehreren Staaten Deutschlands erhoben wird, ist notorisch; auch bei uns könnte wohl die Einführung derselben ohne alle Schwierigkeiten, sogar ohne besonderen Kostenaufwand, vorgenommen werden, am sichersten vielleicht durch eine förmliche Verpachtung überhaupt an eine, oder bezirksweise an mehrere Individuen, weil sich von dem sorgfältigen Raffinement des dadurch rege gewordenen Privatinteresses eine um so geschärferte Wachsamkeit zur Vermeidung aller Unterschleife und des Betruges erwarten ließe. — Es bedürfte für diesen Zweck nur eines gewissen, kennbaren und leicht in die Augen fallenden Zeichens — dessen unbefugte Nachahmung gesetzlich streng verboten würde, — welches alle Hunde an dem gewöhnlichen Halsbande, oder statt desselben, tragen müßten, widrigenfalls sie, ohne weitere Rücksicht, auf der Strafe von den Abdeckerknechten einzufangen wären. Bei dem jedesmaligen Eintritte der sogenannten Hundstage könnte sodann die Steuer durch Ausgabe neuer, von den vorigen sich unterscheidender Zeichen erhoben werden. Auf diese Art würden, außer den sehr unbedeutenden Kosten der Fabrikation und dem kleinen Rabatt für den obrigkeitlich bewilligten Commissionsverkauf dieser Zeichen, kaum noch berücksichtigenswerthe Schwierigkeiten obwalten. Tügllich könnten, wie schon oben erwähnt, mehrere Klassen dieser Steuer angenommen werden; blieben aber auch die erweisbar unentbehrlichen Hunde von derselben ganz verschont, so würde dennoch die ungeheure Anzahl der entbehrlichen, unter gehöriger Verwaltung, eine jährliche, sehr bedeutende, reine Revenue abwerfen, die für die schnellere Erreichung manches, das allgemeine Beste fördernden Zweckes äußerst willkommen sein dürfte? —

Dr. Ferrus über die Irrenanstalt Bicêtre zu Paris.

(Beschluß.)

Einen eben so verschiedenartigen Einfluß hat der Aufenthalt zu Bicêtre auf die Geisteskranken; denn weit entfernt, das körperliche Wohlsein zu genießen, welches man ihnen in andern Anstalten zu verschaffen sucht, sind sie, wie

andere Menschen, denselben frankmachenden Einflüssen ausgesetzt. »Die Feuchtigkeit,« sagt Hr. Ferrus, »die Kälte, eine zu hohe Temperatur, selbst wenn sie vorübergehend durch Gewitter gemildert wird, tödten unsere hinfalligen Blödsinnigen und paralytischen Kranken; man kann sich davon überzeugen, wenn man genau die Witterungsverhältnisse beobachtet, unter welchen der Tod mit größter Wuth in unserer Anstalt sich zeigt.«

Aus diesem Allen geht also deutlich die Nothwendigkeit hervor, ein anderes Local und eine Muster-Anstalt für Geistesranke zu errichten. Ein solches Monument mangelt in der That unserer großen Hauptstadt, und diese Frage wäre wohl einer genaueren Erwägung von Seite des General-Conseils der Spitäler werth. Aber leider! werden vielleicht mehrere Jahre von Versuchen nothwendig sein, um das verwickelte Räthsel aller jener hygienischen Bedingungen zu lösen, welche eine solche Anstalt in sich zur schönen Einheit bringen soll. Uebrigens glauben wir, daß über manche von jenen Punkten die Wissenschaft selbst noch nicht mit sich im Reinen sei, und daß man ohne scientifiche Grundlage einen solchen Bau nicht beginnen dürfe. Die Documente, welche Hr. Leuret über eine Reise in dem Norden mittheilte, beweisen, welche Uebelstände eine solche unüberlegte Hast im Bauen solcher Anstalten nach sich zog. Der geniale Versuch, den man zu Saint-Anne machte, ist von der Art, daß er eines Tages Licht über die Errichtung einer solchen Muster-Anstalt verbreiten wird; ein Vortheil an demselben tritt schon deutlich hervor, nämlich der, daß dieser Verein von Geisteskranken mehr das Ansehen einer landwirthschaftlichen Colonie hat; Heilmittel, Erziehung und Arbeit — auf dieser dreifachen Basis muß das Gebäude aufgeführt werden; es darf nicht ein Arbeitshaus allein, oder bloß eine Unterrichtsanstalt sein, sondern diese drei Typen öffentlicher Anstalten müssen sich zu einem einzigen vereinen.

Ihren wir uns nicht, so ist es die Meierei Saint-Anne, auf welche die Regierung besonders ihre Sorgfalt und ihre Verbesserungspläne concentriren sollte; die Luft derselben ist rein und belebend; die Kranken, welche dahin aus Spitälen oder aus dem Inneren von Paris gebracht werden, sind durch ihre Nähe vor einem zu schnellen Wechsel ihrer Verhältnisse gesichert. Das System der Arbeit ist hier schon zu Heilzwecken auf verschiedene Klassen von Geisteskranken angewendet worden, die Erfahrung beweiset den Nutzen dieses Systems durch die Zahl der Heilungen, und die Verwaltung der Anstalt, durch den unverhofften Zuwachs ihrer Revenuen. Man kennt ja die Arbeiten, welche diese Arbeiter ex improviso in wenigen Jahren ausführten, nämlich die Terrassirung des Bodens, auf welchem der Hof »Mouelles Colonne« erbaut wurde, die Nivellirung des großen Hofes der Unheilbaren, die Herstellung der Gärten dieser Anstalt u. s. w. Uebrigens stimmen wir Hr. Ferrus vollkommen bei, wenn er sich gegen die industriellen Tendenzen auflehnt, welche sich in das System der Arbeit zu ärztlichen Zwecken einschleichen; denn der wesentliche Zweck dieser Einrichtung ist nicht, der Verwaltung eine Revenue zu verschaffen, sondern den Heilapparat gegen den Wahnsinn auszudehnen; daher soll man auch für die Aufrechterhaltung seiner Reinheit besorgt sein, daher dürfen die den Geisteskranken aufgelegten Arbeiten nicht zu hart oder dazu gemacht sein, dieselben zu erniedrigen. Gymnastische Uebungen, welche den Geist zerstreuen, während sie die Fähigkeiten des Körpers entwickeln, werden also zu Saint-Anne

den Arbeiten als heilsame Ergänzung an der Seite stehen müssen; bis jetzt sind sie dort noch nicht im Gebrauch. Endlich werden die von Hrn. Ferrus vorgeschlagenen Werkstätten jene Kranken aufnehmen, welche den landwirthschaftlichen Beschäftigungen nicht gewachsen sind, oder den auf dem Felde arbeitenden Kranken eine abwechselnde Beschäftigung darbieten, wenn die Bitterung böse ist. Aber nun wirft sich noch die Frage auf: wozu sollen die Fonds benützt werden, welche sich aus den Arbeiten der Irren ergeben? Die strenge Gerechtigkeit will, daß sie ihnen selbst zu Gute kommen sollen. Die Regierung aber antwortet dem Hrn. Ferrus damit, daß ihr die Fonds für die von ihm gewünschten Verbesserungen fehlen. Aber nebst dem, daß die Hilfsquellen, über welche sie disponirt, nicht gleichmäßig unter die verschiedenen Spitäler vertheilt werden, fragen wir noch, warum die großen Summen, welche durch die Arbeiten der Irren gewonnen wurden, zur Befreiung aller Spitäler ohne Unterschied verwendet werden, während doch nur eine einzige Klasse von Kranken thätig war, dieselben zu verdienen? —

Wir folgen Hrn. Ferrus nicht weiter in der Kritik, welcher er die Kleidung, Nahrung, Schlafstelle u. s. w. der Geisteskranken unterzieht; denn diese Klagen sind von derselben Natur, wie jene, welche über alle übrigen Spitäler erhoben werden. Diese bescheidenen Klagen und frommen Wünsche verlieren sich in dem Aufruhrsgetöse, welches die Medizin zu Gunsten der leidenden Menschheit gegen die administrativen Gewalten erhebt.

Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich.

XI.

Galiziens Mineralquellen und Kurorte.

Galizien, Oesterreich's nördlichstes Besizthum, bietet dem Naturforscher eine Reihe interessanter Eigenthümlichkeiten, welche auch für den ärztlichen Standpunkt erheblich genug sind, daß sie schon in dieser Beziehung eine nähere Würdigung verdient; doch scheint bisher die ärztliche Praxis die hier einheimischen Asklepiaden so sehr in Anspruch genommen zu haben, daß sie nur selten und flüchtig den mannigfachen Naturschätzen Zeit und Mühe zuwenden konnten, und so ist es daher auch geschehen, daß die zahlreichen und mannigfachen Quellen des Landes bisher vielleicht weit weniger, als ihr Werth wünschen läßt, berücksichtigt und erforscht worden sind. Besonderen Fleiß hat in der jüngsten Zeit der Apotheker Theodor v. Torosiewicz verwendet, um einige der vorzüglicheren chemisch zu untersuchen, und wir danken ihm eben sowohl eine genauere naturhistorische Kenntniß derselben, als seine Landsleute einen Fingerzeug mehr zu ihrer entsprechenden Benützung erhalten haben. Die Schwefelquellen von Lubien, Nemirów, Konoplawka und Sklo, die Salzsolen von Drohobycz, Kosulna, Bolechow und Starosol, die Eisenwässer in Sokolniki und Burkut, die salinischen Quellen zu Truskawiec, und endlich die Sodwässer in Zwonicz gehören zu jenen, deren Bekanntmachung wir von dem eben genannten wackern Apotheker bisher empfangen.

Am häufigsten gehen die galizischen Heilquellen in den Thälern des Karpathischen Gebirgsstockes auf, einer in naturhistorischer Beziehung noch wenig untersuchten Partie; denn seit Haquet (1796) und Schindler (1821) haben

höchstens Botaniker denselben ihre Aufmerksamkeit gewidmet, und dabei nur wenig auf geognostische und hydrologische Verhältnisse ihr Augenmerk gerichtet. Es ist daher weder die Zahl der Quellen, noch ihre Beschaffenheit bekannt, und was wir im Verfolge hier bringen, bezeichnet nur die in Ruf und Besuch stehenden, meistens seit längerer Zeit cultivirten. Von dieser Cultur mögen sich aber unsere Leser nicht etwa sanguinische Begriffe machen, denn die Ausstattung der Quellen und Bäder entspricht in keinem der Kurorte dem inneren Werthe, und eine Comfortabilität, wie wir sie in Wien's Baden, in den böhmischen Bädern u. s. w. genießen, darf man in den galizischen billigerweise auch nicht suchen; Behaglichkeit nach gewohnter Landesstätte, in meistens reiner, ländlicher Wohnung und guter Kost, so wie freundliche und romantische Umgebungen, in den die Karpathen überall begleitenden großartigen Gebirgsbildern, und ein gesundes Klima kann man indessen fast an allen rühmen; auch gewähren die meisten eine treffliche, zu Molken sehr geeignete Schaf- und Kuhmilch, und ein sehr gutes, gewöhnliches Trinkwasser.

Weit größer als die Zahl aller übrigen ist die der kalten eisenhaltigen Sauerlinge, unter denen sich *Krynica*, im *Sandecer* Kreise, vorzüglich in Ruf erworben hat; seine zwei reichen Brunnen wurden bereits lange von Kranken getrunken, als im Jahre 1784, auf Veranlassung der Regierung, eine bessere Fassung der Quellen, zweckmäßige Badeeinrichtungen und die Aufstellung eines Arztes ins Leben traten. Das Karpathenthal ist hier gegen den Andrang des Nord's und Nordwest's geschützt, das Klima in den Sommermonaten milde und gleichmäßig, und für gute Unterkunft der Kurgäste so gesorgt, daß *Schultes*, eben dieser Vorzüge halber, *Krynica* den jenseitigen *Bartfelder* Quellen vorgezogen wissen wollte; gleichzeitig stützte er sich hierbei auch auf seine Analyse der Brunnen von beiden; nach dieser, der besten, die von *Krynica* da ist, sind dessen Brunnen an Kohlensäure ungemein reich (45,3 Kubikzoll in 1 Pfund Wasser), und da sie auch von Eisenorydul ungefähr $\frac{1}{2}$ Gran enthalten, so lassen sie sich als alkalisch-eisenhaltige Wässer in allen jenen Krankheiten zum Baden und Trinken verwenden, in welchen der Arzt dafür die Anzeige findet; die Gebirgsgegend und die Nadelholzwaldungen fördern in *Krynica* den Heilzweck wesentlich. — Ebenfalls im *Sandecer* Kreise, etwa fünf Meilen von *Krynica* und von *Neu-Sandec*, entspringen die Quellen von *Szczawnice*, die in den *Josephinen-* und den *Stephansbrunnen* gefaßt, und erst seit einigen Jahren mehr und mehr bekannt geworden sind, und gegenwärtig auch lebhaft versendet werden. Die von *Schindler* veranstaltete Analyse stellt das Wasser von *Szczawnice* in die Reihe der alkalischen, eisenhaltigen Sauerlinge, scheint aber das Eisenorydul zu hoch zu berechnen, während *Dr. Herbig* in seiner Nachricht von diesem Kurorte, bei einer von ihm besorgten Analyse, beide Brunnen qualitativ und quantitativ verschieden, und in gar keinem Eisen fand (bei dem versendeten ergibt sich jedoch im Bodensatz ein Eisengehalt von 0,37 Gr. in 1 Pfd.), und sie zu den muriatisch-alkalischen Wässern zählte. Beide werden sowohl zum Trinken als zum Baden gebraucht, letzteres auch mit Schafmolken oder Milch. Der *Josephinenbrunnen*, an salinischen Theilen reicher als der *Stephansbrunnen*, hat auch eine um $+10^{\circ}$ R. höhere Temperatur, nämlich $+80^{\circ}$ R., und riecht und schmeckt angenehmer. Auch in *Szczawnice* unter-

stügt eine schöne Gebirgsgegend, mit Nadelgehölze reich bewaldet und viele Ausflugspunkte bietend, vereint mit guter Unterkunft, die Badekur.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

— In einer kürzlich in London gehaltenen Versammlung der statistischen Gesellschaft ward ein Ausschußbericht über die bei der zehnjährigen Volkszählung zu befolgenden Grundsätze vorgelesen. Es wurde vorgeschlagen, der Regierung zu empfehlen, bei der bevorstehenden Zählung im Jahre 1841 das Lebensalter wieder in die Tabellen aufzunehmen, wie es früher geschehen, aber in der letzten Zählung vom Jahre 1831 unterlassen worden sei, ungeachtet man sich dadurch schätzbare Thatsachen für die Ausmittlung der Sterblichkeitsgesetze verschaffen könne. Auch ward empfohlen, die Taubstummen und die Blinden anzugeben, indem solche Angaben in Beziehung auf das System des Volksunterrichts wichtig seien, wobei bemerkt wurde, daß die Taubstummen, deren Unterricht durch sehr einfachen Unterricht bewirkt werden könne, sich auf dem Lande fast im Zustande eines völligen Blödsinns befänden.

— In Nr. 39 der „Annales d'Hygiène publique 1838“ theilt Braconnot die Vergiftung von Brunnen durch das Durchsickern von Wasser mit, welches arsenikhaltig war und von einer Buntpapierfabrik herkam. Der Fall ist in Kurzem folgender: Eine in der Nähe einer Buntpapierfabrik wohnende Familie erkrankte unter den verdächtigsten Symptomen einer Vergiftung. Der herbeigeholte Arzt Dr. Leuret ersuchte Herrn Braconnot, den Brunnen, aus welchem die erkrankte Familie ihren Wasserbedarf holte, zu untersuchen. Dies geschah, ohne daß schädliche Bestandtheile darin gefunden wurden. Auch schien die Familie sich ganz wohl zu befinden. Aber bald darauf verspürten alle Mitglieder derselben nach einem einfachen Mittagmahle heftige Leidschmerzen; ja mehrere Nachbarn fühlten zu gleicher Zeit dieselben Symptome, in Folge deren eine Frau starb. Eine diesfalls wiederholte Untersuchung, welche die Herren Simonin und Braconnot nach erhaltenem Auftrage der Polizei angestellt, ergab das Resultat, daß in dem Wasser jenes Brunnens nicht nur eine bemerkenswerthe Menge Arsenik, sondern auch Alaun und Kali enthalten sei — Stoffe, die in der Buntpapierfabrik sehr häufig in Anwendung kommen. „Es scheint,“ sagt Braconnot, „daß einen großen Theil des Jahres hindurch jene Stoffe in die Stadtgräben sich ergießen, und daß sie nur bei Thauwetter einen Weg in die Erde finden können, auf dem sie bis zu den Brunnen der benachbarten Häuser durchsickern.“

— Zwei schöne Kupferstiche: „Hippokrates, die Geschenke des Artaxerxes zurückweisend“ (nach Girodet) und: „der Tod Sokrates,“ die sich sehr zur Verzierung der Studierstube des Arztes eignen, waren bisher so hoch im Preise, daß nur Wenige sie anschaffen mochten. Es wird daher Manchem nicht unlieb sein, zu erfahren, daß so eben von Beiden ein sehr gelungener Steindruck erschienen (Paris bei Decrouan, Rue du Rampart-Saint-Honoré Nr. 4) zu dem mäßigen Preise von 12 Fr. das Blatt.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 64.

Montag, den 12. August 1839.

III. Jahrg.

Inhalt: Ein Wort über die Kunst, auf die Fragen des Arztes zu antworten. — Uebersetzung der türkischen Inschrift auf der neuen medizinischen Lehr-Anstalt im Serai zu Salata zu Constantinopel von Siwer Esendi, Protokollführer der hohen Conferenz. — Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich. — Entscheidung der Pariser Sanitäts-Commission, die Fabriken, in denen Asphalt oder Erdharz verarbeitet wird, betreffend. — Miscellen.

Ein Wort über die Kunst, auf die Fragen des Arztes zu antworten.

Wie beim Ballspiele der, welcher den Ball fängt, sich eben so gut in eine schickliche Lage setzen muß, wie der, welcher wirft, — eben so kommt es bei Heilung einer Krankheit nicht minder auf die Antwort des Kranken, als auf die Frage des Arztes an.

Wem daran liegt, über das leidige Wesen der Hypothesenjagd und über die Sucht des Menschen, das, was ihm dunkel geblieben, durch noch Dunkleres sich zu erklären, recht schlagende Erfahrungen zu machen, der braucht nur die unbeholfene, verworrene und complicirte Art zu beobachten, mit welcher der größte Theil der Kranken und ihrer Umgebung dem, nach Licht forschenden Arzte auf seine noch so klar und einfach gestellten Fragen zu antworten pflegen.

Anstatt dem Arzte durch ein einfaches „ja“ oder „nein“ sein Forschen zu erleichtern — anstatt denselben auf dem Wege, den er zur Ausmittlung der Krankheit eingeschlagen, mit ruhiger Aufmerksamkeit zu begleiten, reißen viele, ja die meisten Kranken oft durch einen unerwarteten Seitensprung der Ideen den leitenden Faden plötzlich ab, den der Arzt mühsam gesponnen, um aus dem Labyrinth verwickelter Krankheitszustände einen endlichen Ausweg zu finden. Obwohl hier sehr viel auf die Art und Weise ankommt, wie der Kranke gefragt wird, und nicht selten dieser am bestimmtesten demjenigen Arzte antworten wird, der die Kunst geübt hat, mit strenger

Consequenz den Kranken in einem festen Geleise zu erhalten, so liegt doch ganz gewiß sehr oft die Schuld einer dunklen Erkenntniß der Krankheit an der nichtsagenden, hypothetischen, verkehrten, halben, undeutlichen, ich will nicht sagen — absichtlich verfälschten Antwort der Kranken auf die bestimmtesten, durchaus keines Mißverständnisses fähigen Fragen des redlich forschenden Arztes. Anstatt zu berichten, ob man ruhig oder unruhig geschlafen, ob man viel Durst gehabt, ob man an irgend einer Stelle des Körpers einen Schmerz empfunden, welcher Art dieser Schmerz war, ob irgend eine Ausleerung reichlich oder sparsam, leicht oder mit Anstrengung vor sich gegangen u. s. w. — ergießt man sich in einen Schwall von Worten über die Entzündung, die sich heute Nacht im Gehirn eingestellt, — über die Anschoppung, die noch immer in der Milz oder Leber fort dauert, über die Krämpfe, die das Nervensystem beunruhigen, über die Schleimanhäufung in den Lungen und über dergleichen andere Hypothesen, die sich die Kranken selbst im Vorhinein über die Natur und den Sitz des Uebels machen. Dieselbe Verwirrung findet Statt, wenn bei bewußtlosem Dahinliegen mancher Kranken deren Angehörige dem Arzte bei der Morgenvisite über die zugebrachte Nacht Bericht erstatten. „Heute Nacht hat sich die Krankheit auf das Gehirn geworfen.“ — „Es scheint, daß eine Gedärmentzündung im Anzuge ist.“ — „Ich glaube, es ist Lungenlähmung eingetreten.“ — „Gegen zwölf Uhr habe ich schon geglaubt, daß ein Schlagfluß bevorsteht.“ — Dies sind die vier verschiedenen Antworten, die einer meiner ärztlichen Freunde neulich in einer gebildeten Familie auf die einfache Frage: „Ob der Kranke heute Nacht etwas geschlafen,“ erhalten hat. Nicht selten entsteht in Gegenwart des Arztes ein wahrer Streit zwischen den berichtenden Angehörigen über die, während seiner Abwesenheit vorgekommenen Zufälle. Was der Eine Schlaf nennt, gilt dem Andern für Schummer, dem Dritten für Betäubung. Daß solches unstäte Schwanken und Heruntappen nicht nur den Arzt zu Mißgriffen verleiten, sondern auch den Kranken selbst ängstlich machen könne, liegt wohl in der Natur der Sache, und mehr als eine Kur verfehlt ihren Zweck aus keinem andern Grund, als weil der Kranke oder dessen Umgebung die Kunst zu antworten nicht verstanden. So wie Lichtenberg von gewissen Personen, die sich in das unverdauliche Lesen medizinischer Bücher verirren, sagt, sie seien an einem Druckfehler gestorben, eben so kann man von den in Rede stehenden Leuten sagen: Sie sind an einer verkehrten Antwort zu Grunde gegangen. Mehr als ein Kranker stirbt leider an der Hypothese — der Aerzte; aber nicht weniger Kranke sind das Opfer — ihrer eigenen Hypothese.

Woher schöpft aber der Kranke oder dessen Umgebung die Kenntniß zu solchen Hypothesen? Welches ist die Quelle solcher halben, dunklen oder

gelehrt sein wollenden Antworten? Abgesehen von der, der menschlichen Natur von jeher inwohnenden Neigung, über Dinge, die man nicht versteht, mit vollem Munde und Bombast zu sprechen — abgesehen von der manchen Menschen eigenen Zerstreung, vermöge welcher sie oft gar nicht die an sie gerichtete Frage auffassen oder verstehen, und bei welcher die Reden des Arztes, wie vom Winde verweht,

„Unter den Wolken zerstäubt
Umsonst und vergeblich gehört“

werden, wollen wir hier nur auf zwei Quellen dieser Gebrechen näher aufmerksam machen, nämlich auf den gänzlichen Mangel an Selbstbeobachtung und auf die verkehrte Richtung, die die wirklich an sich selbst gemachte Beobachtung zu nehmen pflegt. Nicht jeder Kranke versteht das, was er empfindet, von dem zu trennen, was er als Ursache dieser gehaltenen Empfindung sich denkt. Anstatt also auf dasjenige, was in ihm während der Abwesenheit des Arztes und während der Zeit, wo dieser ihn ausfragt, vorgeht, aufmerksam zu sein, um es treulich und der Wahrheit gemäß zu berichten, sucht er vielmehr über das Ursächliche seiner Empfindungen sich eine, wenn auch dunkle Rechenschaft zu geben, und kann es kaum erwarten, von dem anwesenden Arzte zu hören, ob es sich mit der vorausgesetzten Ursache oder mit dem Namen seiner Krankheit wirklich so, oder anders, als er sich's gedacht hat, verhält. Manchem ist es auch wirklich nur um den Namen seines Uebels zu thun; weiß er diesen, so bildet er sich schon von selbst über die leichte oder schwere Heilbarkeit desselben seine Ansichten, und kaum dürfte die Bemühung des Arztes ihn dieser eingebildeten Ansicht entreißen. — Die falsche Richtung der Selbstbeobachtung entsteht zunächst aus Aengstlichkeit und Hypochondrie, und diese sehr oft aus dem jetzt so überhandnehmenden leidigen Lesen medizinischer Bücher, ohne Arzt zu sein. Wir haben bei so mancher Gelegenheit den Nichtarzt vor den vielen Nachtheilen, besonders vor der, Geist und Körper zerrüttenden Melancholie und Hypochondrie gewarnt, die aus dem Lesen übelverstandener Bücher medizinischen Inhalts unausbleiblich entstehen. Aber einer der größten Nachtheile, die diese Neugierde, dieses autodidaktische Unwesen der Laien mit sich führt, ist gewiß ihre aus dem unverdauten Kram allenthalben zusammengeraffter medizinischer Kenntnisse, oder vielmehr Unkenntnisse, sich starr krystallisirende Sucht nach Hypothesen über ihre eigene Krankheit, wenn sie noch gesund sind, oder das Unglück haben, zu erkranken. — Was wir hier über die beiden Quellen einseitiger Berichte von Seite des Kranken selbst gesagt, dasselbe gilt auch, wenn man die Ursachen erwägt, warum die Angehörigen der Kranken oft so verworren, so halb, so ungeschickt, so hypothetisch und mit so vielem eingebildeten

Besserwissenwollen dem Arzt berichten. Wehe dem Letzteren, wenn er das Unglück hat, einer solchen lebendigen medizinischen Bibliothek in die Hände zu fallen. Wie vielen Staub wird er aus diesen populärmedizinischen Antworten wegwischen und ausklopfen müssen, bis er auf das Wahre und rein Thatsächliche kommt. — Was ist das Resultat von allem dem bisher Gesagten? Daß es wohl für Aerzte Bücher gibt, wodurch sie die Kunst zu fragen lernen, daß es aber noch an einer klaren Anweisung für Kranke und deren Angehörige fehlt, dem fragenden Aerzte gut zu antworten. Möchte es doch einem in langjähriger Erfahrung ergrauten Aerzte und Menschenkenner gefallen, eine solche Anleitung zu schreiben. Wie viel Segenreiches ließe sich hieraus erwarten! So lange aber eine solche Anweisung nicht besteht, können wir unsere Leser nur bitten, sich oder ihre Angehörigen, wenn sie erkranken, genau zu beobachten, das Beobachtete in klaren Worten zu erzählen, und alle Bücher, die sie die Kunst lehren, eine Krankheit zu erkennen oder zu heilen, für die schädlichste, mit Giftfarben bemalte Ware zu halten und in den Trödelmarkt zu werfen. Dr. Beer.

Uebersetzung der türkischen Inschrift auf der neuen medizinischen Lehr-Anstalt im Serai zu Galata zu Constantinopel von Siwer Efendi, Protokollführer der hohen Konferenz.

Von Hammer-Purgstall.

Der Schöpfer setzte als den Herrn der Welt
 Den Völkern vor Sultan Mahmud den Chan,
 Er fühlte erst den Puls der Reichsgeschäfte
 Und gab dem Leib des Reichs Gesundheit dann,
 Sein Canon ist nur die Gerechtigkeit,
 Den Canon Avicena's schau' nicht an,
 Durch seinen Schatten wird geheilt von Leiden
 Der Unterdrückungen nun Jedermann,
 Durch das Gesetz hat Er die Welt geregelt,
 So daß es Krankheit nicht mehr gibt fortan.
 Er ist der Schehinschah, dess' Arznei
 Mit guter Leitung Heil der Welt gewann;
 Er gab des Geldes aus so viel als Sterne,
 Und baut die Schul', als himmlische Altar;
 Wenn sich Hippokrates hier fände ein,
 Man nähme selben nicht als Schüler an.
 Es sorgen hier die Aerzte für die Kranken,
 Daß fest Gesundheit sei und lobesan;
 Kein Unglück soll den Kaiserleib befallen,
 Gott mach' Gesundheit ihm stets unterthan.

Er heisse die Welt bis zu dem jüngsten Tage,
 So daß sie der Arznei sich rühmen kann,
 Er ordne die Welt mit frohem Siege,
 Und seine Feinde sei'n gethan in Bann.
 Si wer, um dieses hohe Werk zu preisen,
 Ein Chronogramm, ein doppeltes ersann;
 In's Leben rief der Schah die hohe Schule
 Zum Ruhm, zum steten, für den Musulman.

Gallerie der Bäder und Kurorte im Kaiserthume Oesterreich.

XI.

Galiziens Mineralquellen und Kurorte.

(Beschluß.)

Der Bukowiner Kreis hat eine Menge von Säuerlingen aufzuweisen, von denen jedoch bloß die, um Dorna Kandreny und Dorna Wadra aufgehenden benützt werden; jene sind an Kohlensäure bedeutend stärker als diese, in beiden Quellen aber, nach Dr. Pluschk, kohlensäure und salzsaure Magnesia vorherrschend; man trinkt die Wässer derselben nicht bloß ringsum als tägliches und gewöhnliches Getränk, sondern es wird auch zu demselben Zwecke versendet, gleich dem Kohitscher. Kuranstalten im eigentlichen Sinne des Wortes fehlen bisher noch. Da die Gegend zu den höchsten und schönsten Gebirgspartien des Landes gehört, und herrliche Nadelholzwaldungen, günstiges Klima im Sommer und treffliche Schafmolken daselbst getroffen werden, so würden sie mehr Berücksichtigung zur Errichtung von Anstalten für Kranke verdienen.

Die beiden Quellen von Korsow, im Zloczower Kreise, unweit Brody, untersucht von Dr. Litz, zählt man, gleich der in Jaroslau aufgehenden, von Boyer analysirten, ebenfalls zu den besser eisenhaltigen Säuerlingen; in jenen waltet kohlensäure Soda, und in diesen kohlensäure Magnesia vor. — Wysowa, im Jasloer, Korczye, im Stryer Kreise, Sokolniki, nächst Lemberg, und Burkut, beide von Torosiwic; untersucht, gehören auch noch in die Reihe beachtenswerther eisenhaltiger Säuerlinge.

Unter den Schwefelquellen Galiziens kennen wir keine warme; dieselben müssen künstlich erhitzt werden, wenn sie zu warmen Bädern verwendet werden. Lubien, Sklo, Konopkowska, Nemirow, Szwozowice, Nowosielce und Truskawice besitzen die gegenwärtig vorzugsweise genannten Schwefelquellen; die Einrichtungen für Kurgäste lassen wohl Manches zu wünschen übrig, haben jedoch in neuerer Zeit wesentlich gewonnen, und gleichmäßig damit hat sich auch die Zahl der Besucher vermehrt, eine Thatsache, die sich namentlich bei Lubien auffallend herausstellte. Lubien liegt im Samborer Kreise, drei Stunden von Lemberg entfernt, und unter seinen fünf Quellen soll die reichste schon von Alters her gebraucht worden sein. Die freundliche Gegend, die Nähe der Provinzialhauptstadt und die zu den besten in Galizien gezählte Einrichtung der Bäder sichern den wirksamen Quellen jährlich wachsenden Zuspruch. Auf den Antrag des Hrn. Prof. Dr. Babel von Fronsberg wurde auch ein Dampf- und Tropfbad errichtet. Nach einer von Prof. Salomon gege-

benen Analyse der Hauptquelle lieferte (1828) Torosiewicz eine neue abweichende, welcher zu Folge Lubien unter die schwefelhaltigen salinischen Sauerlinge zu rechnen ist; man gebraucht das Wasser auch zum Trinken. — Sklo, im Przemysler Kreise, fünf Meilen von Lemberg, soll schon zu Kaiser Sigismund's Zeiten (1578) Beachtung gewonnen, und auf dessen Befehl untersucht worden sein. Zwei Quellen, die Militär- und die Civilquelle, dienen zum Trinken und Baden, zu diesem künstlich erwärmt; nächst Hacquet hat auch Torosiewicz (1835) eine neue Analyse derselben bekannt gemacht; die Anstalten sind ziemlich gut. — Konopkowka, im Tarnower Kreise, unweit Mikulince, besitzt zwei in ein gemeinsames Behältniß fließende Schwefelquellen, die bis $+ 11^{\circ}$ R. messen, und zu Bädern vorzugsweise benützt werden. Der Tarnopoler Apotheker Fuchs und nach ihm Torosiewicz (1831) haben das Wasser chemisch untersucht; noch weniger besucht als Konopkowka, und eigentlich mehr nur von den nächsten Nachbarn, ohne besondere Kuranstalten, benützt ist Nowosielce, im Brzezaner Kreise, während die Quelle bei Nemirów, im Zolkiewer Kreise, besonders vom Militär häufiger angewendet wird. — Szwozowice, im Wadowicer Kreise, und Truskawice, im Samborer, haben beide für ihre Schwefelquellen neue Einrichtungen erhalten; letzteres besitzt vier von Torosiewicz untersuchte Wässer, von denen die salinische Trinkquelle vorzügliche Berücksichtigung verdient; beide sind indessen noch zur Zeit weniger besucht, als Lubien und Sklo. Rozdol, Truchanów und Wojczynia im Stryer, Wapiene im Zaslauer, Grodek im Lemberger, Zielonce im Wadowicer, und Horodenka im Kolomeer Kreise, erwarten für ihre Schwefelquellen noch die Einrichtungen und Besuche von einer späteren Zeit.

Die Salzsole, deren richtige Würdigung die Medizin vornehmlich dem Schöpfer Ischl's, dem ehrwürdigen Veteranen der Wiener Aerzte, Dr. Ritter von Wirer, verdankt, wird gegenwärtig auch in Galizien weit mehr beachtet als ehemals, Beweis dessen, daß ein Actienverein in Wieliczka sich mit Erfolg jüngst erst gebildet hat, um daselbst Solenbäder einzurichten; doch hat die Natur auch in Wolleschow, im Stryer Kreise, in Drohobycz, im Samborer Kreise, und in Kosulea die Sole geboten, deren Verwendung aber bloß als gewöhnliches Bad bisher bestanden hat; Einrichtungen, wie sie Ischl, — in Oesterreich, ja es läßt sich behaupten, in Europa fast allein mit einem so ausgezeichnet günstigen Ensemble von Gegend, Gewässer und Klima — aufzuweisen hat, darf man in Galizien freilich nicht suchen, und gelänge es der Kunst auch, Bäder aller Art, wie sie in Ischl bestehen, nächst den übrigen Heilmitteln der Kuroorte, in ein oder das andere Solenbad zu schaffen, so läßt sich jene bald idyllische, bald majestätische Reihe von Schönheiten nicht hinzubern, welche das Salzkammergut Allen unvergeßlich macht, die es gesehen haben — Momente, die auch dem Kranken physisch und psychisch als unerseßliche Heilmittel daselbst geboten sind. — An die Salzsole knüpfen wir noch eine wichtige Gattung von Quellen an, die gewissermaßen mit ihr verwandt sind, und das Natrum ebenfalls als wesentlichen Bestandtheil führen: die Jodquellen; dem Fleiße des wackeren Torosiewicz verdanken wir die Kenntniß der in Zwonicz, im Sanoer Kreise, aufgehenden, von denen zwei Jod enthalten, und eine dritte den alkalini-

schen eisenhaltigen Säuerlingen angehört. Das Jod gilt in der neuesten Zeit, sammt dem analogen Brom, als ein so wichtiges Heilmittel bei gegenwärtig allgemein verbreiteten Krankheiten, daß dem Arzte die Untersuchung und Belehrung über jene Quellen nur willkommen sein kann, um so mehr, da das Zwönitzer Jodwasser das bisher häufig eingeführte Adelheidswasser, aus Baiern, vollkommen entbehrlich macht. Auch sind die Kuranstalten in Zwönitz so zweckmäßig und gut, daß dieselben eines häufigen Besuches werth erscheinen.

Eine systematische, nach Untersuchungen an Ort und Stelle bearbeitete, und auf Beobachtungen von Aerzten gleich fußende Beschreibung der Heilquellen Galiziens geht dem ärztlichen Publikum noch ab; möchten Männer, wie der gegenwärtige Protomedicus und Gubernialrath, Hr. Dr. Stran'sky, die Professoren der Lemberger Universität, die Kreis- und Districts-Physiker, sammt den übrigen praktischen Aerzten, dazu gemeinsam mitwirken — die Arbeit würde rascher und gründlicher beendigt, als das dem Streben eines Einzelnen gelingen kann.

E.

Entscheidung der Pariser Sanitäts-Commission, die Fabriken, in denen Asphalt oder Erdharz verarbeitet wird, betreffend.

Die Erdharze werden gegenwärtig auch bei uns Gegenstand fabrikmäßiger Verwendung, indem bereits mehrere Privilegien zur Verarbeitung derselben auf Trottoirs, Pflaster von Gängen, Höfen, Stallungen u. s. f., so wie auf Kitt und Firniß für Kloaken, Röhren, Bedachungen u. dgl. m., genommen worden sind. Es dürfte in dieser Beziehung nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß die Pariser Sanitäts-Commission unlängst veranlaßt worden ist, ein Gutachten über den Einfluß abzugeben, welchen die bei dem Schmelzen und bei den verschiedenen Zubereitungen der Erdharze und Asphaltverbindungen sich entwickelnden Dämpfe auf die Gesundheit der dabei beschäftigten Arbeiter und rings um die Fabriken Wohnenden ausüben. Der Schluß dieses Gutachtens geht darauf hinaus: es sei nach Allem erwiesen, daß die Asphaltdämpfe, so unangenehm, ja sogar unausstehlich sie für viele Menschen seien, doch an und für sich gar nicht schädlich sind, und daß sie von Gesunden sowohl kürzere Zeit, als anhaltend eingeathmet werden können, ohne daß ihre Gesundheit dadurch Schaden litte. Für Kranke und Schwächliche kann aber sehr starker Asphaltgeruch allerdings beschwerlich werden, obwohl weniger durch die Natur seiner riechenden Theile, als vielmehr durch die Concentration und Stärke derselben. Fortwährend und in hohem Grade von Intensität entwickelter Asphaltgeruch wird Jedermann aus dem Hause vertreiben, ausgenommen Interesse bindet ihn daran. Dieser Geruch wird daher nicht nur den Werth des Hauses, in welchem er entwickelt wird, sondern auch den Werth der benachbarten Wohnungen beeinträchtigen, so daß gegen den hierdurch bedingten Schaden allerdings mit Recht Reclamationen erhoben werden können. Was die Feuergefährlichkeit betrifft, so ist diese in Fabriken, wo man mit Erdharz arbeitet, nicht sehr zu fürchten; dasselbe enthält nämlich nicht mehr als $\frac{1}{5}$ an brennbarer Substanz und entzündet sich deshalb nicht leicht; ja selbst seine Flamme spielt nur in schwachen, leichten Flammen

über seine Oberfläche hin; entzündlicher ist das durch Destillation der Steinkohlen gewonnene Harz, jedoch kaum mit größerer Gefahr, denn es ist mehr flüchtig als die übrigen Sorten. Zu diesem Allen kommt noch der von der Sanitäts-Commission nicht erwähnte Umstand, daß ja die Verwendung der Erdharze nicht in reinem isolirten Zustande, sondern in Mischungen und Mischungen mit solchen Stoffen Statt findet, welche die Entzündlichkeit und Brennbarkeit wesentlich mindern, wo nicht ganz aufheben, wie dies z. B. auch bei dem Trottoir zu sehen ist. Bezüglich des öffentlichen Gesundheitswohls geht also hervor, daß die Fabriken, in denen Erdharze verarbeitet werden, nur an entlegenen Orten errichtet werden sollten, indem sie in die erste Klasse der der Nachbarschaft lästigen Anstalten gehören. Ein Gleiches wenigstens läßt sich auch von den Stearin- und Magarin-Kerzenfabriken annehmen.

M i s c e l l e n .

— Die Aerzte Dänemarks, Norwegens und Schwedens haben sich vereinigt, nach dem Vorbilde des deutschen Naturforscher-Vereins, jährlich eine Versammlung abwechselnd in einem der drei Länder zu halten. Zur ersten diesjährigen Versammlung (im Monat Juli) ist G o t h e n b u r g gewählt worden.

— Die „Société de Médecine de Paris“ setzt für das Jahr 1841 folgende Preisaufgabe: „Welche Krankheiten lassen sich von den Thieren auf den Menschen übertragen? Welche Bedingungen sind zu diesen Uebertragungen erforderlich? Welche Veränderungen erleiden die übertragenen Krankheiten? Auf welche Weise kann man sich vor denselben schützen oder sie heilen? Welchen Nutzen kann die Therapie an diesen Uebertragungen ziehen?“

— Unter dem Titel: „Relation de la peste, qui a régnée en Grèce en 1827—28,“ Paris 1838, hat Herr L. A. Gosse, welcher im Jahre 1826 als Griechensfreund (Philhellene) nach Griechenland zog, und als Ritter des Ordens des Erlösers wieder heimkehrte, ein Werk über die in den Jahren 1827—28 in Griechenland herrschend gewesene Pest bekannt gemacht. Er ging in letzteres Land in der doppelten Eigenschaft als Arzt und als Agent des Herrn Cynard oder der griechischen Comité zu Genf. Er schildert darin den Ursprung und Verlauf der Pest 1826—27, und sucht zu beweisen, daß sie aus Egypten durch die Truppen Ibrahim Pascha's nach dem Süden und Westen von Morea gebracht wurde, daß sie zuerst in den Landungsplätzen N a v a r i n , M o d o n und C o r o n ausgebrochen, den Winter 1827 bis 1828 nur sporadisch fortgeschlichen, und in einem ihr fremden Lande und Klima ihren ansteckenden Charakter eine Zeitlang verborgen; im Frühjahr 1828 indessen, nach dem Austausch der Gefangenen, sich weiter über ganz Griechenland und den Archipelagus nach Hydra, Spezzia, Egina u. s. w. verbreitet, und scheinbar sich zu einer Epidemie ausgebildet habe, die erst im Jahre 1829 ihr Ende erreicht hatte. Binnen dieser Zeit wurden in ganz Griechenland und den Inseln 1113 Personen von der Pest befallen, von denen 783 starben.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 65. Donnerstag, den 15. August 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Das Schlafmühenleben. — Die Heilquellen Siebenbürgens. — Dr. Curtis über Standeswahl. — Gemeinnützige Nachrichten.

Das Schlafmühenleben.

Von Sigm. Markbreiter.

Bei aller scheinbaren Passivität hat das Pantoffelleben mehr Aufregendes und Irritirendes, als das Schlafmühenleben. Es wäre eine falsche Meinung, zu glauben, daß dieses bloß dem phlegmatischen Temperamente angehöre; auch bei dem sanguinischen, in den Jahren der Kraft und des Jugendfeuers, ohne Rücksicht auf Lebensjahre und Geschlecht, wirkt es, in seiner Thatlosigkeit, erschlassend und ermattend, auf alle organischen Theile ein. Der Charakter des »Schlafmühenlebens« ist weit unterschieden von dem des nationalen dolce fare niente. Es gibt eine Thatlosigkeit, welche etwas Reizendes haben mag für — den Thätigen; es ist eine Idyllenzeit des Geistes, die dem physischen Leben wohlthut. Wenn alle Sehnen erschläft in den elastischen Zustand zurückkehren wollen, wenn der losgepeilte Bogen der Vivacität ruhig niedersinken will, dann ist Ruhe nothwendig. Ganz anders ist der Charakter des »Schlafmühenlebens,« — starres Hinbrüten in die blaue Luft, endloser Tag Schlaf, epidemisch wirkendes Gähnen. Weh' Allen, welche eine solche Ferienzeit genießen, wo der Prometheusfunken nicht mehr zündet! Das ist die Vorschule der Melancholie und der Spleensucht; ein solches werkloses, geistig-versagtes und leiblich-willentloses Leben, dem seine wahre Essenz fehlt, ist dem Tode verwandt. Das Schlafmühenleben beim sanguinischen Temperamente ist, wie ich erwähnte, gefährlicher als bei dem phlegmatischen. Eben weil die Bedingung und die Form des Lebens hier kräftiger ausgesprochen ist, weil das Blut heißer, sein Kreislauf lebhafter,

und daher, vom Naturgesetze aus, der Trieb zur Beweglichkeit und Bewegung, zur Thatkräftigkeit und zum Wirken ausgesprochen ist, so übt das geistige Entgegenstemmen, die psychische Willentlosigkeit, der Mangel an Spontanität hier für die Gesundheit höchst schädlich, so wie überhaupt immer, wenn die Gesetze des Seelenlebens mit denen des physischen in Collision gerathen.

Wir haben ein Volk im Alterthume, das üppig — weichlich und schmählich — weibisch in ein solches Schlafmügenleben versank, und das, wunderbar genug! zu träge war, das Nerkünstchen anzuwenden, um sich neue Genüsse zu ersinnen — die Babylonier. Und in der That wirkte auf den Organismus des Volkes diese Thatlosigkeit höchst verderblich, und zuletzt degenerirend. Die Schlafmügenlebenden üben auch die Sinne, aber nur, um sie zu verstumpfen; sie sehen — aber sie wissen nicht, was sie sehen; sie hören mit den Ohrmuskeln, aber nicht mit dem Gehör der geistigen Conception; wären sie krank, so hätte die „Musik als Heilkraft“ ihre Heilkraft verloren. Sie verträumen nicht ihr Leben, sie verschlafen es nicht, sie vergähnen es. Ihre Neigung ist dem einen Gesetze unterthan, dem des Wohllebens sonder Anstrengung und Mühe — sie sind Epicuräer ohne Epicur's Feuer, und theilen ihre Nachwehen, ohne ihre Freuden zu theilen. Suchen wir die Quelle mancher Hypochondrie in dem Schlafmügenleben, und wir haben sie aufgefunden. Ist denn nicht Hypochondrie die Krankheit der tödtlichsten Langweile und des vergäulenden Ueberdrußes?

Schließet selbst, denkende Leser! wie bei der Negativität dieses Lebens die Lebenskraft gedeihen kann. Das Lebensarcanum ist der Lebensreiz; hier fehlt er ganz, hier herrscht der einförmigste Philistergang, eine fortdauernde Ohnmacht, ein Selbstverzweifeln ohne Selbstbewußtsein. Die Gegenwart hat ihren Zauber verloren, und die Vergangenheit ihre Weihe. Der Enthusiasmus, dessen heilend segensreiche Kraft nicht sattfam gewürdigt ist, geht spurlos vorüber. Die ein Schlafmügenleben führen, tragen also den Todeskeim nicht nur im Leben als Naturgesetz, sondern im Leben nach seiner Entfaltung und Gestaltung in sich.

Wo aber ist die elektrische Kraft, die solche geistige Lähmung und überverlichen Selbstmord aufhebt? In eine Mumie kann man keine Lebenskraft hauchen, und dem steinernen Jupiter hat kein Prometheus Seele gehaucht. Ich glaube hier nicht nur eine geistige Heilungsmethode nothwendig, als vielmehr eine physische Einwirkung. Das Prinzip des Lebens muß den Traumlebenden klarer werden; sie müssen aus der großen Leidnerflasche des Schicksals einige, wenn gleich empfindliche Stöße empfangen. Dann aber muß die Natur einwirken, nicht wo sie zur Bewunderung hinreißt, sondern wo sie zum Nachdenken spornet, und die Kunst — nicht, wo sie Tuori schreit, son-

dern wo sie Kennerchaft und Studium erfordert. — In physischer Beziehung als Heilkur, Thätigkeit, rastloses Bewegtwerden und Bewegen, Reisen, und wenn gleich nicht herkulische, doch lykurgische Uebungen. Dies, um die Vivacität zu steigern, um die Aufmerksamkeit auf das Große und Herrliche hinzulenken, in Kunst und Natur.

Wohl dem Sphynx von Seelen- und Leibarzt, der in vielen Krankheiten die wahre Ursache, die Thatlosigkeit, die Erschlaffung des »Schlafmühenlebens« entdeckt. Aber wie schwierig ist dieser Zustand zu entdecken, da hier Ursache und Wirkung von gleichem Charakter sind, ohnmächtig, schwach, hilflos und träge. Vielleicht hat hier aber das Schicksal mehr zu heilen als der Arzt; vielleicht gehören solche Vorhypochondres eher nach Charenton zu den Geistigkretinen, als in das Hospital; vielleicht wirkt hier mächtiger die Lärmtrommel eines thatfordernden Berufes, wenn sie Rebell schlägt: »Auf, ihr ewigen Siebenschläfer, ihr Schläfer sonder Traum und Phantase!«

Die Heilquellen Siebenbürgens*).

Nach eigenen Beobachtungen von Dr. Sigm. Schlesinger.

Allgemeines.

Es dürfte auffallend erscheinen, daß wir über die zahlreichen und nicht minder wirksamen Heilquellen Siebenbürgens keine nur einigermaßen genügende Schrift, ja selbst in den dahin schlagenden encyclopädischen Werken nur äußerst flüchtige Notizen finden, während die Mineralwässer Böhmens, Deutschlands, Frankreichs, Englands, ja selbst fremder Welttheile, mit den geringfügigsten Details beschrieben, und wie mit Badeschriften, so zu sagen, überschwemmt sind. Allein es ist dies nur eine neue Bestätigung jenes allgemein für wahr erkannten Erfahrungssatzes, das die Menschen oft dasjenige am wenigsten beachten, was ihnen am nächsten liegt. Siebenbürgen ist aber auch, rücksichtlich des Quellenreichthums dem seiner übrigen Mineralproducte nicht nachstehend, ein äußerst merkwürdiges Land. Säuerlinge entspringen aus dem Boden, und wie auf den Schlag einer Zauberruthe, und Schwefel- und Solenquellen — heiße wie kalte — sind hier ungemein häufig. Was aber anderer Orten die höchste Aufmerksamkeit und Bestrebung veranlassen würde, geht hier — sei es eben wegen jenes Reichthumes, oder aus anderen tiefer liegenden Gründen — für die Wissenschaft und allgemeine Benützung verloren. Nur deshalb finde ich mich bewogen, meinen Aufenthalt in dieser Provinz theilweise zur genaueren Kenntniß dieser Mineralquellen anzuwenden, und die Resultate dieser aufrichtigen Bestrebungen meinen verehrten Herren Collegen und dem wissenschaftlicheren Theile des Publikums anspruchlos darzulegen. Dies jedoch nur gelegentlich, da ich von meinen hiesigen Berufsgeschäften mir nur eine bestimmte Frist hierzu abmüßigen kann, und außerdem noch andere Umstände, z. B. die diesjährige schlechte und für Badeörter insbe-

*) Ein Artikel über denselben Gegenstand findet sich in Nr. 54 u. 55 d. J.

sondere höchst ungünstige Witterung, so wie meine, zur Zeit noch mangelhafte Kenntniß der Landessprache und Wege mich nöthigen, den größten Theil meiner Vereisungen auf die nächste Saison zu verschieben. Meine Mittheilungen sollen demnach in ungebundener Folge, aber — somit Gott will — vollständig und mit jenen Rücksichten Statt finden, welche man der Wissenschaft und einem gebildeten Publikum gegenüber schuldet, und sonach, das Bedeutendste umfassend, nach und nach in diesen Blättern veröffentlicht werden.

I. K o r o n d.

Am Fuße des Berges Popagy, im Udvárhélyer Stuhle, vier Stunden von dem Hauptorte Udvárhély und etwa zwei von dem ergiebigen königlich ärarischen Salzbergwerke Parait entfernt, liegt ein freundliches Thal, im Lande gewöhnlich unter dem Namen Artso bekannt. Mitten in demselben erblickt der Wanderer einige bescheidene, in malerischer Unordnung auf der Ebene und den Abhängen des Gebirges wie hingestreute Häuschen, von deren netten Schindeldächern der Sonnenstrahl zurückspiegelt, und etwa eine Viertelstunde weiter auf der Anhöhe zwei blanke Kirchtürme, welche ein schon größeres Dorf ankündigen. Dieses heißt Korond, und gibt jenen Häuschen des Thales und den in ihrer Mitte gelegenen Heilquellen den Namen.

Von jeder Seite wird der Blick durch malezische Gebirgsketten begrenzt, welche allüberall das kleine, liebliche Thal umgeben. Im Hintergrunde erhebt sich kahles, schwärzliches Urgebirge, an dessen Haupte jede Spur von Vegetation erlischt; — zwar habe ich auf demselben in der heißen Jahreszeit, während welcher ich dort verweilte (August und erste Hälfte des Septembers), keinen Schnee wahrgenommen, dennoch aber wäre ich geneigt, anzunehmen, daß die höchste Spitze nicht merklich unter der Schneehöhe läge. An dieses lehnen sich nun sekundäre Gebirgslagen mit saftiger, frischer, unendlich üppiger Vegetation. Die Futterkräuter mögen an Kräftigkeit und Güte jenen der julischen Alpen nicht nachstehen, und die Blumen sind von seltener Größe und Schönheit. Am Rücken der Berge dehnen sich pittoreske Wiesen weit hin, von romantischen Schluchten begrenzt, bis man einen neuen, höheren Rücken hinanklimmen muß. Alle diese Gebirge gehören zu der großen Kette, welche den Osten Siebenbürgens und einen Theil der Wallachei durchzieht, und mit den Alpen in Verbindung zu stehen scheint. Sie haben weiter keinen besonderen Namen, den östlichen ausgenommen, welcher einen der höchsten Rücken bildet, und unter dem Namen Fürtos bekannt ist. Wir werden später auf ihn zurückzukommen Gelegenheit haben.

In geognostischer Hinsicht dürfte diese Gegend dem systematischen und gelehrten Forscher nicht unbedeutende Resultate liefern. Daß gewaltige Revolutionen auch hier Statt gefunden haben müssen, daß der Schooß der Erde unermüdlich thätig sei, zeigt schon der Reichthum an Quellen aller Art, noch mehr aber die häufigen und schönen Dendriten, welche man hier im Kalkgebirge fast überall findet, und wovon ich einige schöne Exemplare gesammelt und aufbewahrt habe. Ganze ausgedehnte Schichten von Kalkablagerungen sind hier zu finden, welche natürliche Dächer bilden, und woran sich dann wieder andere Massen auf nassem Wege abgesetzt haben.

In dem mineralogischen Reichthume dieser Gebirgsgegend spielen die Quellen unstreitig die erste Rolle. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß, wo

immer man auch mit dem Stocke einige Zoll tief einstößt, man alsogleich auf irgend ein Wasser gelangen wird. Diese Quellen sind nun meistens vorherrschend salzig oder kohlen-sauer, seltener süß, welche in dieser Gegend überhaupt nur sehr spärlich, und diese nicht von besser Qualität gefunden werden. Der größere oder geringere Antheil von Schwefel, oder vielmehr Hydrothion, welchen alle diese Wässer enthalten, und welchen man in Geruch und Geschmack mehr oder weniger hervorstechend findet, führt auf die Vermuthung, daß hier vielleicht nicht unbedeutende Schwefellager eruiert werden könnten. Weit wichtiger ist der ungeheure Reichthum an Steinsalz, welchen die gütige Natur in diesem Winkel der Erde verborgen. Das in der Nähe gelegene Salzbergwerk Parajd ist so ergiebig, daß es nur die Hälfte des Jahres bearbeitet wird, weil sonst mehr Salz producirt würde, als zur Consumtion nöthig ist. Ueberdies aber wittert es in der ganzen Gegend frei auf der Oberfläche aus, ja es erheben sich förmliche Salz-felsen, welche es rein und krystallinisch enthalten, dermaßen, daß von Seite der königlichen Kammer sehr strenge Maßregeln getroffen werden mußten, um dem Unterschleife, dem Diebstahle und der ungeseglichen Verführung dieses unentbehrlichen Materiales Schranken zu setzen.

Oberflächliche Untersuchungen, welche ich auf meinen zahlreichen Ausflügen ins Gebirge anstellte, lassen mich vermuthen, daß es auch Erzadern hier geben müsse. Mehrere Gebirgsquellen enthalten dasselbe als mechanische Partikul, die sich in Form eines zinnoberrothen Staubes bald absetzt, der hier entspringende Sauerbrunnen führt, wie man weiter unten sehen wird, eine ziemliche Quantität Eisencarbonid mit sich, woher es auch kommt, daß die Flaschen, in denen es aufbewahrt wird, nach und nach jene eigenthümliche, rostartige Kruste annehmen. Ob nun unter diesen Umständen die Erzausbeute eine großartige Anlage lohnen würde, muß ich dahin gestellt sein lassen; ich begnüge mich damit, die Aufmerksamkeit praktischer Bergmänner auf diesen Punkt hingelenkt zu haben.

Was nun die sonstige mineralogische Ausbeute dieser Gegend betrifft, so dürfte sie nach eigenen Anschauungen, so wie nach den gütigen Mittheilungen des k. k. Controllors in dem Parajder Salinenamte, Hrn. v. Thujto, beiläufig in Folgendem bestehen:

In der dortigen Salzquelle findet man kesselförmigen Roggenstein und Kalktuff als Schaumabsatz unter derselben, welcher auch zellenförmig vorkommt, nicht minder als Blätter-Incrustation, und zwar von vorzüglicher Schönheit (von letzterer bewahre ich noch einige Exemplare, welche in jeder europäischen Sammlung prangen könnten; die Blätter sind so zart und doch in allen Theilen so scharf abgedrückt, wie es die Kunst nimmer vermag). Ferner: gemeinen Marmor, Alabastrer, Gyps, Kalksinter als Nierenstein, sämmtlich Formationsbestandtheile, Gypshydrat als Mutterstein, und ockerigen Marmor als Nebengestein. Merkwürdig ist auch eine eigene Art von Töpferthon, die sich im Feuer eisenschwarz brennt; es werden hieraus die sogenannten, hier sehr beliebten Klapper-Wasserkrüge verfertigt, welche schwarz, unglazirt und mit Saugröhren versehen sind. Sie besitzen in hohem Grade die Eigenschaft, das Wasser frisch und kalt zu erhalten, wie ich mich durch den Gebrauch derselben wiederholt überzeugt habe. Endlich findet man noch Magneteisensand in kleinen, eisensandigen, metallisch-glänzenden, stumpfeckigen Körnern.

Der Botaniker findet hier eine Ausbeute, ergiebig, wie selten Eine. Von den unzähligen, hier wildblühenden Gewächsen will ich nur die vorzüglichsten anführen: *Salicornia herbacea*, *Atropos Belladonna* (von vorzüglicher Schönheit auf dem Fürtos), *Glaux maritima*, *Chenopodium maritimum*, *Apium graveolens*, *Parnassia palustris* (auf dem höchsten Gipfel des Fürtos), *Stative Lemonium*, *Tniglochis marit*, *Arenaria marina*, *Spergula subulata*, *Spiraea quinquegloba*, *Aconitum Napellus* (im Artso), *Ranunculus platanifolius*, *Scorzonera parviflora*, *Solidago virga aurea*, *Aster triplex*, *Inuka oculi Christi* 2c.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dr. Curtis über Standeswahl *).

Eltern und Verwandte vergessen nur zu oft, daß es bei der Wahl eines Standes für die ihrer Sorge anvertrauten Kinder nicht genug ist, daß derselbe ehrenvoll und einträglich, oder von der Art sei, daß die Kinder durch Familieneinfluß auf guten Erfolg rechnen können, sondern sie sollten auch die Talente, die natürlichen Körper- und Geistesfähigkeiten des betreffenden Individuums wohl erwägen. Wird dieser wichtige Punkt übersehen, so kann es sehr leicht geschehen, daß man ihr Glück gerade durch das am meisten beeinträchtigt, wodurch man dasselbe am sichersten zu gründen beabsichtigte.

Nichts übertrifft die traurige Lage eines Menschen, der durch eine so übelverstandene Güte gezwungen wird, sich einem Stande zu weihen, welcher beständig die Ausübung von Anlagen fordert, die dem Individuum fehlen. Er verlebt kaum einen Tag ohne die Ueberzeugung, daß er seinen Pflichten nicht Genüge leisten kann, und diese Ueberzeugung ist für ihn die niederdrückendste Demüthigung. Er schwebt in beständiger Angst und Furcht vor der Entdeckung seiner Unbrauchbarkeit, und ist eine Beute der Verzweiflung und des Elends, wenn diese Entdeckung wirklich gemacht wird.

Der Schaden, welchen Körper und Geist auf diese Art leiden, ist unberechenbar, und frühzeitiger Tod, ja sogar Selbstmord sind nur zu oft die Folgen davon. Es ist daher offenbar die Pflicht der Eltern und Vormünder, sich, bevor sie ihre Kinder für einen bestimmten Stand bestimmen, zu überzeugen, ob dieselben auch die dazu erforderlichen Fähigkeiten besitzen. Dieses ist keineswegs so schwer, als man auf den ersten Blick glauben sollte, und folgende Bemerkungen werden bei der Lösung dieser Aufgabe nicht ganz ohne Nutzen sein.

Erstens erfordert jeder Beruf für seine Ausübung gewisse physische Eigenschaften, welche je nach den verschiedenen Berufsgeschäften auch ganz verschiedener Natur sind. Man sollte doch glauben, daß wenigstens diese so sehr in die Augen fallende Wahrheit nicht übersehen werden könne, und doch sehen wir nur zu häufig einen Menschen, den die Natur für einen Schneider bildete, am Amboss stehen, und einen Grobschmid in einem Kaufmannsladen; Personen von kräftigem Körperbau und lebhaftem Temperamente zu einer sitzenden Lebensart gezwungen, und solche, bei denen Geist und Körper für die Ruhe geschaffen sind, in die weite See hinausgeschendet, um mit den Stürmen des Oceans zu kämpfen. Oft finden wir

*.) Aus dessen „Observations on health.“

sogar auf der Rednerbühne, jener Wirkungssphäre der höchsten Beredsamkeit, Menschen, welche durch ihre mangelhafte, unharmonische Sprache selbst die herz-erhebenden Seelenergüsse eines Demosthenes oder Cicero ihrer ganzen Stärke und Würde berauben könnten.

Sedoch auch über die geistigen Fähigkeiten ihrer Pflinglinge kann es den Eltern nicht schwer fallen, ein richtiges Urtheil zu fällen. Ein wenig Beobachtung enthüllt ihnen gewiß die vorherrschenden Neigungen in den Gemüthern derselben, und diese sind es eben, auf welche bei der Wahl eines Standes die meiste Rücksicht genommen werden sollte. Dies geschieht jedoch nur sehr selten, obwohl sie sich meistens deutlich genug aussprechen. Man nimmt eher auf Alles, als auf sie Rücksicht, und die dadurch begangenen Mißgriffe enden nicht immer so glücklich, als in dem Falle, welchen wir alsogleich mittheilen wollen. Ein Herr vom Stande nämlich, welcher einen Sohn hatte, den seine Mutter gern als ausgezeichneten Seemann sehen wollte, schickte denselben, ihrem Wunsche gemäß, auf die Marine, wo er ihn der Obhut eines verwandten Marine-Offiziers als Schiffskadet übergab. Bald hierauf fand ein Seetreffen Statt, und der noch sehr junge Seemann verbarg sich während deselben in den Schiffskessel, wo man ihn endlich fand und ihn von dort zum commandirenden Offizier führte. Sobald das Schiff wieder landete, schickte ihn der Admiral seinem Vater zurück, welcher, anstatt ihm Vorwürfe zu machen, bloß bemerkte, daß er bei dieser Gelegenheit viele Verschlagenheit gezeigt habe, und wenn auch für keinen Matrosen, doch für einen sehr gewandten Rechtsgelehrten gemacht sei! —

Der wichtige Einfluß, welchen die Berufswahl auf das ganze künftige Glück eines Menschen ausübt, sollte die Eltern ganz besonders bewegen, ihre Kinder in Stellungen zu bringen, welche deren Anlage und Temperamenten entsprechen. Hierdurch wird nicht nur das Glück Einzelner, sondern auch das allgemeine Beste befördert; denn wenn Menschen ihren ganzen Eifer solchen Gegenständen weihen, zu denen sie eine natürliche Neigung haben, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach das Eindringen in das Wesen derselben ein tieferes sein, und dasselbe Resultat wird sich noch in einem höheren Grade zeigen, wenn die Menschen ihre ausschließliche Aufmerksamkeit einem einzelnen ihnen verwandten Zweige der Wissenschaft oder Kunst mit Liebe zuwenden.

Weinke.

Gemeinnützige Nachrichten.

Dr. Cumming, ehemaliges Mitglied des bengalischen Sanitätsrathes, behauptet in seinem 1839 zu London erschienenen Werke: „Notes of a Wanderer in search of health“ (Bemerkungen eines Gesundheit suchenden Wanderers), daß er Ober-Egypten wegen seiner ausgezeichnet reinen, trockenen und aufsteigernden Luft für einen äußerst heilsamen Aufenthalt für Lungenfranke halte. Besonders preiset er in dieser Beziehung die Gegend um die zweite Katarakte des Nils, und führt seine eigene Erfahrung als Beweis dafür an. Er glaubt daher auch, daß sich wenige Speculationen so rentiren dürften, als die Errichtung eines „Sanatoriums“ zu Theben, und zwar für Patienten sowohl aus Europa als aus Indien. Er sagt: „Nun, da die Leichtigkeit, das rothe Meer und das mittelländische zu beschiffen so groß ist, und diese täglich zunimmt, wäre gewiß nichts leichter, als die Errichtung eines großen hölzernen Gebäudes, mit zwanzig bis dreißig zur Aufnahme der Patienten

bestimmten Zimmern. In einem Klima, wie dieses, sind die Bedürfnisse nur geringe, und ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl und Kasten wären für jedes Zimmer eine hinreichende Ausstattung. Nehmen wir eine solche Anstalt als wirklich bestehend an, so könnte der in Indien lebende Brustkranke Bombay am ersten des Monats verlassen und am zwölften schon in das Sanatorium zu Theben bringen würde. Hier könnte er entweder den Winter mit dem Studium der Alterthumschätze dieser Stadt und der Hasen- und Kepphühnerjagd zubringen, oder einen Ausflug nach den Katarakten, oder selbst nach Cairo machen. Der Brustkranke in England jedoch würde, wenn er Falmouth den ersten verläßt, den zwanzigsten in Alexandria anlangen, und von da, wenn er sich beeilt, in zwanzig Tagen Theben erreichen. Eine solche Anstalt wäre jedoch nicht bloß für Kranke allein wünschenswerth, sondern es müßte gewiß auch Freunden, von denen der eine in England und der andere in Indien lebt, sehr wünschenswerth sein, sich in Theben zu treffen und ihren freundschaftlichen Verkehr ohne große pecuniäre Opfer wieder anknüpfen zu können.* Wir wollen die hohe Meinung Dr. Cummings' von dem heilsamen Einflusse der Luft einiger Gegenden Egyptens keineswegs bestreiten, glauben aber kaum, daß Menschen von sehr delikater Gesundheit in der Fahrt auf dem Nile und den Annehmlichkeiten Egyptens jene Sicherheit und den Comfort finden dürften, welche zur Wiederherstellung eben so nothwendig sind, als ein Klima und eine Atmosphäre, welche ohne Zweifel von großer Heilkraft sind. Stieß er doch selbst trotz seiner durch zahlreiche Reisen gemachten Erfahrungen auf Hindernisse, welche endlich seine Geduld überstiegen, und wenn er auch fest überzeugt ist, durch seinen Aufenthalt in dieser Gegend sein Leben wenigstens um ein Jahr verlängert zu haben, so glauben wir doch, daß wenige Brustkranke im Stande sein dürften, das savaviter in modo und fortiter in re so wenig aus den Augen zu verlieren, wie er.

* — (Verbesserte Perrücken.) In der diesjährigen Wiener Central-Ausstellung vaterländischer Industrie-Erzeugnisse waren auch mehrere Exemplare der patentirten Haartouren von dem Wiener Perruquier, Heinrich Fortmüller, eigener Erfindung, zu sehen. Diese Touren vereinen mit den Vorzügen einer eleganten Form und ungemeiner Leichtigkeit auch noch die besondere Prærogative vor andern in bisher üblicher Methode fabrizirten Perrücken, daß sie auch in Sänitätsrückichten beachtenswerth sind, indem sie durch kein künstliches Klebemittel auf das Haupt befestigt werden. Ihre Structur besteht aus einem feinen, doch dauerhaften Netze, welches so geschickt gefertigt ist, daß es beim zufälligen oder geflißentlichen Auseinanderstreifen die natürliche Kopfhaut durchblicken läßt. Herr Fortmüller hat sich durch diese sinnreiche Erfindung nicht allein um unsere Mode-Dandys, sondern vielmehr noch um greise Kahlköpfe verdient gemacht, denen eine künstliche Tour Bedürfnis ist. C. S.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 66. Montag, den 19. August 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Ueber den Unglauben an die Heilkunst. — Der ehemalige Kampf der Aerzte, Chirurgen und Barbieri in Frankreich. — Die Heilquellen Siebenbürgens. — Miscellen.

Ueber den Unglauben an die Heilkunst.

(Von Dr. Ernst Freih. v. Feuchterleben *).

Der Arzt ist ein Unglücklicher, von dem man täglich das Wunder verlangt: Gesundheit und Unmäßigkeit in Einklang zu bringen.
Voltaire.

Es ist eine Lebensfrage, die wir hier behandeln. Der Arzt fühlt, daß seine Existenz auf dem Spiele ist, — der Nichtarzt fühlt, daß es sich um die seine handelt, — wenn die Frage über Sein und Nichtsein der medizinischen Kunst und Wissenschaft aufgeworfen wird.

Wenn irgend ein Gegenstand, der die Medizin betrifft, populär abgehandelt zu werden verdient, so ist es dieser. Es soll einmal für allemal

*) Die folgenden Blätter sind einer von dem geachteten Verfasser nächstens bei C. Gerold in Wien erscheinenden Schrift: „Ueber die Gewisheit und Würde der Heilkunst,“ auszugsweise entnommen. Sie werden hoffentlich nicht nur unsere ärztlichen und nichtärztlichen Leser auf die genannte Schrift überhaupt aufmerksam machen, sondern sie in Vorhinein überzeugen, daß der Geist ruhiger Prüfung, klar durchdachte Anschauung und lebendige Darstellung diese Schrift eben so, wie alle bisherigen Schriften des Herrn Verfassers, charakterisiren und innig durchbringen. Auch ist der Gegenstand, den sie behandelt, von hohem Interesse und der Art beschaffen, daß dessen unbefangene Beleuchtung und Beherzigung besonders in unsern Zeiten bringend Noth thut, wenn wir nicht in die finstern Jahrhunderte zurücksinken wollen, wo die Charlatanerie ihr mächtiges Haupt emporhebend, alle höheren wissenschaftlichen Bestrebungen der Heilkunde verstummen ließ.
D. Reb.

wischen Arzt und Publikum vermittelt werden, damit sofort alles weitere Popularisiren unnöthig gemacht werde.

Jeder Mensch will Arzt sein, und Jeder glaubt, des Arztes spotten zu dürfen. Alte (und junge) Weiber pfuschen in unserer Kunst, und richten über uns. Indem sie Alles besser wissen als der Arzt, geben sie dadurch unwillkürlich zu, daß es ein Besserwissen in der Kunst gibt, — und streiten es nur den Ärzten ab.

Im Ganzen war es wohl immer so. In Babylon sprachen die Vorübergehenden das Gerücht über den am Wege sitzenden Kranken aus; die heiligen Bücher (Jes. Sir.) nehmen den Arzt gegen die Verächter der Kunst in Schutz, und Water Hippokrates fand es nöthig, in einer eigenen Schrift („von der Kunst“), gediegen, wie Alles, was aus seiner Hand kam, gegen sie zu Felde zu ziehen. Erasmus von Rotterdam und Melancthon behandelten dieselbe Aufgabe für ihre Zeitgenossen, — und so scheint denn die edle Kunst, die dem Menschen sein Liebstes: Leben und Gesundheit, rettet und bewahrt, von jeher ihre Zoiusse und ihre Apostel gehabt zu haben.

Allein ich glaube nicht zu irren, wenn ich den eigentlichen, tiefer greifenden und gefährlichen Unglauben erst der neuesten Zeit, unserer Zeit zuschreibe. Die Wike eines Molière, la Bruyères, die egoistischen Zweifel eines Montaigne und Jean Jacques, sind bald für das erkannt, — was sie sind. Aber erst seit den letzten Jahrzehenden, seit Brown's, Hahnemann's, Dertel's Lehren Anlaß gaben, den Grund und Boden, worauf das Gebäude der Heilkunst gebaut ist, zu untersuchen, und diese Untersuchungen nicht vor dem Forum der Sachverständigen, sondern in Kaffeehäusern und Theecirkeln verhandelt wurden, — weil die Verkünder jener Lehren es mehr zu ihrem Vortheile fanden, sich an Laien als an Kenner zu wenden, — seitdem erst ist jener Scepticismus entstanden, und (gerade unter den Gebildeteren) allgemein geworden, der die Wurzel des Baumes benagt und allmählig zu untergraben strebt.

Jetzt erscheinen jene Hypochondristen, die sich mit Gift aus medizinischen Büchern nähren, und es wieder von sich geben, damit die Aerzte daran zu Grunde gehen mögen. „Wollen Sie mich homöopathisch, alläopathisch, hydropathisch, à la Rasori, à la Broussais kuriren? Mein Gangliensystem leidet. Nur keine Abführmittel! ich kenne mich. Ich kenne leider auch die Aerzte. Ich bin schon nach allen Methoden und Systemen behandelt worden; mein Gangliensystem ist noch immer dasselbe. Ich habe Consilien halten lassen, — aber da ich Latein verstehe, durchsah ich die Unsicherheit, die Uneinigkeit meiner Doctoren. Auf die hergebrachte Weise geht es bei mir nicht mehr. An die bisherige Heilkunst glaube ich nicht.“

Wollen Sie eine neue versuchen? Wagen Sie's! aber erklären Sie mir Ihre Verfahrungsweise. Bewähren Sie das alte Wort: „die Medizin sei ein Roman, dessen Verfasser jeder Arzt ist!“ — . . . Herr Collega! diesen Patienten übernehmen Sie mir! Und nun kommt noch ein deutscher Schriftsteller, und eifert gegen das Latein in unserm Unterrichte? Ich sage, wir werden, sowohl bei diesem als am Krankenbette, noch zum Griechischen oder Arabischen flüchten müssen, da das Latein die Autodidaktik und Receptleserei in unserer polyglottischen Zeit noch nicht genug erschwert!

Ich habe es schon gesagt, und sage es hier wieder: Skepticismus ist Schwäche und Halbheit. Man resignirt sich beim Bewahrwerden von Schwierigkeiten, welche der Muthige mit Ausdauer bekämpft, welche der Kenner, der Meister längst überwunden hat. Wenn ein Arzt selbst Skeptiker in seiner eigenen Kunst ist, so ist er noch kein ausgebildeter Arzt. Der tüchtige Arzt zweifelt nicht am Wesentlichen seiner Wissenschaft; ein Sydenham weiß, was er zu glauben hat, und handelt nicht auf gut Glück in's Blaue hinein. „Ich bin endlich,“ sagte Bernage, „nach einer dreißigjährigen Praxis des Errathens müde!“ — Gut! es handelt sich aber eben darum, nicht müde zu werden. Der Ermüdete bleibt beim Zweifel stehen, der Unermüdlige gelangt zur Gewissheit.

Ein Arzt, der an seine Kunst nicht glaubt, nicht zu glauben eingesteht, und sie dennoch ausübt, ist, meines Bedünkens, ein schlechter Charakter. Ich weiß, es gibt ein Sophisma: „Mögen mich die Menschen für einen scheinbaren Dienst zahlen; ich erweise ihnen insgeheim dafür einen wirklichen; ich betrüge sie, weil sie nun einmal betrogen sein wollen, — zu ihrem Besten.“ — Ein gewissenhafter Mann, ein Arzt, hat es ausgesprochen, — allein es bleibt eben ein Sophisma, wie jede reservatio mentalis. Was man innerlich verwirft, dem muß man äußerlich entsagen, — da Niemand gezwungen wird, Arzt zu sein.

Verständiger Skepticismus — ah! das ist ein Anderes. Es ist jener, der nach dem Ausdrücke eines weisen Schriftstellers, „unablässig bemüht ist, sich selbst zu überwinden.“ — Er ist kein Sohn der Faulheit, der die Hände in den Schooß legt; er ist ein gläubiger Arbeiter im Weinberge des Herrn. Er zweifelt nicht an der Wissenschaft, sondern an ihrer Vollendung, nicht an der Kunst, sondern manchmal am Künstler, nicht am Princip, sondern an Autoritäten. Unsere Wissenschaft hat keine mathematische Gewissheit; wohl! keine andere, außer der Mathematik, hat eine solche; es ist thöricht, das anders zu verlangen; so oft man auch die mathematische Deduktionsform auf andere Fächer anzuwenden versuchte, mißlang der Versuch, — oder wo er nicht völlig mißlang, blieb es eben nur bei der Form der Beweise, — die Sache selbst ward keine andere. Gibt es denn keine andere Gewissheit,

als die, daß zweimal zwei vier macht? — mir scheint, daß auch die Sinne, auch das Herz, auch die Vernunft so gut wie der Verstand ihre Zuversicht haben dürfen; ob nun auch unserer Heilkunst ihre Gewisheit zukomme, und welcher Art diese sei, erspare ich mir auf eine spätere Beantwortung. Erfahrung und sorgfältige Schlußfolgerungen wird nur der Ueberwichtige verwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der ehemalige Kampf der Aerzte, Chirurgen und Barbieri in Frankreich.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis. (?)

Hor.

Der ärztliche Stand hatte im XVI. Jahrhunderte, nach dem Beispiele der damaligen Verfassung, drei Ordnungen, welche sich in die Untersuchung der menschlichen Krankheiten theilten. Der Gebrauch und die königlichen Patente hatten für jede derselben eine gewisse Grenze gezogen, innerhalb welcher sie ihre Praxis auf Kosten und Gefahren des Patienten ausüben durften, was zu zahllosen Streitigkeiten Veranlassung gab. Besonders aber wüthete gegen Ende des XV. Jahrhunderts die größte Zwietracht auf dem Felde der Schüler des Hippocrates und des Galenus.

Der ärztliche Stand war damals, wie gesagt, in drei Ordnungen getheilt, nämlich in Aerzte, Wundärzte und Barbieri. Jeder derselben war zwar ein eigenes Gebiet angewiesen, aber die respektiven Grenzen derselben wurden in der Ausübung der Praxis gar oft ohne Skrupel überschritten. Es ist nun die Frage, woher diese Eintheilung des ärztlichen Personals rührte.

Um zur Beantwortung dieser Frage zu gelangen, muß man sich erinnern, daß die Universität aus 4 Facultäten bestand, nämlich aus der theologischen, der juridischen, der medizinischen und der der freien Künste. Eine Tochter der Kirche, bewahrte die Universität getreu die Lehren derselben, und mit diesen auch die Scheu vor allem Blute; die Medizin, eine genaue Beobachterin der Universitätsstatuten, hütete sich wohl, dieses Prinzip zu verleugnen, ja sie ging sogar so weit, sich das Eölibat aufzulegen, von dem sie jedoch durch den Cardinal d'Estouteville förmlich befreit wurde. Die Ausübung der chirurgischen Operationen wurde eines Mitgliedes der medizinischen Facultät unwürdig gehalten, und man mußte für dieselben eine von der Universität unabhängige Corporation errichten. So entstand das Collegium der Wundärzte. Da sich aber die Facultät niemals eines ihrer Rechte entäußern wollte, so wurde auch dieses neue Institut gänzlich von derselben abhängig gemacht. Daher blieb der Arzt die Intelligenz, dessen untergeordnetes Werkzeug der Chirurg war, und der erstere gab in seinem langen schwarzen Mantel und mit seinem Hute die Orakel von sich, welche der Chirurg ohne Widerrede auszuführen verpflichtet war.

Dies war die ursprüngliche Organisation der Medizin, und in der neuen Corporation erhoben sich bald thätige und gefährliche Nebenbuhler. Die Barbieri, welche nun im Besitze der zu ihrem Berufe nöthigen chirurgischen Instrumente waren,

dachten nun daran, ihrem Wirkungskreise die größtmögliche Ausdehnung zu verschaffen; die Gelegenheit war zu schön, und so schritten sie kühn in's Lebendige hinein. Im ersten Anfange bemächtigten sie sich des Aderlasses; dieser war ihre erste und ihre dauerndste Eroberung, und sie wußten denselben in ihren Buden so geschickt auszuführen, daß die gehörige Kenntniß davon bald eine der Hauptbedingungen zur Aufnahme in ihre Bruderschaft wurde. Der Lehrling mußte den Bettler mit dem verwirrtsten Barte so flink zu barbieren wissen, daß derselbe nicht das mindeste Zucken der Augen verrieth; ein anderer Hauptpunkt des Meisterstücks bestand in der Verfertigung der Lanzetten und darin, dem fettesten Manne, welchen man auffinden konnte, vor den Kunstmeistern kunstgemäß eine Ader zu öffnen.

Da der erste Schritt auf diese Art einmal geschehen war, so erweiterten die Barbieri ihr Gebiet zum Schaden der Chirurgen immer mehr und mehr, und zwar besonders in Bezug auf Behandlung von Wunden und Verletzungen. Hiedurch bewogen, erhob sich das Collegium der Wundärzte, und auf dessen Anklage wurde im August des Jahres 1301 folgende Entscheidung in das weiße Buch der Innungen von Paris (*livre blanc des métiers de Paris*) eingetragen:

„Daß diejenigen, welche sich Barbieri nennen, es bei Körper- und Geldstrafe nicht wagen sollen, die Kunst der Chirurgie auszuüben, bevor sie nicht von den geschwornen H. Chirurgen darüber geprüft worden sind;“ und:

„Daß kein Barbier, den höchsten Nothfall ausgenommen, einen Verwundeten verbinde, und dieses, wenn es geschehen sein sollte, den Gerichten anzuzeigen verpflichtet sei.“

Dies war eine Art Staatsstreich gegen die Barbieri, denen man auf diese Art die Pflege der Verwundeten entreißen wollte, wenn sie nicht vorher von den beeidigten Chirurgen geprüft worden wären. Allein die Barbieri, welche an der Beute, die man ihnen entreißen wollte, zu viel Geschmacf fanden, waren keineswegs Leute, sich diesen Eingriff ohne Widerspruch gefallen zu lassen, und es brauchte viele Thätigkeit und Geschicklichkeit von Carl dem V., welcher das Collegium der Wundärzte errichtete, und sich selbst zu dessen Mitgliede erklärt hatte, einen Theil der Vorrechte dieser neuen Bruderschaft zu erlangen; die Barbieri verließen sich auf ihre Anstelligkeit, und erreichten mit dieser auch ihren Zweck; denn ein Edikt vom Jahre 1372 gestand ihnen das Recht über „Beulen, Geschwüre und offene Wunden“ zu, mit der Bedingung jedoch, „daß die letzteren aus Mangel an schneller Hilfeleistung lebensgefährlich sein müßten.“

Dies war die Charte der Barbieri, welche auch ihren 14. Artikel hatte; denn ihnen zu erlauben, im Falle der Noth auch nicht lebensgefährliche Wunden zu behandeln, hätte ein Mittel dargeboten, die Grenzen dieses Ediktes beliebig zu überschreiten. Die Folge jedoch davon war, daß man bald keinen Unterschied mehr zwischen dem Bartbecken, welche die Barbieri ober ihren Buden anbrachten, und zwischen den Bildnissen des heiligen Cosmus und Damian, den stolzen Schildern der „privilegirten Chirurgen,“ machte.

Diesem steuerte der Prévôt dadurch, daß er allen Barbieren und jedem Anderen verbot, sich in die Kunst der Chirurgen einzumischen. Die Trompete, welche diese unvermuthete strenge Entscheidung in Paris verkündigte, war das Signal zum allgemeinen Aufstande der Barbieri, welche an die Gerechtigkeit ap-

pellirten, worauf das Parlament in seinem Erlasse vom 7. September 1485 entschied, „daß die Barbieri, nach einer vorläufigen Prüfung über ihre Fähigkeit, Beulen, Geschwüre und Karbunkel zu behandeln, das Recht hätten, sich mit der Heilung dieser Krankheiten zu befassen, und die bei solchen Fällen nöthigen Pflaster und Salben zu verkaufen.“

Es ist noch zu bemerken, daß die Barbieri durch diesen Parlamentserlaß den Namen „barbiers-chirurgiens“ erhielten, welchen sie alsbald in „chirurgiens-barbiers“ verwandelten. Es war daher ein zweiter Parlamentsbefehl nöthig, um sie zur Annahme ihres früheren Namens zu zwingen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Heilquellen Siebenbürgens.

Nach eigenen Beobachtungen von Dr. Sigm. Schleginger.

(Fortsetzung.)

Die Quellen von Korond.

Man findet deren hier mehrere, welche man auf drei Kategorien reducirt:

a) Mit vorherrschender Kohlensäure. Es ist dies diejenige Quelle, welche am meisten zum Trinken und Baden benützt wird. Sie entspringt in der Mitte der Häuser, von einer Art von Bosquet umgeben, mit hölzernem Geländer versehen. Mit Unrecht nennt man sie *Aetto*, denn dies ist vielmehr der Name eines etwa 100 Schritte entfernten, gegen *Parajd* hin liegenden Thales. Nach meinen im Jahre 1838 angestellten Untersuchungen, welche von den früher angestellten Analysen, insbesondere von denen *Patacki's*, einigermassen abweichen, ist das Verhältniß der Bestandtheile folgendes*): Temperatur 10° R., 1.20 salpetersaures Natron, 0.31 salzsaures Natron, 0.80 kohlensaures Natron, 4.42 kohlen-saurer Kalk, 1.60 kohlen-saurer Kalk, 0.29 kohlen-saures Eisenoxyd, 0.30 Alaun, 0.18 Kieselerde, 25.60—70 R. Z. kohlen-saures Gas.

b) Mit vorherrschender Sole. Natürlich ist es, daß bei der Nähe des ergiebigen *Parajder* Salzbergwerkes und bei der Menge des hier überall auswitternden Kochsalzes auch solche Quellen nicht mangeln können. Wirklich entspringen auch westlich im Gebirge deren drei, von denen aber eine wegen Nachlässigkeit und allzugroßer Oekonomie der Besitzerin im vorigen Herbst plötzlich versiegte. Zum Unglück habe ich gerade das Wasser dieser Quelle untersucht, ich glaube aber, daß das aus der anderen, gleich daneben entspringenden, und noch (Gott weiß wie lange) fließenden, ganz eben so beschaffen sei. In 16 Unzen Wasser: Temperatur 8° R., 3.42 schwefelsaurer Kalk, 34.19 salzsaures Natron, 0.38 hydrojodsaures Natron, 3.17 kohlen-saure Magnesia, 8.27 R. Z. Hydrothiongas. Man gebraucht sie bloß zu kalten oder künstlich gewärmten Bädern.

c) Mit vorherrschendem Eisen. Eine dritte, stark eisenhaltige Quelle entspringt am Fuße des *Hollókő* hart an der ersten, und wird vom dortigen Volke *Szejhe* genannt. Sie war zu der Zeit meiner Anwesenheit ganz versiegt, und ich konnte nicht so viel Wasser herausbekommen, um auch nur eine oberflächliche Analyse zu versuchen.

*) Ich habe, wie gewöhnlich, 16 Unzen genommen.

Soll ich nun über die Heilwirkungen dieser Quellen eine befriedigende Uebersicht geben, so befinde ich mich in wahrlich nicht geringer Verlegenheit. Denn muß man auf der einen Seite aus der Menge und Art der durch die Analyse an den Tag gelegten Ingredienzien auf die Heilkräftigkeit derselben schließen, so ist es auf der andern Seite schwer, aus der Erfahrung eine bestimmte Richtung dieser Kraft nach gewissen Krankheitsformen nachzuweisen. Während meines sechs-wöchentlichen Aufenthaltes daselbst sah ich nur wenige Kurgäste, welche ernstlich leidend dahin gekommen wären, und diejenigen, die es waren, verließen den Badeort — ungeheilt. Hr. von G. . . , Oberkönigsrichter des M. . . Stuhles, war in Folge heftiger, deprimirender Gemüthsbewegungen von einer Art von Hemiplegie befallen worden, welche vorzüglich die linke Hand ergriff. Nach dreiwöchentlichem Gebrauche des Salzbadcs, täglich zweimal eine Viertelfunde lang, war er im Ganzen nicht viel besser, und was geschehen war, das konnte man eher der frischen Luft, der ungewohnten Umgebung, der Zerstreuung, als der Heilkraft des Bades zuschreiben. Bei dem gänzlichen Mangel an Badeärzten, welcher in Siebenbürgen herrscht, so daß man in keinem, sage keinem einzigen Kurorte Einen findet, wenn nicht der Zufall einen sich erholen wollenden Stuhl-physikus dahin sendet, bei dem sohin gänzlich unregelmäßigen und willkürlichen Gebrauche der Quellen, bei dem Mangel genügender Schriften über deren Kräfte und deren Verwendung, bei dem sträflichen Leichtsinne endlich, womit die hierländischen Aerzte ihre Kranken bald hieher, bald dorthin senden, ohne Zweck und Auswahl, bloß um ihrer los zu werden — bei all diesen Inconvenienzen, sage ich, wird es keine sicheren Erfahrungen, keine Regulirung für die zahl- und segensreichen Heilquellen Siebenbürgens geben, bis nicht auch hier, wie anderswo, Badeeigenthümer und Administratoren einsehen, wie nothwendig und wichtig es sei, einen einsichtsvollen Arzt zum verständigen Wächter jenes Naturschatzes zu machen, der, wie der Nibelungenhort, demjenigen nur Verderben bringt, der ihn nicht zu entzaubern weiß. Dann werden sich Erfahrungen sammeln und ordnen, und aus den Kranken-Journalen der Badeärzte wird jener mächtige Geist auftauchen, der den einzelnen Najaden ihre Stellung im Bereiche der zahllosen Gebrechen anweist, die ihre Heilkraft in Anspruch nehmen.

Uebrigens rühmt man den Sauerbrunnen wegen seiner auflösenden, stärkenden, diuretischen, die Säure der ersten Wege zertheilenden (?) und antiseptischen Kraft (!!), in Infarkten, Verstopfungen des Unterleibes, Exulcerationen der Gelenke; — die Salzquelle in Heilung hartnäckiger chronischer Krankheiten (aber welcher?). — So behauptet wenigstens Belteki in seiner kleinen, im Jahre 1816 erschienenen Schrift.

Ich meine, daß der Sauerbrunnen, in seinen Bestandtheilen dem Selterer einigermaßen ähnlich, in gewissen Brustkrankheiten, welche sich aus dem scrophulösen Habitus entwickeln, und mehr den Charakter gehemmter Ausbildung, als der Ueberreizung in den Respirationsorganen in sich tragen, nützlich sein könne, besonders mit Ziegenmilch vermengt; doch glaube ich, daß der starke Eisengehalt desselben wohl Vorsicht nöthig mache. — Die Salzquelle mag, wie alle Solenbäder, in gichtischen, rheumatischen und hysterischen Leiden wohlthätige Kräfte äußern. Erfahrungen gibt es noch keine darüber. Was nun noch das dritte Lächeln betrifft, in welchem wohl höchstens Enten, doch niemals Menschen baden

fönnen, so wollen wir die Behauptung: es heile Fußgeschwüre (jeder Art?) und chronische Hautausschläge schnell und glücklich ab, dahingestellt sein lassen; sie für wahr zu halten, — dazu gehört ein starker Glaube.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

— Aus einem Bericht des Dr. Padova über die Irren-Anstalt der Santi Giovanni e Paolo in Venedig geht hervor, daß diese, für weibliche Irren bestimmte Abtheilung des genannten Spitals seit Kurzem sich einer besseren Einrichtung erfreut, daß die Unglücklichen in sechs saubern Sälen wohnen, deren jeder die Aufschrift einer der sechs Krankheitsklassen trägt, in welche die Irren abgetheilt werden, als da sind: Mania, Monomania, Melanconia, Idiotismo, Stupidità, Demenza. Nebstdem gibt es einen Beobachtungssaal (sala d'osservazione) für die Neuangefommenen, einen Sicherheitsaal (sala di sicurezza) für die Gefährlichen, und einen Absperrungssaal (sala di contumazia). Arzt der Art ist Dr. Fassetta.

— In dem von Dr. Spongia herausgegebenen: „Commentarii di Medicina“ finden sich geschichtliche Winke über die See-Contumaz-Anstalt der Insel Poveglia, woraus Folgendes hervorgeht: Auf dieser, unter den gesundheitspolizeilichen Auspicien des Dr. und Subernalraths A. A. Frari, Präses des See-Sanitäts-Magistrates zu Venedig, stehenden Insel ward schon im Jahre 1799 ein provisorisches Lazareth errichtet, dessen taugliche und in der Gefahr erprobte Einrichtungen sich eines so großen Rufes erfreuten, daß die Kaiserin Katharina von Rußland und andere Mächte sich bei der Regierung von Venedig über die diesfälligen Sanitäts-Disziplinen Rath's erholten. In einem Artikel über die Pest von Marseille und Wien vom Jahre 1720 lobt auch De Haën die Klugheit in den, vom Venezianer Magistrate angewendeten Maßregeln; nicht minder vortheilhaft spricht sich Muratori darüber aus. Als unter der österröichischen Herrschaft die k. k. Staaten von der in Constantinopel, Smyrna, Salonichi u. s. w. wüthenden Pest bedroht wurden, ward von der betreffenden hohen Hofcommission der Einlaß der, von der Levante und dem türkischen Albanien kommenden Schiffe in den Triester Hafen verboten, und deren Landung nach Venedig bestimmt. Die Insel Poveglia bietet den Winden und Stürmen Trotz, ist sehr geeignet zur Ausübung der Sanitäts-Vorschriften, zum Ab- und Aufladen der Waren, zur Sicherheit der Schiffe und Wohlfahrt des Handels, erfreut sich einer reinen Luft, und ihr Kanal kann über 40 große Schiffe aufnehmen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 67. Donnerstag, den 22. August 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Die letzte Krankheit Sultan Mahmud's II. — Warnende Winke für Mütter. — Literatur. — Miscelle. — Beilage: Die letzte Krankheit Sultan Mahmud's II. (Beschluß.)

Die letzte Krankheit Sultan Mahmud's II.

Die weisen und wohlthätigen Reformen, welche Sultan Mahmud der Zweite in neuester Zeit zur Organisation des Medizinalwesens seiner Staaten im Sinne führte, und deren theilweise Ausführung Er auch schon begonnen hatte, sind allbekannt, und mehr als einmal ward auch in diesen Blättern der Einsicht und Thätigkeit, welche dieser Mann hierbei beurlundete, rühmlichst Erwähnung gethan.

Nicht minder erhebend für den Freund der Menschheit erschien die humane Bereitwilligkeit, womit der österrichische Staat dem Wunsche des türkischen Kaisers hierbei entgegenkam, und diesen Monarchen Behufs einer kräftigen Zustandbringung und energischen Leitung der, im Fache des Sanitäts- und Quarantainwesens gefaßten, weitaussehenden Entwürfe — durch Zusendung wohlunterrichteter und von dem besten Willen besetzter Aerzte zu unterstützen sich angelegen sein ließ.

Wie sehr Sultan Mahmud diesen großen Freundschaftsdienst des Nachbarstaates zu würdigen wußte, erhellte schon aus den originellen und sinnvollen Ansichten und Bemerkungen, welche dieser Monarch bei der ersten Audienz entwickelte, die Er — was ohne Beispiel — schon am zweiten Tage ihrer Ankunft in Constantinopel den ihm zugesendeten Aerzten, den Herren Drn. Neuner und Bernard und Director Minas, ertheilt hatte. Aehnliche vertrauensvolle Gesinnungen des Kaisers gingen nicht nur aus dem besonderen Wohlwollen, womit Er obgenannte Aerzte auch später überhäufte, sondern auch aus den unzweideutigen Beweisen der hohen

Zufriedenheit hervor, die Er ihnen über die Zustandbringung und Leitung der ihrer Obforge anvertrauten Sanitäts-Angelegenheiten zu wiederholten Malen gegeben hatte.

Bei solchem Stande der Dinge, und bei dem fest ausgesprochenen Willen dieses Monarchen konnte die Aussicht auf die glückliche Lösung eines Unternehmens, dessen segensreiche Folgen für die wahre Civilisation des Orients derjenige am besten würdigen kann, der aus der Geschichte aller Jahrhunderte den hochwichtigen Einfluß der Naturwissenschaften auf die Bildung der Völker erkannt hat, — nur eine erfreuliche sein; am wenigsten aber hatte man auch nur den entferntesten Grund zu ahnen, daß gerade von dem Monarchen selbst aus, d. h. von dessen gefährdetem Wohlergehen und Existenz — der großartigen Reform die höchste Gefahr drohen werde, eine Gefahr, auf die man um so weniger gefaßt war, als die dem Monarchen zugesendeten Aerzte Denselben in ihren ersten brieflichen Mittheilungen als einen lebenskräftigen und mit der besten Gesundheit und Körperconstitution begabten Mann schilderten. Aber so wenig läßt sich die Zukunft menschlicher Unternehmungen berechnen! Während der Freund der Menschheit hoffnungsvoll der Realisirung eines so schönen Gedankens entgegen sah, verbreitete sich das eben so unglaubliche, als Jedermann überraschende Gerücht, Kaiser Mahmud liege tödtlich krank darnieder, und leide an einer so weit vorgerückten Schwindsucht (*Phthisis tuberculosa*), daß sein Leben nur kaum mehr nach Tagen, geschweige nach Wochen oder Monaten berechnet werden könne. Als aber dieses traurige Gerücht zur Wahrheit sich gestaltete, so war nichts natürlicher, als daß Jedermann mit gerechtem Erstaunen fragte: Wie ist es möglich, daß bei der Anwesenheit des zum Leibarzt vom Monarchen erst erwählten, und mit besonderem Wohlwollen ausgezeichneten Dr. Neuner solche Gefahren, wenigstens auf eine so überaus schnelle Weise sich kund geben konnten, und daß dieser schon im ersten Consilio, wozu er berufen, und welches er mit den, den Kaiser umgebenden und Denselben längere Zeit schon behandelnden Serails-Aerzten abgehalten, die traurige Ueberzeugung erhielt, und sie selbst zum Erstaunen der behandelnden Aerzte unverholen aussprach: der Kaiser sei unrettbar verloren, und sein Uebel sei eine vom zweiten in das dritte Stadium übergehende Schwindsucht? —

So sehr wir überzeugt sind, daß diese Frage in folgenden Thatfachen ihre Erledigung finden dürfte, so haben wir bei deren Mittheilung doch eine ganz andere Absicht.

Wer nämlich das Geschick der Menschen und Völker — wie hoch oder nieder gestellt sie immer seien — nicht einseitig oder von Vorurtheilen geblendet, zu beurtheilen sich unterfängt, sondern hierzu sich berufen glaubend,

auf einen höhern moralischen Standpunkt sich zu erheben vermag, für den wird die aus glaubwürdiger und höchst achtbarer Quelle geschöpfte, eben so wahrheitsliebende als prunklose Darlegung der Krankheitsgeschichte des Kaisers *Mahmud* nicht nur ein Gegenstand des Interesses und der Belehrung überhaupt, sondern auch einen neuen Beweis liefern, wie sehr auch der kräftigste Mann nicht allen Verhältnissen und Ereignissen gebieten könne — wie sehr auch Er des unveränderlichen Geschicks Unterthan sei, und selbst dem Vorurtheil seinen Tribut zu zahlen nicht entrinnen könne.

Von diesem höhern Standpunkte aus bitten wir also den gebildeten Leser die folgenden Thatsachen, die wohl keines Commentars bedürfen, zu beurtheilen, bei deren Mittheilung es uns einzig und allein um die reine Wahrheit, keinesfalls aber, wie Mancher vielleicht wähnen könnte, um irgend eine Apologie zu thun ist.

Kaiser *Mahmud* der Zweite, 54 Jahre alt, von starker Constitution, kräftigem Körperbau, cholericem Temperamente, war — eine Anlage zu Brustkatarrhen und ein vor wenigen Jahren überstandenes rheumatisches Hüftgelenkweh (ischias) abgerechnet — stets gesund, obgleich seine Lebensweise, insbesondere seine Vorliebe für die Freuden der Tafel und der Liebe, keineswegs geeignet schien, ihn vor Krankheiten, am wenigsten vor zufälligen und durch seine Constitution bedingten, zu schützen. In diesem, dem äußern Ansehen, dem Verhalten und der Versicherung des Kaisers nach, günstigen Gesundheitszustande befand sich Derselbe, als die von Wien gesendeten Doctoren ihm vorgestellt wurden, und der zum Leibarzt ernannte Dr. *Neuner* in der ersten Zeit seiner Anwesenheit ihn zu sehen Gelegenheit hatte. Als nach geraumer Zeit der Kaiser diesen aufforderte, ihm den Puls zu fühlen, bemerkte zwar Dr. *Neuner*, daß aus dem Zustande des Pulses, insbesondere seiner Häufigkeit, Stärke und Wölle, der Arzt leicht verleitet werden könnte, eine Krankheit zu vermuthen, wenn nicht das allgemeine Befinden und die gegebene Versicherung des Kaisers für's Gegentheil sprächen. Hierauf antwortete der Kaiser: Er habe sich etwas verfühlt und wolle sich auch zu seiner Zeit einer von ihm zu verordnenden Frühlingskur unterziehen, obschon man eben nicht krank zu sein brauche, wenn man dergleichen Kuren unternehme. Genauere aber, und späterhin erst in Erfahrung gebrachte Notizen über den Gesundheitszustand des Kaisers lehrten, daß Er schon in jener Epoche wiederholt von Katarrhen befallen gewesen, daß Er ferner an Unterleibsleiden und am Goldaderfluß gelitten, jedoch dies Alles geheim zu halten bemüht war.

Bei einer ähnlichen Veranlassung wahrscheinlich war es, wo sein Geheimschreiber, *Niza Bey*, dem Kaiser den Vorschlag machte, jene Kräu-

terabkochung wieder zu gebrauchen, welche vor zwei Jahren Abdulék Effendi zum Behufe einer Blutreinigung angeordnet habe, und diesem ehemaligen Protomedicus sich einstweilen wieder anzuvertrauen, da es sich ja um die Anwendung eines Hausmittels gegen ein unbedeutendes Unwohlbefinden handle.

Der Kaiser willigte in den Vorschlag, Abdulék Effendi wurde gerufen und die Frühlingskur begonnen. Aber gerade von diesem Zeitpunkte angefangen, ward es dem Dr. Neuner nicht mehr möglich oder gestattet, Riza Bey zu sprechen, und nicht selten geschah es seitdem, daß ihm sogar der Eintritt in's Innere des Palastes verweigert wurde. Die Zeit verlief. Allein so sehr auch der, bei Gelegenheit der Einweihung der Schule Ablié wieder zum Protomedicus (Hefim Baschi) ernannte Abdulék Effendi die im Verein mit den beiden griechischen Aerzten Constantini und Stephanoki geleitete Behandlung geheim halten wollte, — so sehr der wahrscheinlich weder von der Bedeutenheit noch Gefährlichkeit seines Uebels unterrichtete Kaiser sein Kranksein dem Volke verbergen wollte, und darum wohl auch nicht unterließ, oder nicht daran gehindert wurde, seine gewohnte, unter diesen Umständen doppelt schädliche Lebensweise fortzusetzen, — so erhielt man denn doch bald durch die schnelle Abnahme der Kräfte des Monarchen, durch das Schwinden Seines Körpers und dessen zunehmende Abmagerung die Ueberzeugung, der Kaiser sei bedenklich krank, und die gerechtesten Besorgnisse für das Wohl desselben wurden um so mehr laut, als die widersprechendsten Gerüchte über die Natur seiner Krankheit in Umlauf kamen, und er bald an Brustwasserfucht, bald an Bluthusten, bald an Leber und Magen leiden sollte.

Dieses heimliche Thun bei so offenkundiger Lage der Dinge, das absichtliche Fernhalten seines Leibarztes Dr. Neuner von Dessen Person, mußten um so befremdender und auffallender sein, als man hiervon keinen genügenden Grund ersah, und der Kaiser mit unveränderter Gunst und Wohlwollen dem Letztern geneigt zu sein schien, wie man solches bei der Einweihung der Schule Ablié zu beobachten hinreichende Gelegenheit hatte. Bei dieser Ceremonie hatte Dr. Neuner leider aus dem so ganz veränderten und herabgekommenen Aussehen (habitus) des hohen Kranken die Ueberzeugung geschöpft, daß Derselbe an einem tiefen, und zwar organischen Leiden eines edlen Eingeweidés krank sein müsse. Auch nach dieser Ceremonie blieb, beim Fortschreiten der Krankheit, die Lage der Dinge immer noch dieselbe, obgleich der obgenannte Protomedicus zu Dr. Neuner sagte, der Kaiser wünsche bei der vorzunehmenden Frühlingskur von ihm behandelt zu werden. Bis endlich durch die Fahrt nach den großen Wasserbehältern bei Welgrad der Kaiser sich so entkräftet fühlte, daß er wiederholt in Ohnmacht fiel, ohne die

gewöhnliche Ceremonie verrichtet zu haben, wieder zurückfahren mußte, und Seinem Protomedicus den Befehl gab, auf den nächsten Tag, d. i. auf den 15. Juni, den Dr. Neuner zu einem Consilium zu berufen.

Hierbei war es, wo jener nebst den beiden Aerzten Constantini und Stephanoki referirten: Der Kaiser sei seit sechs Monaten krank, und leide an wiederholten Brustkatarrhen, wogegen man Ihm mit Erleichterung eine Abkochung von Leinsamen gereicht. Im Monate April d. J. sei Ihm vom Dr. Constantini Milch in großen Quantitäten verordnet worden, worauf aber Appetitlosigkeit, Magenschmerzen und Diarrhoe eingetreten, und der Kaiser dadurch dem Gebrauche der Milchkur abgeneigt worden sei. Man habe nun diese Zufälle durch eine Abkochung von Quassia heben wollen, es sei aber Fieber mit Husten eingetreten; um nun der immer mehr zunehmenden Abmagerung und Schwäche zu begegnen, habe man abwechselnd und nach Umständen bald Lichen, bald Tolu-Balsam, bald Stahlewein, bald antiscorbutische Kräuter gereicht, auch durch fleißige Bewegung in freier Luft, das Fahren auf holperigen Straßen die Arzneiwirkungen zu unterstützen gesucht, aber vergebens; als in den letzten elf Tagen zu obigen Zufällen noch ein täglicher Blutverlust von 2—3 Unzen aus den Hämorrhoidalgefäßen hinzu kam, habe sich die Schwäche so vermehrt, daß am vorhergehenden Tage, wo die Fahrt nach den Wasserbehältern Statt fand, die oberwähnten Zufälle eingetreten waren. — Nach dieser von den, den Kaiser behandelnden Aerzten gegebenen Relation verfügte man sich in das Gemach des hohen Kranken, wo Derselbe auf einem Divan in einer halb liegenden, halb sitzenden Stellung sich befand. Dr. Neuner erstaunte über den hohen Grad der Abmagerung des Kaisers, über Dessen tiefeingefallenes Auge, eingefallenes Gesicht und mageren Hände. Der Kaiser schien sehr ängstlich zu sein, reichte die Hand zum Fühlen des Pulses hin, der weich, schwach und heiläufig 120 Schläge in der Minute zeigte, wobei die Hand feucht und deren Temperatur krankhaft erhöht war. Als der Kaiser die mit gelblichem Schleime belegte Zunge gezeigt, und über Appetitlosigkeit geklagt hatte, gab er den Aerzten das Zeichen der Entfernung.

Als man nun Dr. Neuner aufforderte, seine Ansicht über die Natur und Folge der Krankheit Sr. Hoheit auszusprechen, erwiderte derselbe erstaunt: Er hoffe doch nicht, daß man den ihm mitgetheilten Bericht, so wie die eben stattgehabte Untersuchung für beendet und für hinreichend ansehe, um darauf irgend eine rationelle Erkenntniß oder Heilung (Diagnose und Therapie) der Krankheit zu gründen.

Als die Serails-Aerzte ihm erwiederten, daß es unmöglich sei, einen Kaiser der Türken genauer, als es eben geschehen, zu examiniren, und daß Dieser es nicht zugeben werde, Seinen Leib von ärztlichen Händen betasten zu

lassen: „So melden Sie,“ entgegnete Dr. Neuner, „dem Kaiser, daß ich mich einer strafbaren Fahrlässigkeit gegen den Kaiser, gegen die Wissenschaft und gegen die Welt schuldig machen würde, wenn ich nach solcher unvollkommenem Berichte und nach einer so oberflächlichen Untersuchung es unternähme, irgend ein bestimmtes Urtheil auszusprechen.“ Als dieses dem Kaiser gemeldet wurde, und Derselbe in ein nochmaliges, genaueres Examen — jedoch nur, wie Er bemerkte, aus besonderer Zuneigung für Dr. Neuner, und weil er ein Oesterreicher sei — eingewilligt hatte, verfügte Er sich in ein anderes Kabinet, wo Ihn Dr. Neuner mehr entkleidet, und auf einem Sopha liegend traf. Aus diesem, nach Thunlichkeit und mit möglichster Schonung und Berücksichtigung des nationalen Vorurtheils angestellten Examen, — wobei der Kaiser abermal und mit Bestimmtheit äußerte, daß Kopf und Brust bei ihm gesund seien, — ergab es sich, daß der Kaiser gerade seit einem Jahre fast anhaltend an der Brust leide, daß Er heftig, und oft ganze Nächte anhaltend, obgleich mit wenigem Auswurfe, huste, und daß es besonders bei Tage während solcher Hustanfalle bis zum Erbrechen komme; daß der Unterleib, besonders die Magengegend, aufgetrieben, der linke Leberlappen vergrößert, hart und schmerzhaft sei, vorzüglich vor dem Eintritte der Hämorrhoidalblutungen — welches Uebel schon seit Jahren bestehe —; daß die Junction des Magens und Darmkanals gestört, und bei vollkommener Appetitlosigkeit eine Trägheit der Stuhlauscheidungen bestehe. Zu diesen Zufällen gesellte sich nun in den letzten Monaten eine allgemeine und auffallende Umagerung des ganzen Körpers mit täglich gegen Abend wiederkehrenden Fieberanfällen und einem solchen Schwinden der Kräfte, daß der hohe Kranke kaum durch das Zimmer gehen, oder sich aufrecht erhalten konnte.

(Der Beschluß in der Beilage.)

Warnende Winke für Mütter*).

Von Johann Dollmayer, Wund- und Geburtsarzt.

IV.

Die Farbe der Kinderkleidung.

Die meisten Mütter lassen sich bei der Wahl der Farbe jener Stoffe, welche sie zu den Kleidern ihrer Kinder verwenden, einzig nur von der eben herrschenden Mode, oder von ihrem eigenen Geschmacke leiten, ohne das Gesundheitswohl der Kinder nur im Geringsten hierbei zu berücksichtigen, und da trifft es sich denn auch oft, daß denselben bedeutender Schaden zugefügt wird, ohne daß die Mütter früher die mindeste Ahnung hievon gehabt haben. Häufig werden für die Kleider der Kinder die grellsten Farben gewählt, ja nicht selten sah ich ganze Familien

*) S. Nr. 61 d. Z.

in scharlachrothen Stoffen gekleidet einherschreiten. Möge sich doch Jedermann überzeugen, welche höchst unangenehme und schmerzhaft empfindung es den Augen verursacht, die durch eine längere Zeit der Einwirkung eines solchen Scharlachroth ausgefetzt sind. Gewiß wird sich dann Niemand finden, der eine solche Farbe für die Kleider seiner Kinder wählt, außer er wollte mit Vorsatz die Augen derselben zu Grunde richten, oder er wäre schon gänzlich von der Thorheit der Mode berückt. Es bedarf wohl kaum eines Beweises, um einzusehen, wie höchst schädlich die Farbe einer solchen Kleidung auf das noch außerordentlich empfindliche Sehorgan eines kleinen Kindes wirken muß, welches gezwungen ist, dasselbe stets diesem schädlichen Einflusse auszusetzen. Um wie viel nachtheiliger muß die Einwirkung dieser Farbe auf das Auge sein, wenn selbe noch dazu von der Sonne grell beleuchtet wird, wie dieß auf Spaziergängen so häufig der Fall ist. — Stets wurde in mir ein Gefühl des höchsten Mitleidens rege, wenn ich die Augen der armen Kleinen auf eine solche tyrannische Art beleidigen sah. Augenentzündungen, Kurzsichtigkeit, bleibende Schwäche der Augen, und nicht selten Blindheit sind die unausbleiblichen Folgen eines solchen thörichten Verfahrens. Darum, meine verehrten Leserinnen, meiden Sie, um Ihre Kinder vor solchen gefährlichen Uebeln zu bewahren und sich keines solchen Vorwurfes schuldig zu machen, alle jene Farben, die beleidigend auf das Auge wirken könnten. Verbannen sie dieselben nicht nur allein von der Kleidung Ihrer Kinder, sondern auch von allen jenen Orten, welche häufig in den Gesichtskreis derselben kommen, z. B. von Ihrer eigenen Kleidung, von Fensterpöftern, Vorhängen, Meubeln etc., und wählen sie dafür lieber solche, welche wohlthwendig auf das Auge wirken und dasselbe stärken.

L i t e r a t u r .

„Geschichte von Karlsbad in medizinischer, topographischer und geselliger Beziehung. Von Dr. Eduard Hlawaczek, correspondirendem Mitgliede der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, ausübendem Arzte zu Karlsbad. Prag. Kronberger's Witwe und Weber. 1839.“

Der geehrte Hr. Verfasser, schon durch seine „Wasserheilkunde (1837)“ und „Karlsbad in medizinischer, pittoresker und geselliger Beziehung (1838)“ als balneologischer Literat bekannt, bringt mit diesem umfassenden historischen Werke über Karlsbad der wohlthätigen Nymphe dieser durch fünf Jahrhunderte immer neue Triumphe feiernden Quellen neuerdings seine Huldigung dar. In diesem neuesten Producte stellte er sich vorzüglich die Aufgabe, zu zeigen, wie sich die Kenntniß dieser Heilquellen in physikalisch-chemischer, pharmacodynamischer und therapeutischer Beziehung allmählig läuterte und erweiterte. In dieser Absicht benützte er mit umsichtiger Kritik in chronologischer Ordnung alle wichtigeren medizinischen Schriftsteller über Karlsbad und am ausführlichsten die Werke der Drn. Payer, Summer, Strauß, Hoffmann, Schachern, Springsfeld, Becher, als jener älteren Autoren, welche die Kenntniß dieser Thermen sowohl in wissenschaftlicher als praktischer Beziehung am meisten gefördert haben, deren Meinungen und Ansichten er theils wörtlich, theils im Resumé mittheilte.

Da die vom Verfasser benützten Quellen dem größten Theile des ärztlichen

Publikums nicht zugänglich oder das Studium derselben für sie doch zu zeitraubend sein dürfte, so begegnet er durch Veröffentlichung seiner *succum et sanguinem* enthaltenden Mittheilung gewiß einem mehrfältigen Interesse.

Die Geschichte der Karlsbader Thermen in wissenschaftlich-medizinischer Beziehung sammt der betreffenden Literatur behandelt der Verfasser chronologisch, und theilt dieselbe in drei Perioden ab.

Die erste derselben beginnt von der Entdeckung der Heilquellen und geht bis auf Dr. Payer, d. i. bis zum J. 1522 hinauf. Diese erste Epoche charakterisirt sich dadurch, daß man sich in ihr der Karlsbader Quellen bloß zu Bädern bediente, und daß sie keinen medizinischen Schriftsteller aufzuweisen hat, also die Quellen ganz ohne ärztliche Lobrednerie zu ihrem großen Rufe gelangten.

Die zweite Periode beginnt mit der ersten medizinischen Schrift über Karlsbad, nämlich mit dem im Jahre 1522 erschienenen Werke des 1526 verstorbenen Dr. Payer, und reicht bis zum Jahre 1772. Als Schriftsteller dieser Periode findet man die Namen: F. Summer, Pansa, Reudenius, Menk, Strobelberger, Hüllinger, Lange, Keiling, Fried. Hoffmann, Strauß, Schachern, Tilling u. a. m., deren Werke vom Verfasser hier näher besprochen, theils auch bedeutende Bruchstücke aus denselben mitgetheilt werden. Besonders interessiren dürften die letzteren theils durch ihren medizinischen Gehalt, theils durch ihre Einkleidung in das ansprechende gemüthliche Deutsch jener Tage. Wir erinnern in dieser Beziehung bloß auf die echt humoristischen *Enarrationes „zu Nutz und Ergötzlichkeit der Badegäste“* Strobelberger's.

Die dritte Periode geht von Dr. Becher (1772) bis auf unsere Tage, und in ihr glänzen als medizinische Schriftsteller über Karlsbad die Namen: Klaproth, Reuß, Hufeland, Lampa dius, Berzelius, Chevalier de Carro (seit 1831 Herausgeber des „*Almanac de Carlsbad*“), Joseph Frank, Prof. Pleischl u. a. m.

Nach dieser Behandlung der Geschichte in wissenschaftlicher Beziehung handelt Verfasser dieselben auch (der Vollständigkeit wegen) in topographischer und geselliger Beziehung ab, und wir glauben, daß dieser Theil des Werkes den Freunden Karlsbads nicht ohne Interesse sein dürfte. So hat Hr. Dr. Hlawaczek in diesem Werkchen, dessen interessanter Inhalt in ein sehr ansprechendes Aeußere, sowohl in Bezug auf Styl als typographische Ausstattung, gekleidet ist, wieder einen wichtigen Beitrag zur Literatur Karlsbads, und zwar in einer noch wenig bearbeiteten Sphäre, geliefert, welcher nicht nur dem Arzte interessant und belehrend, sondern auch dem Kurgaste als solchem angenehm sein muß.

F. Weinke.

Miscelle.

— Eine Dame sagte einst zu einem Arzte, indem sie ihm ein Heilmittel für ihre Krankheit vorschlagen wollte: „Nach meinem dummen Verstande, Herr Doktor, sollte ich meinen u. s. w.“ — „Madame,“ entgegnete der Arzt ganz kaltblütig, „nach Ihrem dummen Verstande haben Sie ganz Recht.“ —

Hierzu eine außerordentliche Beilage.

Außerordentliche Beilage

6 u r

Gesundheits - Zeitung.

N^o 67.

Donnerstag, den 22. August

1839.

Die letzte Krankheit Sultan Mahmud's II.

(B e s c h l u ß.)

Nach diesem Befund, und mit Berücksichtigung des bisher Mitgetheilten, erklärte Dr. Neuner das vorhandene, mit so großer Abmagerung und Kräfteabnahme verbundene Fieber für ein Zehrfieber (febris hectica), welches, wie der Complex der Symptome zeige, durch ein tiefes Erkranktsein zweier der wichtigsten Organe, der Lungen nämlich und der Leber, veranlaßt und unterhalten werde; daß das Kranksein dieser Organe ein tuberculöser Proceß, und daher eine Phthisis tuberculosa in der Uebergangsperiode von dem zweiten in das dritte Stadium vorhanden sei. Die gleichzeitig vorhandenen Hämorrhoidalblutungen erschienen ihm ohne alle kritische Bedeutung, vielmehr als eine, die Krankheit steigernde und die Kräfte herabsetzende Erscheinung. Die Prognose erschien bei solchem Stande der Dinge höchst ungünstig; die Krankheit, meinte er, ihrer Natur nach an sich beinahe immer unheilbar, lasse in vorliegendem Falle keine Heilung durch ärztliche Kunst, ja kaum den Gewinn einer Lebensverlängerung erwarten. In heilärztlicher (therapeutischer) Beziehung sei die Aufgabe: Entfernung aller schädlichen Einflüsse — physischer sowohl, als moralischer, — die größte körperliche und geistige Ruhe, Ernährung durch milde, leicht verdauliche, reizlose Nahrungsmittel in kleinen Quantitäten, Aufrechterhalten der Kräfte und Beschränkung des Fiebers, die Lösung der letztern Aufgabe sei aber schon dieserwegen unerreichbar, als das Fieber und der den tuberculösen Proceß umgebende und begleitende entzündliche Proceß jedwedes tonische Heilverfahren verbiete, und die so ganz darniederliegende Verdauungskraft jede Ernährung unmöglich mache; es beschränke sich daher alle Behandlung auf eine rein symptomatische. Zu dem Ende und zur Beschwichtigung des Hustens wurden schleimige und beruhigende, und zur Begegnung der Hartleibigkeit gelind auflösende Mittel vorgeschlagen. —

Bei dem zweiten, am 16. Juni früh 8 Uhr, zu Schumlidtscha — wohin sich der Kaiser auf Anrathen des Protomedicus begeben hatte — ab-

gehaltenen Consilio erschienen noch die Serails-Aerzte Mahmud und Dr. MaCarthy, welche im Ganzen mit der von Dr. Neuner ausgesprochenen Diagnose und vorge schlagenen Behandlung übereinstimmten, nur eine günstigere Vorhersage stellten, die sich darauf gründete, daß sie bei dem guten Bau der Brust des Kaisers die Lunge als weniger leidend annahmen.

Bei den folgenden, am 18., 21. und 23. Juni abgehaltenen Consilien bot sich für den unterrichteten und einsichtsvollen Beobachter, außer dem raschen und zerstörenden Fortschreiten der Krankheit, nichts besonders Auffallendes dar. Als jedoch in Folge der Fahrt in die Moschee nach Scutari, wohin der Kaiser sich, trotz der Bitten und Vorstellungen der Aerzte, mit der Aeußerung begeben hatte: „Mein Volk ist noch zu fanatisch, ich werde sehen,“ trat eine solche auffallende Verschlimmerung ein, daß nicht nur der Kaiser selbst die Gefahr zu ahnen schien, sondern auch den griechischen Aerzten der gefährliche Stand einleuchtete, und Hekim Baschi den Antrag stellte, außer den Serails-Aerzten noch andere zu berufen. Es wurden Dr. Bernard, Dr. Minas, Dr. Ansalbi und Dr. Mellinger in Vorschlag gebracht. Der Hekim Baschi begab sich, um die Erlaubniß hierzu zu erbitten, zu Sr. Hoheit, kehrte aber bald mit der Nachricht zurück: der Kaiser habe kurz und fest geantwortet, er wolle außer den ihn behandelnden Aerzten keinen Andern.

Bei dem am 27. Juni abgehaltenen sechsten Consilio, wobei auch Dr. Mellinger, der Arzt der Esma Sultane, Tochter des Kaisers, erschien, wurde von dem Protomedicus referirt, daß die abendlichen Fieberanfalle in den letzten Tagen sehr heftig gewesen, daß der Kaiser während derselben, und auch in der letzten Nacht hindurch, in einem betäubten Zustande gelegen; daß ferner der hohe Kranke nichts zu sich nehmen, Niemanden um sich lassen wolle, und selbst Personen seiner nächsten Umgebung beim Eintritte ein Zeichen der Entfernung gebe, welcher verschlimmerte Zustand ihn bewogen, den Kiosk des Kaisers — was bis jetzt noch nie geschehen war — auch die Nacht hindurch nicht zu verlassen.

Als die consultirenden Aerzte aus dem Nebengebäude des Riza Bey in den Kiosk des Kaisers geführt wurden, kam ersterer mit heiterer Miene in das Consultationszimmer, meldend, Se. Hoheit befinde sich heute viel besser, habe von 5 bis 6 Speisen gegessen, zwei Pfeifen Tabak geraucht, einige Piecen gelesen und darauf die Antwort erteilt; auch habe Se. Hoheit bestimmt, daß die Aerzte ihn erst nach einigen Stunden besuchen sollten, indem der Puls sie während der Verdauung täuschen könnte.

Trotz der Freude, die alle Anwesenden über die scheinbar gute Wendung der Krankheit äußerten, konnte Dr. Neuner nicht umhin, zu bemerken, daß diese so plötzlich eingetretenen, scheinbar günstigen Symptome wegen

des grellen Widerspruchs, in welchem sie mit der Reihenfolge der übrigen und schweren Krankheitserscheinungen stehen, nur noch Schlimmeres befürchten lassen, ja bei so tiefem chronischen Leiden edler Organe, wie im vorliegenden Krankheitsfalle, den nicht fernen Tod anzeigen dürfte.

Allein die eben genannten, für günstig erklärten Erscheinungen führten die meisten Mitglieder der Berathung auf die Idee, der hohe Kranke müsse nun noch mehr, als bisher, genährt und durch geistige Getränke neuerdings zu Kräften gebracht werden. Der Sekim Waschi that sich nicht wenig auf diese (ihm günstig scheinende) Wendung zu gut, indem er sich als deren Urheber ansah, und erklärte, er habe, durch die große Schwäche des hohen Kranken veranlaßt, Denselben Vermuthwein gegeben, und schlage vor, daß man nun täglich dem hohen Kranken Tokaier Wein verabreichen müsse. Kija Bey begab sich nun zum Sultan, der nach dem Mittagessen eingeschlummert war, und kehrte nach einer halben Stunde mit der Nachricht zurück, Se. Hoheit erwarte die Aerzte. Um 4½ Uhr Nachmittag begaben sie sich in das Gemach des Großherrn. Man fand den hohen Kranken in halb sitzender, halb liegender Stellung zusammengefauert, die Physiognomie durch das tief eingefallene, zugespitzte und geröthete Gesicht beinahe unkenntlich, den Blick ängstlich, lebhaft, fast wild, die Bewegungen und Sprache hastig, den Kopf heiß und schwitzend, die Zunge roth und trocken, in der Mitte gelb belegt, wenig Durst, das Athmen beschleunigt, mühsam, der Unterleib konnte nicht untersucht werden, der Puls betrug 130 Schläge in einer Minute, und war schwach, klein, gleich; Se. Hoheit fragte Jeden während dem Fühlen des Pulses mit ängstlicher Hast: Wie es Ihm gehe. Auf Dr. MacCarthy's Frage: Ob Sr. Hoheit das Essen geschmeckt habe? behauptete der hohe Kranke, nichts gegessen zu haben, empfahl aber den Aerzten, auf seine Diät (regimen) Bedacht zu nehmen. Hiermit war die Visite geschlossen; man kehrte wieder in das Berathungszimmer zurück, und Dr. Mellinger, aufgefordert, seine Meinung zu sagen, erklärte die Krankheit für Tuberkeln der Lungen, mit Entzündung im Magen und in der Leber. Er schlug vor, äußerlich erweichende Umschläge aus narkotischen Kräutern und Leinsamenmehl, Blasenpflaster auf der Magengrube, und innerlich eine Abkochung von Consolida-Wurzel und semina Psillii und Cydoniorum. In Bezug auf Vorhersage hielt er die Krankheit für heilbar, und meinte, es sei zwar der Zustand ein schlimmer, aber an Tod sei so schnell nicht zu denken. Dr. Neuner sprach wieder eine ganz entgegengesetzte Meinung aus, und behauptete, die Krankheit werde bestimmt unglücklich enden, und daß es sich hier nicht mehr um Wochen, sondern um Tage handle. In Betreff der von Dr. Mellinger vorgeschlagenen Behandlung habe er nichts einzuwenden, indem dieselbe reizlos sei, und somit nicht direct

auf den Krankheitszustand verschlimmernd einwirkte. Um 5½ Uhr wurden die Aerzte mit dem Bedeuten entlassen, sich Samstag (den 29. Juni) wieder einzufinden.

Am 29. Juni, um 12 Uhr, kamen die Aerzte in Eschamidscha zum verabredeten achten Consilium an. Der Hekim Baschi erzählte, daß am 27., gleich nach Entfernung der Aerzte, Se. Hoheit eine heftige Fieberverschlimmerung mit bedeutendem Sinken der Kräfte erlitten habe; am 28. Abends habe die Schwäche sich bis zur Ohnmacht gesteigert, während welcher ein Kaltwerden der Füße, Pulslosigkeit, Trockenheit der Zunge, ein Erlöschen der Sinnes- und Geistesfähigkeit eintraten, und zu dem Gerüchte Veranlassung gaben, Se. Hoheit sei bereits verschieden. Dr. Mellinger, die beiden griechischen Aerzte mit dem Hekim Baschi hätten versucht, die sinkende Lebensfähigkeit durch Reizmittel zu heben, und Dr. Mellinger, der die Krankheit des Kaisers nun nicht mehr für eine Magen- und Leberentzündung, sondern für ein Nervenfieber erkannt und erklärt, habe einen Valeriana-Aufguß von 4 Unzen mit einer Drachme Laud. liq. Sydenh. verordnet, wovon der Kranke alsogleich die Hälfte eingenommen habe, und daß nach einiger Zeit sich die sinkenden Kräfte gehoben, die Temperatur sich in allen Theilen des Körpers erhöht, der hohe Patient die Augen aufgeschlagen, einige Worte gesprochen, der Puls und das Athmen wieder langsamer geworden. Nach zwei Stunden habe der Kaiser die zweite Hälfte der genannten Arznei genommen, und sofort derart, daß Er bis zum 29. Mittags — wo consultirt wurde — in Allem 4—6 Drachmen Laud. liq. Sydenh. genommen habe. Der referirende Hekim Baschi meinte ferner, die Krankheit sei, und unverkennbar, durch eine allgemeine Krise gehoben, und er hoffe, bis Morgen oder Uebermorgen den Reconvalescenten-Zustand eintreten zu sehen.

Um die zwölfte Stunde wurde Hekim Baschi aus der Gesellschaft der Aerzte abberufen, ohne wieder zurückzukehren. Um 4½ Uhr, bis zu welcher Zeit die Aerzte in der Meinung warteten, Se. Hoheit zu sehen, kam Dr. Constantini mit der Post: Da der Kaiser schlafe, möchten sie sich für jetzt entfernen, sich jedoch bereit halten, zu erscheinen, so sie wieder berufen würden. Hieraus aber war nur zu deutlich zu entnehmen, daß die Nachwirkung der zu starken Arzneien, welche die letzten Lebenskräfte des Kaisers nach momentaner Aufregung nur noch mehr erschöpft, schon eingetreten sei; und wirklich lebte von diesem Tage an der Kaiser nur noch in einem Zustande von Agonie, bis in der Nacht vom 30. Juni der Tod wirklich erfolgte.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 68.

Montag, den 26. August 1839.

III. Jahrg.

Inhalt: Ueber den Unglauben an die Heilkunst. — Der ehemalige Kampf der Aerzte, Chirurgen und Barbieri in Frankreich. — Die Heilquellen Siebenbürgens. — Rückblicke in die Vergangenheit. — Miscelle.

Ueber den Unglauben an die Heilkunst.

(Von Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.)

(Fortsetzung von Nr. 66.)

Auf die Frage: „Kann es denn eine bestimmte Heilkunst geben, da ihr Gegenstand sich immer ändert? Die kranke, wie die gesunde Menschheit weiß nichts von Stillstand; der Ausfall kommt unsern Aerzten nicht mehr zu Gesichte, die Cholera war ihren Vätern nicht zu Gesichte gekommen; sind wir Griechen, auf welche die Bücher des Hippokrates passen? taugt die Kuhpocke noch, weil sie einmal taugte?“ — auf diese Frage antworten wir: Die Phänomene, wie die Individuen, wechseln; die Naturgesetze aber, welche man auf jede neue Erscheinung von Neuem anwenden kann, sind und bleiben immer dieselben, — und wenn das Objekt der Heilkunde veränderlich ist, — welches Objekt unter dem Monde ist es denn nicht? übrigens dürfen wir wohl den Laien mit gutem Gewissen versichern, daß es mit der Sache so arg nicht aussehe; der Psycholog, der sogenannte Menschenkenner, der sich doch, vielleicht mit Recht, auf sein Wissen so viel zu gute thut, hat es mit einem weit veränderlicheren Objekte zu thun, als der Arzt. Wenn die Krankheiten so launenhaft wären als die Damen (oder als wir selbst?), da stände es freilich schlimm um die Hilfebedürftigen. Aber die Beschreibungen des Sydenham, ja die des Aretäus von Kappadocien, und selbst des Hippokrates, der vor zweitausend Jahren gelebt hat, sehen dem, was wir heut zu Tage zu behandeln bekommen, in allem Wesentlichen merkwürdig ähnlich (meist ähnlicher, als die Beschreibungen der modernen Aretäen!),

und bestätigen sich uns noch täglich. Die Medizin ist erweitert und gereinigt, aber nicht umgestaltet worden.

Auf die Frage des Celsus: „Warum soll ich dem Hippokrates glauben, aber dem Herophilus nicht? warum diesem eher als dem Asklepiades?“ begnügen wir uns mit einem Lächeln zu antworten: warum soll ich dem Vernünftigen, dem lange Erprobten lieber glauben, als dem Unerprobten, und den Gesetzen meiner Vernunft Widersprechenden?

Man lernt schlecht, was man nicht glaubt. Auch das Studium fordert eine gewisse Begeisterung, ein vorläufiges Zutrauen zu Wahrheiten, die man anfangs nicht begreift, aber späterhin erst in ihrem Zusammenhange verstehen und handhaben lernt. Eben so ist es mit der Ausübung. Es gibt gewisse lebendige Wahrheiten, die man nicht zu demonstrieren im Stande ist, die sich aber dem Versuchenden durch eigene, oft kaum mittheilbare Erfahrungen alsbald aufschließen, in der Art, wie Christus von seiner Lehre sagen konnte: „Befolget sie, und ihr werdet ihrer Wahrheit inne werden!“

Auch wir wissen, daß wir nicht Alles wissen. Welches menschliche Streben wäre ohne Grenzen? „Nur das Absurde hat keine Schranken.“ Warum werfen gerade uns die übrigen Facultäten Unsicherheit vor? Von der Philosophie wollen wir schweigen. Die Frage des Pilatus: was ist Wahrheit? wird wohl, auch nach Hegel, noch unbeantwortet bleiben. An der Religion zweifelt kein guter, kein vernünftiger Mensch; aber warum muß der Theolog bei seinem Studium sich mit Sekten, mit Ketzereien plagen? Die juridische Facultät weiß gewiß, woran sie ist; aber unsere Prozesse dauern verzweifelt lang. Wir Aerzte haben die ewig feste, ewig wahre, heilige Natur zur Führerin; sollte sie allein die Ahrigen verlassen? Kühne Jeglicher die Kunst, die er treibt — er wird sie um so besser treiben, je wärmer er sie liebt. Aber es ist ein altes Wort, das da sagt: „Unsere Rechtsgelehrten, sie gelten nicht zu Athen, unsere Theologen, sie gelten nicht in Britannien; aber durch alle Lande der Erde trägt all das Seine mit sich, wer Leiden zu lindern, wer Uebel zu heilen vermag; — und wo irgend Menschen leben, ist der Arzt willkommen und gesegnet!“

„Er könne,“ sagt ihr, „seinen Zweck nicht erreichen, ohne uns Gifte einzusflößen? er heile Eine Krankheit, indem er die andere hervorruft? er treibe die Teufel durch die Teufel aus?“ — Man kann es nicht eindringlich genug sagen, daß nicht die aus der Apotheke verschriebenen Arzneimittel, sondern Diät, Lebensordnung und psychische Wirksamkeiten, seit Hippokrates die Hauptmittel aller echten Heilkünstler waren; auch die neueste Zeit scheint zu dieser reineren Ansicht wieder zurückzukehren; und wenn gleich heroische Uebel einer heroischen Behandlung bedürfen, nach dem guten, unwiderlegbaren Worte:

Man sagt, auf einen harten Klotz
Gehört ein grober Keil,

so wird doch die feinere Aufgabe der jetzigen Medizin, wie sie von wahren, denkenden Aerzten nie verkannt worden war, sogar von geistvollen Nichtärzten bereits vorgefühlt, wenn nicht völlig begriffen. Es ist hier nicht der Ort, auf wissenschaftliche Erörterungen über diese Angelegenheit einzugehen; aber wir dürfen uns, statt aller weiteren Citate, nur auf das originell gedachte Buch P. L. Meißner's (System der Heilkunde, aus den allgemeinen Naturgesetzen u. s. w. Wien 1832) berufen, in welchem unsere Leser hierüber anregende Winke finden können.

Es ist eine richtige Bemerkung eines französischen Schriftstellers*): Daß gerade die ungläubigen Aerzte (und Nichtärzte) gewöhnlich diejenigen sind, die zumeist nach Geheimmitteln, Arkanen, Wundermethoden, berühmten Recepten u. dgl. haschen; — warum? weil ihnen die Gesetze des organischen Lebens, die Einsicht in die Vorgänge des gesunden und kranken Zustandes, das Studium der Wissenschaft und der Eifer fehlen, es zu durchdringen; weil sie nichts gelernt haben, und nichts lernen wollen. Sie geben sich, unbewaffnet wie sie sind, dem Angriffe jeder neuen Lehre hin, wissen sie nicht zu bedingen, noch zu bestreiten, merken dann doch, daß sie damit nicht auslangen, und endigen zuletzt damit, daß sie den Werth einer jeden, und endlich alle Zuverlässigkeit der Wissenschaft überhaupt läugnen.

Es gibt, wie derselbe Schriftsteller ganz gut sagt, in der Medizin eine Unwissenheit, die man sich nur mühsam durch lange Arbeiten erwirbt. Er meint damit, daß es jene Arbeiten seien, welche uns nur bis an die Grenzen des schon Bekannten führen, von wo aus man eigentlich erst in die Tiefen der Wissenschaft eindringt, und will damit die Größe und Schwierigkeit der Heilkunst ausdrücken. Ich denke aber dabei noch etwas ganz Anderes. Es gibt eine Verfeinerung des Irrthums, ein wissenschaftlich aussehendes Refinement des Nichtwissens, ein in's Kleinste durchgeführtes, mit seiner eigenen, erst zu erlernenden, Terminologie ausgerüstetes Detail irriger Systeme, welches eine längere, eine anhaltende Beschäftigung mit ihnen fordert, ehe man diesen Jargon los hat; der Einzuweihende gibt sich hoffnungs- und vertrauensvoll diese Mühe, bemerkt am Ende, wenn er Urtheilskraft genug besitzt, daß nichts dahinter steckt, wird, wie es der Lauf der Dinge ist, aus einem Auzugläubigen ein Ungläubiger, und ruft dann mit salomonisch feinsollender, satter Ueberweisheit: „Es ist Alles eitel! es gibt keine Wahrheit in der Medizin!“

*) S. »Gesundheitszeitung« 1839. Nr. 19.)

(Der Beschluß folgt.)

Der ehemalige Kampf der Aerzte, Chirurgen und Barbieri in Frankreich.

(Beschluß von Nr. 66.)

Während dieser Zwistigkeiten hatten die Barbieri nicht ermangelt, die Aerzte um Hilfe zu bitten, welche sich auch derselben um so lieber annahmen, als sie dadurch Gelegenheit hatten, einen alten Streit in Betreff der den Chirurgen zugestandenen Vorrechte abzumachen. Die Chirurgen jedoch, welche einerseits die Barbieri unterdrücken wollten, suchten andererseits ihre Gewalt auf Kosten der Aerzte mehr auszudehnen, und dieß war ein Hauptfehler, weil sie sich durch diese Unflugheit zwei Feinde zugleich machten.

Die Chirurgen äußerten fast unmittelbar nach der Gründung ihres Collegiums sehr sonderbare Ideen, und strebten nach nichts Geringerem, als sich das Uebergewicht über die Aerzte selbst zu verschaffen. Sie sprachen von der Sicherheit ihrer Wissenschaft, und suchten durch die Autorität von Beispielen aus der alten Schule die Ueberlegenheit derselben über die Medizin darzuthun. Die geringste ihrer Anmaßungen war eine völlige Unabhängigkeit von der Facultät, welcher sie das Recht abspachen, ihnen bei äußerlichen Krankheiten Vorschriften zu ertheilen.

Diesen Umdank suchten die Aerzte zu rächen. Es bildete sich ein Verein von Aerzten, welche von nun an die Ausführung ihrer Befehle und Vorschriften der Gelehrigkeit der Barbieri allein überließen; und während die Facultät so die Rechte der Chirurgen auf die Barbieri übertrug, ging sie zugleich damit um, dieselben durch eines ihrer Mitglieder in der Anatomie unterrichten zu lassen. Ja, die Facultät erklärte sich im Parlamente vor den Augen der ganzen Welt für die Barbieri, und die Folge davon war die Parlamentsacte vom 3. Jänner 1507, worin es heißt: daß die Barbieri schwören sollen, wahre Schüler der Facultät zu sein; daß sie sich beim Decane gegen Erlegung von 2 Sous eintragen lassen, öffentlich von den Doctoren der Facultät im Beisein ihrer Meister geprüft werden, und das Recht haben sollen, die manuelle Chirurgie auszuüben.⁹ Uebrigens wurde ausgemacht, daß die Barbieri in solchen Fällen, wo sie nicht behandeln dürften, niemand anderen als die Mitglieder der Facultät rufen sollten. Da für versprachen diese ihre Vorlesungen über Anatomie zum Unterrichte der Barbieri fortzusetzen, und sich derselben kräftig gegen Jedermann, der es wagen würde, sie in ihrer Praxis zu hindern, anzunehmen.

Gegen dieses Verfahren erhoben sich die Chirurgen einstimmig; sie adressirten an die in der Kirche des St. Yves vereinigten Facultäten energische Reclamationen über diesen der Wissenschaft angethanen Schimpf, worin sie besonders auf Unterbrechung der für die Barbieri abgehaltenen Vorlesungen drangen. Uebrigens verlangten sie noch den Titel der Mitglieder der Facultät, welcher ihnen von den Königen zugestanden worden war. Man antwortete ihnen, daß sie sich dieses Privilegium hinterlistigerweise erschlichen hätten, und daß man die Vorlesungen nicht eher unterbrechen werde, bis sie allen ihren ungerechten Anmaßungen von Unabhängigkeit entsagen würden, und daß man übrigens über ihr Verlangen und die Bitte der Barbieri um Fortsetzung ihrer Vorlesungen und den Unterricht in der gesammten Chirurgie erst entscheiden werde.

Hierbei blieb es; aber die Chirurgen stellten ihre Streitigkeiten mit den

Ärzten nicht ein. Daher entschloß sich die Facultät, einen Gewaltstreich zu Gunsten der Barbieri zu thun, und in Folge einer Sitzung derselben, am letzten April, wurden die Chirurgen den 3. Mai vorgefordert, um ihnen das Verschreiben von Klystieren und Medicinen zu verbieten.

In Folge dieser strengen Maßregeln erschienen endlich die Chefs des Collegiums der Chirurgen im Bureau des Decans und schworen dort auf das Evangelium, daß sich die Chirurgen von dieser Zeit an gänzlich der Ausübung der inneren Heilkunde enthalten würden. Der Friede wurde daher unterzeichnet und man umarmte sich wechselseitig. Später, nämlich im Jahre 1544, wurden die Chirurgen, auf die günstige Fürsprache der Facultät, dem Schooße der Universität einverleibt, und ihnen der Genuß aller ihrer Privilegien verliehen.

Nun begann aber wieder der Streit mit den Barbieren, welcher so lange dauerte, bis Franz I., durch die Klagen beider Parteien bewogen, zu verstehen gab, daß Chirurgen und Barbieri fortan nur eine Klasse bilden sollten. Die Barbieri, welche hierbei ihre Rechnung fanden, ließen alsobald zur Feier dieses Sieges ein Te Deum singen, verließen ihren Versammlungsort, die Kirche zum heil. Grabe, und begaben sich in jene des heil. Cosmus und Damian, die den Chirurgen gehörte. Ferner bekleideten sie sich mit der viereckigen Kappe und der langen Robe, und verlangten für verschiedene unter ihnen einen Platz im Collegium der Chirurgen. Diese Letzteren jedoch appellirten an das Parlament, welches denn endlich die Sache dadurch, daß sie die beiden Stände wieder trennte, in Ordnung brachte.

Die beschämten Barbieri wollten sich nun wieder nach ihrer Kirche machen, aber diese war ihnen unterdessen von der Innung der Hutmacher entrisen worden, welche sie erst nach langem Streite wieder hergaben.

Dieses waren die Zwistigkeiten des ärztlichen Personales in früheren Tagen. Die Zeit, mächtiger als die königlichen Gnadenbriefe und Parlamente, hat alle diese Supremats-Anmaßungen ausgeglichen, ohne jedoch die gegenseitige Eifersucht gänzlich unterdrücken zu können, und der Umfang des Wissens bestimmt nun die Rechte eines jeden Einzelnen. Was die Barbieri betrifft, so hat die öffentliche Meinung über sie ihr Urtheil gesprochen. Den Aderlaß, so lange Zeit ihr Lebens-Eigenthum, haben sie nun verloren, und es kam ein Tag, wo man einsah, wie unklug es sei, ihnen seinen Arm anzuvertrauen, da es doch eine Zeit gab, wo man ihnen sein Kinn nur mit Zittern überließ. Heutzutage wagen sich einige wenige Bartbecken vor bescheidenen blauen Buden kaum sehen zu lassen, und sind dem Auge des Beobachters ein Zeugniß des letzten Anstrebens der ohnmächtigen Dreifigkeit.

Fr. Bl.

Die Heilquellen Siebenbürgens.

Nach eigenen Beobachtungen von Dr. Sigm. Schlessinger.

(Beschluß von Nr. 66.)

Korond's Einrichtungen, Badeleben, Sociales.

Wer mit deutschen, oder gar englischen, mit Einem Worte: mit europäischen civilisirten Anforderungen hieher käme, der würde wohl glauben, ein Dämon äße ihn. Aber er spanne seine Erwartungen tief herab, so tief, als

es seine Einbildungskraft nur zuläßt — und noch immer wird die Täuschung bitter genug. Es gehört gänzliche Unkenntnis der jetzt verfeinerten Welt, oder ein hohe Resignation dazu, um sich hier nur erträglich zu finden. Zum Glücke ist bei den meisten Badegästen der erste Fall, denn was sich hier versammelt, gehört, mit seltenen Ausnahmen, bloß der Mittelklasse an. Kaufleute (meistens Armenier), Pfarrer, Gymnasialprofessoren und diejenigen niederen Edelleute, welche die bei dem hiesigen Geldmangel bedeutenden (in unserem Maßstabe freilich unglaublich geringen) Kosten erschwingen können. — Die vornehmere Welt begibt sich nach Clöpalak oder Borsek.

Die Wohnhäuser bestehen aus hölzernen Hütten, mit Schindeln bedeckt, welche sich in der Ferne freundlich genug ausnehmen, in der Nähe aber sehr ärmlich sind. Wie schwül es in solchen Gemächern sein, und wie sehr das Ungeziefer hier überhand nehmen müsse, ist leicht begreiflich. Jede solche Hütte enthält 3—4 Appartements (ich bitte das elegante Wort um Vergebung), deren jedes aus zwei Zimmern besteht, dann eine gemeinschaftliche Küche und einen finstern Baderaum. In den Zimmern (der Preis eines derselben ist für die Woche 5 fl. W. W.) befindet sich ein noch geschmizter Tisch und eben solche Stühle aus weichem Holze, sonst nichts — ich glaube nicht einmal Bettstätten. Alles Uebrige bis auf das kleinste Küchengeschirr herab, müssen die Badegäste mitbringen. Sieht man aber eine Familie auf der Badereise begriffen, so würde man es eher für eine Auswanderung nach Süd-Australien halten; denn wie aus dem eben Gesagten leicht zu ersehen, muß — ist man auch nur ein paar Stunden entfernt — ein oder mehrere Wagen mit Hausgeschirren mitgeschleppt werden.

Gasthäuser gibt es hier keine, wenn man nicht eine Schenke, in der Branntwein verkauft wird, mit diesem Namen beehren will. Jedermann muß sich demnach seine Speisen selbst bereiten lassen, was für den Einzelnen sehr unangenehm. Die Lebensmittel müssen, bis auf das Geringste herab, von dem eine halbe Stunde weit entfernten Dorfe gebracht werden, da die Bauern — freie Szekler — zu stolz oder zu indifferent sind, um sie selbst auf den harrenden Markt zu bringen. Brot muß Jeder selbst backen lassen, und zwar in einem gemeinschaftlichen, seitwärts stehenden Backofen, der aber mehr einem Steinhafen ähnlich sieht. Die einfachsten Bedürfnisse, z. B. ein Glas Milch, ein Stückchen Butter, sind oft für schweres Geld nicht zu haben, und bringt irgend ein betriebsames Weib ein Körbchen Erdbeeren oder aber einige Forellen, deren es hier im Gebirge gibt, zu Markte, so haben die genügsamen Gäste ein Fest. Bezeichnend jedoch ist die — gelinde gesagt — Inhumanität der Wirthin, welche eine Menge Büffelfüße und solche Bedürfnisse im Ueberflusse besitzt, ohne ihren Gästen etwas davon zu Theil werden zu lassen, die doch ihre elenden Hütten mit Gold aufwiegen.

Die hier nothwendige Genügsamkeit macht auch vieles Andere erträglich, was ihnen und den Lesern dieses Blattes unmöglich scheinen dürfte. So z. B. ist eine zum Bade bestimmte Sauerquelle bloß mit einem niederen, hölzernen Schranke umgeben, und da sie mitten zwischen den Häusern liegt, so ist es leicht zu errathen, welche Inconvenienz hier Statt finden müsse. Zur Salzquelle, welche hoch im Gebirge, führt ein weder für Damen noch für kränkliche Menschen gangbarer Fußpfad; einen Fahrweg dahin sucht man vergebens. Diejenigen, welche erwärmte Bäder wünschen, erhitzen Steine auf einem Scheiterhaufen, und werfen diese

dann in die Badewannen. Es wird meist Abends gebadet, und so ist es denn ein ganz eigenthümlicher Anblick, diese Brände wie lodernde Wachtfeuer rings umher leuchten zu sehen.

Nach dem Gesagten wird man sich es leicht vorstellen können, welche Unterhaltung ein solcher Badeort darzubieten im Stande sei. Zwei- bis dreimal des Tages versammelt sich am Brunnen eine elende Zigeunerbande, deren Musik jedes nur einigermaßen empfindliche Ohr beinahe zerfleischt, und der jeder Badegast ein nicht unbedeutendes Wochengeld nebst Kosttagen zu geben gleichsam gezwungen wird. Ausflüge in's Gebirge, welche wieder ihrer schwierigen Erreichung halber nur kräftigen Wanderern möglich sind, oder in das nahe Salzbergwerk Parajd sind fast die einzigen Ressourcen. Empfehlenswerth allerdings ist der Ausflug auf den Fürtösbjerg, welcher eine herrliche Aussicht, Ruinen, Seen, Kirche und Kloster, und insbesondere dem Botanikerreichliche Ausbeute gewährt.

An Sonntagen pflegen denn manchmal die Bauern des benachbarten Dorfes bei den zwei Fiedeln der Dorfzigeuner einen Nationaltanz aufzuführen, dem die sogenannte elegante Welt glossirend zusieht. Abends ist auch wohl Ball in irgend einem leerstehenden Zimmer, wobei die Beleuchtung in einigen Lichtstümpfen und die Erfrischungen in etwas Wein und großen Flaschen einheimischen Sauerbrunnens bestehen. Selbst diese arglosen Vergnügungen aber werden durch die Unhöflichkeit und die Launen der Inhaberin sehr vergällt.

Nückblicke in die Vergangenheit.

— (Krankenpflege zur Zeit der Kreuzzüge.) Die Zeit der Kreuzzüge ist für die Geschichte der Krankenpflege und besonders der Lazarethe von hohem Interesse. Gegen Ende des XI. Jahrhunderts, zu welcher Zeit (1096) die ersten Kreuzzüge begonnen hatten, waren die Spitäler im Orient weit allgemeiner als im Occident, und erst die Kreuzzüge hatten die Folge, daß auch im Abendlande die Kranken-Anstalten sich vermehrten, wozu vorzüglich der seit den Kreuzzügen im Occident weit um sich greifende Aussatz das Meiste beitrug. Aber auch schon kurze Zeit vor dem Ausbruch der Kreuzzüge (1092) traten in Palästina Bruderschaften zusammen, die zur Hauptabsicht ihrer Verbindung die Pflege der Kranken Pilger hatten. In der Folge wurden sie reich und mächtig, da sie von den Sterbenden oder Genesenen ansehnliche Schenkungen erhielten, und auch von den Fürsten reich dotirt wurden. So entstanden die mächtigen und reichen Tempelherren, Johanniter *) und andere Ordensritter. Der dritte Rector der Bruderschaft des heiligen Johannes, Raymond du Puy, setzte zuerst unter dem Titel: magister hospitalis, die Regeln, Gelübde, Kleidung u. s. w. fest, und gab dem Orden eine militärische Einrichtung, um die Anfälle der Ungläubigen abzuwehren. Die Mäntel der Johanniter-Ritter waren Symbole ihrer medizinischen Geschäfte, denn sie wurden nach dem Schnitt antiker Bildsäulen des Aesculap und des Hippokrates gearbeitet. Die Lazarus-Ritter,

*) Schon im VII. Jahrhundert hatten die Handelsteute von Amalfi in Jerusalem ein Spital des heil. Johann Elemon errichtet und Krankenwärter dabei angestellt, die sich in der Folge Johanniter nannten.

die sich meistens nur mit der Kur der Ausfähigen beschäftigten, mußten sogar allezeit einen ausfähigen Ordensmeister haben. Die Hospitalarii sancti spiritus traten im Jahre 1070 unter dem Ritter de la Trau zu Montpelier in eine Ordens-Verbindung zusammen, um ebenfalls Kranke unentgeltlich zu heilen. Die Hospitaliten von St. Antoine en Viennois gehören ebenfalls hieher, und Gasto errichtete diesen Orden im Jahre 1095.

— Bis in's XVI. Jahrhundert waren die gemeinschaftlichen Bäder ein so allgemeines National-Bedürfnis in Frankreich und Deutschland, daß das Verbot, sich nicht des Bades bedienen zu dürfen, einen Theil der Kirchenstrafe ausmachte, der über Heinrich IV. ausgesprochen wurde, und daß Jacob des Parts, der am Ende des XV. Jahrhunderts die allgemeinen Bäder verworfen hatte, Gefahr lief, der Wuth der Pariser Bader aufgeopfert zu werden. Fast bei jedem Kloster waren Badestuben errichtet, worin arme Leute unentgeltlich gebadet und geschöpft wurden.

— (Proben medizinischer Polizei des Mittelalters.) Die medizinisch-polizeilichen Anstalten, welche man im XIII. Jahrhunderte gegen den immer mehr sich ausbreitenden ansteckenden Aussatz zu treffen beliebte, waren ganz eigenthümlich und charakteristisch. So z. B. mußten die Kranken von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert leben, und durften nur zu gewissen Zeiten in die Städte kommen. Was sie kaufen wollten, durften sie nur mit dem Stocke berühren. Kam Jemand auf dem Felde ihnen nahe, so mußten sie ihm ausweichen, oder sich so stellen, daß der Wind nicht von ihnen aus zu den Gesunden hinüber strich. Auch waren sie verbunden, mit einer Klapper ein beständiges Geräusch zu machen, und zwei künstliche Hände von weißer Wolle zu tragen, damit man sie immer von ferne erkennen könne. Wo keine eigenen Spitäler für derlei Kranke (Leproserieen) vorhanden waren — es gab damals in Europa beinahe 19,000, sage neunzehn tausend solcher Anstalten*), — da wurden den Kranken einzelne Hütten (stellae, cucurbitae) auf dem Felde gebaut, und feierlich schloß man diese Kranken von der Gemeinschaft mit Menschen aus, indem man sie in die Kirche führte, und, von der Unheilbarkeit des Uebels ausgehend, die Todtenmesse las, und alle Gebräuche befolgte, die bei Leichenbegängnissen üblich waren. Auch hörte jeder Rechtshandel mit ihnen auf, und sie waren von allen Abgaben und Zehenten frei.

*) „Habent Hospitalarii novem decem millia manesiorum in Christianitate,“ sagt Matthäus Paris (hist. angl. ad annum 1244, p. 615).

(Wird fortgesetzt.)

M i s c e l l e .

— (Musikalischer Sinn der Spinne.) Rosenheyn versichert, daß die Spinnen ein Ohr für die Accorde sanfter Töne haben; vorzüglich lieb scheint ihnen die Geige, das Fagott und die Harse zu sein. Daher lassen sie sich auch in Concertsälen von der Decke hernieder und schweben lauschend über dem musizirenden Instrumente.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 69. Donnerstag, den 29. August 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Ueber den Unglauben an die Heilkunst. — Bade-Nachrichten. — Rückblicke in die Vergangenheit. — Statistisches. — Miscelle.

Ueber den Unglauben an die Heilkunst.

(Von Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersteden.)

(B e s c h l u ß.)

Noch ist Etwas in der Verachtung der Heilkunst und der Hilfe, welche sie bringt, das bei manchen Charakteren in einer Art Fatalismus oder islamitischen Philosophie, bei andern in einer mißverstandenen, christlichen Demuth und Hingebung seine Wurzel hat; Etwas, das in beiden Fällen unserer Eitelkeit schmeichelt, — im ersten vielleicht mehr der männlichen, im zweiten häufiger der weiblichen. Ich erkläre mich näher: Wie wohl thut es dem Unmäßigen, sobald ihn die Folgen seiner Sünden ereilen, mit tief-sinniger Miene sagen zu können: Ueber uns Alle waltet das Verhängniß; Thor, wer ihm zu enttrinnen wähnt! — Die zarte, weibliche Seele, im Glauben, daß ih: nun einmal von Oben das Leiden als Bestimmung zugebacht, als Prüfung aufgegeben sei, überläßt sich dem Schmerze und der Krankheit mit weicher, stiller Ergebenheit, — und der Arzt, welcher, statt müßiger Schwärmerei, Widerstand und Thatkraft fordert, wird nicht gehört, wird wohl gar einer heidnischen Gesinnung beschuldigt. Diesen schönen Seelen sage ich: Alles, alles kommt von Gott; aber nichts augenscheinlicher, als die Kraft, die Energie unseres Geistes, die uns lehrt und befähigt, den Leiden, die der Scholle ankleben, siegreich entgegenzukämpfen. Um diese Gabe sollen wir vor andern den Herrn preisen, — dadurch preisen, daß wir sie anwenden.

Glaubt man, unsere Kunst könne nie zuverlässig sein, weil sie auf Erfahrungen beruhe, und eine Erfahrung die andere umstoße, ja, — da der

Sinn des Menschen endlich ist, — zuletzt eine Erfahrung kommen könne, durch welche Alles, was man bis heute für gewiß hielt, vernichtet würde? — Hierauf kann ich nur mit Herder antworten: „Wie der ungelehrigste Schüler der wäre, der in der Sprachlehre vom ersten Gebrauch der Worte Ursach' und Rechenchaft forderte, so muß ein gesunder Glaube an Natur und Erfahrung uns mit froher Zuversicht durch's Leben leiten; denn wer seinen Sinnen nicht traut, ist ein Thor, und wer sie nicht trauend übt, und eben dadurch berichtigt, wird nie weiter kommen;“ und mit Kant: „Nehmet an, was euch nach sorgfältiger Auswahl am glaubwürdigsten scheint; es mögen nun Fakta, es mögen Vernunftschlüsse sein; nur streitet der Vernunft nicht das ab, was sie zum höchsten Gute auf Erden macht: das Vorrecht nämlich, der letzte Probirstein der Wahrheit zu sein!“ — Dieses Wort beherzigt, — und jene albernen Zweifel fallen von selbst weg. Soll ich nicht glauben, daß oben oben, und unten unten ist, weil Beides relative Begriffe sind? ich kann mir nun einmal die Welt nur so vorstellen, wie ich sie mir einzig vorstellen kann, — und so ist sie für mich. Wenn ein Dämon mich und die Dinge verrückt, und aus zweimal zwei fünf macht, — mag er! für mich bleibt es vor der Hand bei vier. Die Wahrheit, die über mich hinausgeht, ist keine Wahrheit für mich; sie geht mich nichts an; ich darf sie ablehnen, denn ich kann sie nicht zum Wirken brauchen, — und nur zum Wirken bin ich da. Es mag eine bisherige Erfahrung geben, aber es gibt keine bisherige Vernunft. Weg also mit jenen unfruchtbaren Sophismen und Spekulationen! wir werden den Kranken auch in Zukunft nach den Erscheinungen behandeln, die unsere und seine Sinne an ihm wahrnehmen.

Oder glaubt man, die Civilisation unserer Tage habe die Heilkunst entbehrlich gemacht? Ach, sie hat nur ihr Objekt, die Leiden, verfeinert, vermehrt und mannigfaltiger combinirt. Die Kultur würde wohl etwas Anderes leisten; sie, die den Menschen, seiner Bestimmung gemäß, auf dem Pfade der Vernunft und Natur führen, und also mehr vor Krankheiten bewahren würde, — aber ist sie nicht, in Bezug zur physischen Existenz gedacht, eben ein Kind der geläuterten Heilkunde, und blüht oder welkt mit dieser? So lange Civilisation und Kultur getrennt sind, wird die Heilkunst bringendes Bedürfnis bleiben. Und ich fürchte, das wird wohl so lange der Fall sein, als alle andern geselligen, rechtlichen, sittlichen u. s. w. Institutionen für die liebe Menschheit Bedürfnis bleiben, — für die Menschheit, von der ein tiefer Denker, der, so gut als wir Alle, an ewigen Fortschritt glaubte, gesagt hat: „Aus so krummen Holze wird sich schwerlich je etwas ganz Gerades schnitzen lassen.“

Man kann denn auch leichtlich bemerken, daß die eigentlich Gebildeten,

d. i. die vernünftig Urtheilenden, sich mit dem meisten Vertrauen dem Arzte überantworten; sie, die von der Wissenschaft einen überschauenden Begriff haben, und das Sichere so wie die Grenzen menschlicher Erkenntniß mit Billigkeit zu schätzen wissen, — und daß mit der wahren Aufklärung der Nationen die Achtung und Ausbildung der Heilkunst in gleichem Schritte geht, wie sie denn, zugleich mit allen übrigen Bestrebungen der Sterblichen, dieselbe Epoche desselben Griechenlands, die Aera des P e r i k l e s, zur ewigen Zierde und Ehre unseres Geschlechtes machen half. Nur eine Afteraufklärung, wie die neuern Zeiten erst sie ausgeborn, durfte es wagen, wie so vieles Große und Schöne, wie die Religion selbst, so auch die Heilkunst unter die abergläubischen Gebräuche unserer Voreltern zu verweisen.

Wie? unsere Zeit, die Zeit, welche vor allen des Arztes so sehr bedürfte, — deren angemaste Vorzüge selbst zum großen Theile nichts als krankhafte Erregungen oder Ablagerungen sind, — deren Zerwürfnißen und Wirren meist weit sicherer und gründlicher auf medizinischen, als auf den tausenderlei abenteuerlichen, vorgeschlagenen, hie und da auch eingeschlagenen Wegen abzuhefen wäre, — deren Aesthetik bereits ein Kapitel aus der Pathologie, deren Metaphysik längst eines aus der Psychiatrik geworden ist, — diese Zeit, von welcher sich der Arzt und Dichter zu sagen gedrun-gen fñhlt:

»Was denn eigentlich unser's Jahrhunderts hemmender Fluch sei?
Krankheit ist's, Aethenie; Kräftige sich's, — es gedeiht!«

diese Zeit sollte den Arzt verschmähen? nicht doch, sie sollte vielmehr seiner Kunst Altäre bauen und der Worte der Schrift gedenken: „Ehre den Arzt mit gebührender Verehrung, auf daß du ihn habest in der Noth. Der Herr läßt die Arznei wachsen aus der Erde, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht. Und Er hat die Kunst den Menschen gegeben, damit sie seine Wunder erkennen und rñhmen mögen; und es kann die Stunde kommen, wo dem Kranken allein durch den Arzt kann geholfen werden. Verufe den Arzt zu dir, denn der Herr hat ihn geschaffen, und Könige ehren ihn!“

Man meint wohl, es liegt in unserm persönlichen Interesse, unsere Kunst in Würde und Ansehen zu erhalten, und die Charlatanerie wie den Unglauben zu verfolgen, unter welchen wir leiden? Gut; was ist zu thun, wenn das Interesse eines Standes mit dem Wohle des Ganzen zusammen-trifft? wir müssen selbst das Opfer bringen, in den Verdacht egoistischer Triebfedern zu fallen; denn, wenn wir die Stimme nicht erheben, — wer thut es? wer kann, wenn wir es nicht thun, der Charlatanerie die Larve abziehen? wer e r k e n n t sie, als wir? wer hat Waffen gegen sie, als wir?

Wir wollen die Fehler, welche unwissende, unreife, charakterlose Aerzte begehen, und welche dem Ansehen der Kunst bei den Bessern mehr schaden,

als alle Spöttereien Molière's, nicht verschweigen, — wir dürfen aber hoffen, daß man das Kind nicht mit dem Bade verschütte, daß man Künstler und Kunst von einander scheidet, und uns Glauben gewähre, wenn wir versichern:

Die oberflächliche Bildung führt zum Zweifel, die gründliche führt wieder zum Glauben zurück.

Bade-Nachrichten.

Karlsbrunn, im August 1839.

Verehrter Freund und Collega!

Die günstige Witterung, welche heuer den Besuch aller Kurörter ungemein förderte, hat auch auf diesen anmuthigen, von der Natur so sehr begünstigten Kurort ihren Einfluß geäußert. Sämmtliche Localitäten sind besetzt, und kaum daß eine leer wird, kommt ein neuer Kurgast in dieselbe. Um den Anfang dieses Monats mußten mehrere Familien wegen Mangel an Unterkunft wieder abreisen. — Karlsbrunn, in einem ringsum von Waldungen bedeckten Gebirgskessel liegend, gewinnt nun mit jedem Jahre mehr an Bedeutenheit als Kurort, seitdem der für alles Gute und Nützliche sich lebhaft interessirende E. H. Maximilian von Este, als Hoch- und Deutschmeister, im Besitze desselben ist, und ganz in dem Geiste seines edlen Vorgängers, weiland E. H. Anton, mit seltener Liberalität dieses reine Passivum auf eigene Kosten nicht nur unterhält, sondern mit jedem Jahre mehr und mehr verschönert. Ihm dankt Karlsbrunn während der kurzen Zeit seiner Verwaltung einen herrlichen, wahrhaft großartigen Kurort, eine im Bau begriffene, für 300 Menschen berechnete prachtvolle Kirche, die Erweiterung der so sehr geschätzten Schafmolk-Anstalt und die Anlegung eines mit mehreren Douchen verbundenen kalten Bades. Die Zahl der Kurgäste ist gegenwärtig über 200, und noch täglich kommen neue an, denen die abgehenden Platz machen. Die unmittelbare Aufsicht über die Brunnenverwaltung, aus dem Verwalter Hrn. Neumann und dem Brunnenmeister Dr. Klemm bestehend, hat der würdige Kanzler des deutschen Ordens, Hofrath von Schön, welcher eine besondere Vorliebe für diesen Ort hat, und daher auf jede mögliche Weise das Gedeihen desselben zu fördern bemüht ist. — Was den Aufenthalt hier besonders angenehm macht, und wodurch sich dieser Kurort von so vielen andern durch glänzende Saisons berühmten Badeörtern unterscheidet, ist die stille Ruhe, die in diesem, der Gesundheit geweihten Haine herrscht, und den an ein rastloses, Geist und Körper aufreibendes Treiben verwöhnten Menschen, welches in unserer Zeit die Quelle mannigfacher chronischer Leiden ist, zu einem dolce fare niente nöthigt, das für ihn zum wohlthueudsten Heil- und Stärkungsmittel wird. Die eben so menschenfreundliche als einsichtsvolle Verwaltung sucht daher Alles fern zu halten, was die friedliche Muße der hier Hilfesuchenden stören könnte, und die geräuschvollen, bis in die späte Nacht dauernden Zerstreungen, die glänzenden Circeln, die luxuriösen Gastereien, und eine in vielen größeren Badeörtern herrschende, zeitraubende und kostspielige Puzsucht, Alles dieses ist

über die waldigen Rücken der Berge, welche Karlsbrunn ringsum umgeben, noch nicht in sein stilles Thal gedrungen.

Die in preussisch Schlessen längst anerkannten Heilkräfte dieser Quellen gegen chronische Leiden der Schleimhäute bewährten sich heuer nicht minder, wie bisher, auf glänzende Weise. Chronische Katarthe der Luftwege, der Lungen, Magenverschleimung, besonders aber chronische Schleimflüsse, sind hier die vorherrschenden Krankheitsformen; die Mehrzahl der Kurgäste sind Damen, und darunter mehrere aus dem höchsten Adel. In der That finden sich nicht leicht irgendwo mehr zur Stärkung erschlaffter Schleimhäute günstige Umstände beisammen vereint als hier. Die auf meilenweite Gebirgsstrecken verbreiteten Fichten- und Tannenwälder, von denen Karlsbrunn ringsum eingeschlossen ist, füllen an warmen, heiteren Tagen die Luft mit dem balsamischen Dufte der ausschweifenden Harze, welcher, beständig eingeathmet, auf die erschlaffte Schleimhaut weit wohlthätiger als jede künstliche Theer-Räucherung wirkt. Geschützt im kühlenden Schatten der Waldungen, kann der Leidende diese stärkende Luft zu jeder Tageszeit im Freien genießen, überall wegsame Pfade, sich zu ergehen, überall einladende Plätzchen zum Ausrufen, überall herrliche Quellen zubereitet stehend, den Durst zu stillen. Umgeben von diesem allgemein belebenden Einflusse, genießt der Leidende hier unter ärztlicher Leitung die aus dem tiefsten Schacht der gütigen Muttererde reichlich strömenden Heilmässer, deren Karlsbrunn gegenwärtig fünf besitzt, wovon jedoch nur drei als Trinkquellen, zwei zu Bädern benützt werden. Die erste und älteste derselben, die Maximilians-Quelle genannt, ist durch einen seltenen Reichthum von innig an's Wasser gebundener Kohlensäure und durch einen nicht unbeträchtlichen Eisengehalt ausgezeichnet; es enthalten nämlich, nach Professor Meißner, 16 Unzen desselben 44,92 Kubitzoll freie Kohlensäure und 0,50 Gran kohlensaures Eisenoxyd. Es bewährt sich diese Quelle besonders in jenen Fällen als heilsam, wo eine bedeutende Atonie den krankhaften Erscheinungen der Schleimhäute zu Grunde liegt, und bei gänzlicher Fieberlosigkeit ein solches Dar-niederliegen der Digestion vorhanden ist, daß stärkere Stahlmässer nicht vertragen werden, und der flüchtige Reiz der Kohlensäure zur Anspornung der Verdauungs-thätigkeit erforderlich ist. Wenn nun diese bei längerem Gebrauche des Maximilians-Brunnens hinreichend erstarbt ist, dann bildet der Anton's-Brunnen einen trefflichen Uebergang zu einem mehr Eisen- und weniger Kohlensäure enthaltenden Heilmittel, welches in andern Fällen, wo es sich lediglich um Erzielung schneller Martial-Wirkungen und um Vermeidung der erhitzenden Wirkungen der Kohlensäure handelt, auch an und für sich ohne vorausgegangenen Gebrauch der ersteren Quelle häufig mit dem besten Erfolge angewandt zu werden pflegt. Der Anton's-Brunnen enthält, nach Prof. Meißner, in 16 Unzen Wasser 34,67 Kubitzoll freie Kohlensäure und 0,61 Gran kohlensaures Eisenoxydul. Beide Quellen haben das Gemeinschaftliche, daß sie bei zu Constipation geneigten Menschen diese gewöhnlich vermehren. Zur Ausgleichung dieses belästigenden Umstandes bedarf es in Karlsbrunn nur in äußerst hartnäckigen Fällen künstlicher Nachhilfe, denn die Natur spendete in der Karlsquelle ein Mittel dagegen, welche wegen ihres Gehaltes an kohlensaurer Bittererde — in 16 Unzen nämlich 1,99 Gran — gelind auflösende und abführende Eigenschaften besitzt. Da somit diese drei Quellen allen vorkommenden Indicationen zum inneren Gebrauche bis-

her genügten, werden die beiden andern unbenannten zu den Bädern verwendet. Die stärkende Kraft dieser Bäder wird durch glühend in sie hineingeworfene Eisenschlacken aus dem nahen Hochofen erhöht, und dadurch stark eisenhaltige Schlackenbäder gewonnen, die nicht allein in Krankheiten der Schleimhäute, sondern in den meisten, auf allgemeine oder örtliche Schwäche beruhenden Leiden als ungemein wirksames Heilmittel sich erprobt haben. — Die an dem Wohle der hier Hilfsuchenden stets regen Antheil nehmenden erhabenen Beschützer dieses Kurortes ließen es jedoch bei dieser einzigen Nachhilfe der Kunst nicht beruhen. Das herrliche Alpenfutter, auf den um Karlsbrunn gelegenen Berglehnen in reichlicher Menge vorkommend, veranlaßte schon im Jahre 1834, auf einer dieser Höhen eine Schäferei anzulegen, um aus der hier, von beinahe im Naturzustande lebenden Schafen gewonnenen Milch Schafmolken zum Bedarf der Kurgäste zu bereiten, und seitdem geben viele derselben, die früher andere Molkencur-Anstalten besucht haben, dem würzigen Geschmacke dieser, mit der größten Aufmerksamkeit, jedoch ohne alle Künstelei, bereiteten Molke den Vorzug vor vielen andern. Bei dem in Wien so häufigen Vorkommen jener Leiden der Lungen und der Luftwege mit großer Gefäß- und Nervenreizbarkeit, in denen die Molkencur als unbedingt nützlich sich bewährt hat, verdiente diese, nun durch die erleichterte Communication nur eine starke Tagereise entfernte Schafmolken-Anstalt ganz besonders die Aufmerksamkeit des ärztlichen Publikums um so mehr, da die liberale Verwaltung, trotz des jährlich wachsenden Bedarfes der Molke und der damit verbundenen bedeutenden Auslagen, dennoch den Preis derselben äußerst billig festgesetzt hat, indem Ein Wiener Seitel zu 5 kr. W. W. verabfolgt wird.

Der in der Nähe von Mineralquellen seltene Reichthum von herrlichem Trinkwasser und die beinahe gänzliche Gleichheit des Klimas mit dem nahen Gräfenberg und Freiwalden erweckte schon im vorigen Jahre bei mehreren von Gräfenberg hieher zum Besuche kommenden Kranken den Wunsch, ihre Kur hier mit mehr Ruhe und Muße, als es gegenwärtig in den von Hilfsuchenden überströmenden Urstüben der Hydropathie möglich ist, fortsetzen zu können. Auch diesem Wunsche ward von Seite der Brunnenverwaltung bereitwilligst genügt, und noch im vorigen Jahre eine Kaltbade- und Douche-Anstalt errichtet, die heuer schon ziemlichen Zuspruch gefunden und neuerdings die Ueberzeugung geliefert hat, daß bei zweckmäßiger Leitung diese in manchen Fällen so wirksame Kurart an jedem von der Natur begünstigten Ort mit Erfolg angewendet werden könne.

Dr. Mauthner.

Nückblicke in die Vergangenheit.

— (Roger Baco.) Roger Baco ist ein sprechender Beweis, daß selbst die größten Männer sich von den Fesseln der Vorurtheile und von dem Wahn ihres Jahrhunderts ganz zu befreien nicht im Stande sind. Dieser große Geist des XIII. Jahrhunderts, dem die Naturwissenschaften und die Arzneikunde wegen der Bahn, die er in der Experimental-Philosophie gebrochen, so viele wesentliche Fortschritte verdanken, und dem sein Kampf gegen alle Arten von Vorurtheilen eine vorzügliche Stelle in der Geschichte der Medizin anweist, — der Mann endlich, der bei jeder Gelegenheit gegen blinde Autorität im Gebiete der Natur-

wissenschaften warnte — hat so wenig die praktische Anwendung seiner Grundsätze auf die Arzneikunde verstanden, daß er in seinem Briefe an den Papst nicht allein die Möglichkeit der Universal-Medizin behauptete, sondern selbst dergleichen dem heiligen Vater empfahl. Auch glaubte er, die Astrologie sei die Grundlage der ganzen Medizin, und müsse aus den Büchern der Gebräuer erlernt werden!

— (Westgothische Gesetze gegen die Aerzte.) Wie man gegen die Aerzte im IX. Jahrhundert verfahren, erhellt besonders aus einigen westgothischen Gesetzen, die, von Theodorich promulgirt, noch bis in's eilfte Jahrhundert in einem großen Theile des Abendlandes gültig waren. Wir wollen einige dieser Gesetze zum Erbauen unserer Leser hier anführen: 1) Wenn Jemand einen Arzt zur Kur einer Krankheit oder zur Behandlung einer Wunde rufen läßt, so soll der Arzt sogleich, nachdem er die Krankheit oder Wunde in Augenschein genommen, Caution stellen, und dann über den zu erwartenden Sold einen Vergleich schließen. 2) Seinen Sold darf aber der Arzt nicht verlangen, wenn Gefahr des tödtlichen Ausgangs entsteht. 3) Wenn ein Arzt einem Edelmann durch einen Aderlaß Schaden zugefügt hat, so soll Jener 100 Solidos entrichten; stirbt aber der Edelmann nach der Operation, so soll der Arzt den Verwandten ausgeliefert werden, die nun mit ihm machen können, was sie wollen. Hat aber der Arzt einem Leibeigenen auf diese Art Schaden zugefügt, oder gar den Tod verursacht, so soll er gehalten werden, den Leibeigenen wieder zu ersetzen.

(Wird fortgesetzt.)

Statistisches.

— (Sterblichkeitsverhältnisse der englischen Truppen.) In der am 20. Mai d. J. stattgefundenen Sitzung der statistischen Gesellschaft zu London wurde unter Anderem auch des Majors Tulloch Bericht über „Krankheiten und Sterblichkeit unter den Truppen des vereinigten Königreiches“ vorgelesen. Diese schätzbare Abhandlung besteht aus zwei Theilen, deren erster die medizinischen und statistischen Details über die Dragoner und die Garde-Dragoner, der zweite aber bloß jene über die Fußgarden enthält. Da diese Truppen besser dislocirt und genährt sind und ihr Dienst viel weniger beschwerlich ist, als die Beschäftigung der großen Masse der arbeitenden Bevölkerung; da sie mit großer Vorsicht für den Dienst gewählt werden und bei ihrer Aufnahme so viel als möglich auf Freiheit von physischen Gebrechen gesehen wird, und da übrigens ihre Beschäftigung in Friedenszeiten nicht gefährlich ist, so sollte man meinen, daß unter ihnen Krankheiten und Sterblichkeit viel geringer seien, als unter den arbeitenden Klassen der Bewohner Englands. Dieses ist jedoch nicht der Fall, denn das Sterblichkeitsverhältniß ist unter ihnen 13 pr. 1000. In der russischen Armee war die Sterblichkeit vom Jahre 1821 — 1830 im Durchschnitte jährlich gleich 11 pr. 1000; jene Armee jedoch besteht meistens aus jungen Menschen zwischen 20 und 25 Jahren, während die brittischen Truppen größtentheils über dieses Alter schon hinaus sind. In der französischen Armee belief sich die Sterblichkeit nach einer vom Jahre 1820 bis 1826 angestellten Durchschnittsberechnung jährlich auf 19 pr. 1000. Dieser Calcul schließt aber wahrscheinlich auch die in den Kolonien stattgefundenen Sterbe-

fälle in sich. Man fand, daß von allen Dragoner-Garden und Dragonern beinahe ein Drittel derselben aus Männern von 18 bis 25 Jahren bestand, ein zweites Drittel aus Männern zwischen 25 und 33 Jahren, und der Rest aus Soldaten zwischen 33 und 40 Jahren. Nach den Carlisle-Tabellen sollten von jedem Tausend Menschen aus diesen Lebensaltern jährlich ungefähr 10 sterben, und dennoch wird diese Anzahl, wie die Erfahrung nachweist, bedeutend überstiegen. Besonders ist es aber der Selbstmord, welcher durch seine Häufigkeit unter diesem Theile der englischen Truppen eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient. Von 686 Sterbefällen waren nicht weniger als 35 dieser Ursache zuzuschreiben, der verschiedenen mißlungenen Selbstmordversuche gar nicht zu gedenken, während unter der übrigen Bevölkerung auf 110 Sterbefälle bloß 1 Selbstmord gerechnet werden kann. Es ist nicht uninteressant, das Streben nach Selbstvernichtung, welches sich in der Armee kund gibt, mit der Chiffre der Selbstmorde zu vergleichen, welche unter der Civilbevölkerung verschiedener Länder sich ereignen. Du etelet behauptet, daß in Frankreich auf 48,000 Einwohner jährlich ein Selbstmord komme, Preußen 1 Selbstmord auf 14,404 Einwohner, Oesterreich 1 auf 20,900, Rußland 1 auf 49,182, Neu-York 1 auf 7797, Boston 1 auf 12,500, Baltimore 1 auf 13,656, Philadelphia 1 auf 15,875, die Garde-Dragonen und Dragoner der vereinigten Königreiche 1 auf 1274. Von der Polizei-Miliz Londons, welche in ihrem strengen Dienste allen Nachtheilen einer häufigen und erschöpfenden Anstrengung zur Nachtzeit ausgesetzt ist, sterben von den beständig in activem Dienste stehenden 3400 Individuen jährlich im Durchschnitte bloß 30, also nicht ganz 9 pr. 1000. Unter den Fußgarden ist die Sterblichkeit bei weitem geringer, und obwohl die Constitution vieler Soldaten unter denselben durch den Dienst in tropischen, ungesunden Ländern gewiß bedeutend gelitten hat, so verursachen dennoch unter ihnen die Lungenkrankheiten bei weitem keine so große Sterblichkeit, als unter der Cavallerie.

M i s c e l l e.

— In der am 18. Juni stattgehabten Sitzung der Linné'schen Gesellschaft zu London wurde ein Brief von Upsala vorgelesen, welcher die Nachricht von dem Tode der Louise von Linné, der letzten überlebenden Tochter des unsterblichen Naturforschers, enthielt. Diese Dame starb den 21. März in einem Alter von 90 Jahren, und sie ist dieselbe Tochter Linné's, von der er erzählt, daß sie auf einem Spaziergange in seinem Blumengarten an einem schönen Sommerabende Lichtfunken aus den Blumen des *Nasturtium*s ausströmen gesehen habe. In derselben Sitzung wurde eine biographische Skizze über den verstorbenen Hrn. Ferdinand Bauer mitgetheilt, welcher den Kapitän Glanders auf seiner Expedition als naturhistorischer Maler begleitet hatte. Er wurde im Jahre 1760 zu Feldsberg in Oesterreich geboren, wo sein Vater als Maler bei dem Fürsten Liechtenstein angestellt war. Seine erste Expedition war die nach Griechenland, wohin er den älteren Jacquin im Jahre 1784 begleitete. Im Jahre 1801 wählte ihn Sir Joseph Banks als Botaniker für die Expedition des Kapitans Glanders.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 70. Montag, den 2. September 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Das Seebad in Scheveningen nächst dem Haag. — Feierliche Enthüllung des Wircr-Monumentes in Fchl. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Das Seebad in Scheveningen nächst dem Haag.

Von Matthias Koch *).

Eine halbe Stunde Fahrwegs von der Residenz ist das Badehaus von Scheveningen an der Küste der Nordsee gelegen. Der Weg dahin führt außerhalb des Haags zunächst durch ein anmuthiges, von schönen Alleen durchschnittenes Wäldchen, dessen Anpflanzung Kaiser Karl V. verdankt wird. Fußgänger haben eine schattichte und angenehme Promenade in diesem, zwei Drittheile des Weges einnehmenden Gehölz. Unmittelbar am Ausgange desselben ist Scheveningen, einst ein selbstständiges Dorf, jetzt ein integrierender Theil des Haags, gelegen. Dieselben netten, wohnlichen Häuser, welche in der Residenz und in ganz Holland gefunden werden, zeichnen auch diesen, in runder Zahl von 5000 Individuen bewohnten Ort aus. Da er für die Haager ungefähr das ist, was Hieging für die Wiener, so fehlt es bei guter Witterung nicht an lebhafter Frequenz. In der Badesaison ist Scheveningen überdies von den Kurgästen bewohnt, da viele es vorziehen, lieber daselbst als im Badhause zu wohnen. Der Fischfang ist der Haupterwerbszweig der Einwohner. Er wird mit ungefähr 90 größern Schiffen (Pinken) und mit 30 kleineren oder Booten betrieben, die ein Eigenthum der Rheder sind. Die Scheveninger Fischerei gibt einen jährlichen Mittelsertrag von mehr als einer halben Million Gulden, und beschäftigt in den vielseitigsten Verzweigungen der Gewerbsthätig-

*) Aus einem an die Redaction eingesendeten Briefe des Herrn Verfassers ddo. Haag, 9. August.

keit alle Klassen der dortigen Bewohner. Der Ort ist uralt, dennoch verdankt er seine größere Aufnahme gewiß vorzüglich der seit 1818 nordöstlich von ihm auf den Dünen errichteten Badeanstalt. Wenn man die gerade gezogene Hauptstraße desselben durchgekommen ist, so sieht man ein weites Hügelland (Dünen) vor sich ausgebreitet, welches nördlich zu den Gestaden des Meeres führt, und die ganze Küste von Dünkirchen bis Texel schützend gegen die Fluten einnimmt, die es wohl selbst bei tieferem Eindringen landeinwärts gebildet haben mochten. Die Dünen sind wohl mit dem blasgrünen buschichtem Seegrass bewachsen, aber Bäume und Sträucher kommen darin nicht fort. Sie sind daher von ödem, erstorbenem Ansehen, werden aber von dem Anblicke und Interesse, welche die weite Meeresfläche der Nordsee gewährt, so sehr in den Hintergrund gestellt, daß man ihrer wenig achtet, und sich selbst durch den erhabenen Gegenstand, der in der See geboten ist, für den mangelnden Naturreiz einer pittoresken Landschaft entschädigt findet.

Nur ungefähr 10 Minuten von Scheveningen entfernt, durch die Dünen hin, denen man ein sehr dauerhaftes Wegpflaster gegeben, vorüber an einem königlichen Pavillon, der wegen der schönen Aussicht auf die Nordsee erbaut worden ist, gelangt man an das große Badhausgebäude, welches gegen Nord den großartigen Anblick des Meeres und gegen Süden den Prospect der Residenz Haag darbietet. Es ist freistehend mit einem Haupttrakte und zwei in halber Rundung auslaufenden Flügeln errichtet, enthält im ebenerdigen Geschos einen großen Conversations- und einen Speisesaal für 60 bis 100 Gäste raumhältig, eine weite Vorhalle, die in's Bureau führt, wo die Badekarten gelöst werden, und dem gegenüber sich die Wohnung der Badhausverwalterin befindet. Die Lage des Kur- oder Conversationssaales ist sehr günstig gewählt, denn drei doppelte Glastüren führen in die Vorhalle, durch welche Jedermann ein- und ausgeht, und fünf der entgegengesetzten Wand auf die Terrasse, welche zum Meere führt. Seine Länge beträgt 64 rheinländische Fuß und die Breite 25. Man versammelt sich dort zum Gespräche, nimmt Erfrischungen oder liest die Zeitungen, die in ziemlicher Menge, nur nicht immer ganz regelmäßig aufeinanderfolgend, den Gästen zu Gebrauch stehen. Ein großer, 113,07 rheinl. Fuß langer Corridor durchschneidet das ganze Gebäude. Bei ihnen laufen die beiden Säulengänge aus, welche zur Terrasse an's Meer führen. Bei dem zur Linken ist das Consultationszimmer des Badearztes angebracht. In jedem der beiden kreisförmigen Flügeln des ebenerdigen Geschosses befinden sich vier Wohnzimmer, von denen eines an jeder Seite so eingerichtet ist, daß eine Badewanne hineingestellt werden kann, in welche mittelst der vorhandenen Hähne kaltes und warmes Wasser eingelassen wird, ohne daß die

Person, welche dieses Zimmer bewohnt, nöthig hat, dasselbe bei der Badebereitung zu verlassen. Sonst befinden sich in jedem Flügel des Eckgebäudes noch sechs Badezimmer, wovon die einen sechs für Männer, die andern für Frauen bestimmt sind. Das Seewasser wird in Röhren herbeigeleitet, welche das Wasser aus den auf den höhern Dünen angelegten Behältern empfangen. Die Zahl aller Wohnzimmer für Herrschaften beläuft sich auf 44, hierzu die für die Dienerschaft gerechnet, dürften im Ganzen 60 Zimmer herauskommen. Das Ameublement der Wohnzimmer ist, bei verschiedenen Abstufungen, im Allgemeinen schön, rein und genügend zu nennen. Wie durchgehends in den Niederlanden, sind auch hier bloß Holztreppe. In einem Lande, wo es an Steinbrücken fehlt, kann dies nicht befremden. Die Badebedienung ist von willigen Menschen versehen, die jedes Verlangen abzulauschen bemüht sind, wenn sie gleich die fremde Sprache des Kurgastes nicht verstehen.

Man hat in Scheveningen außer den lauen Wannensäubern noch Regen- und Schwefelbäder. Die letzteren können aber nicht im Badegebäude genommen werden, weil die Zimmer dafür in ein Nebengebäude verlegt worden sind, um die Verbreitung des Schwefelgeruches im Hauptgebäude entfernt zu halten.

Das Regenbad, dessen man sich in Scheveningen bedient, ist nach der Angabe des Professors van Mar en in Harlem zum beliebigen, vom Patienten selbst dirigirten Aufhalten und Fortströmen eingerichtet, und die Douche eine tragbare, nach der Erfindung des Mechanikers Diez in Brüssel. — Was nun die Kaltbade-Anstalt im Meere betrifft, so ist davon für Jene, welche Seebäder nie besucht haben, die Vorstellung eines Wagens hervorzurufen nöthig, in welchem der Badende auf eine gewisse Strecke in's Meer hineingeführt wird, um entkleidet aus dem Wagenkasten über eine kleine Treppe herab in die See hineinzusteigen. Nach genommenem Bade begibt er sich wieder in den Wagen, und läßt sich an den Strand zurückführen. Diese Wagen (in Scheveningen nach englischen Modellen erbaut) haben die Größe einer Calèche, sind jedoch von allen Seiten geschlossen, mit Fenstern versehen, und einer kleinen Badestube im Innern gleich, in welcher alles zum Entkleiden und Anziehen Nöthige vorfindig ist. Sie sind ganz einfach ausgestattet, nur nicht alle so hoch gestellt, daß nicht bisweilen die Wellen hineinschlagen, was um so gewisser geschieht, wenn man beim Herausgehen vergißt, die Thüre zuzumachen. Der Fuhrmann, welcher den Wagen in die See zu bringen hat, dreht denselben an der Stelle, wo er stehen bleiben soll, um. Dadurch bekommt der Hintertheil des Wagens die Richtung nach dem Wasser. Im Hintertheile ist aber auch die Thüre und die Treppe (von 5—6 Stufen) angebracht, welche zum Eintritt in's Wasser dienen. Die beim Hinauffahren aufgezoogene Treppe läßt jetzt der Fuhrmann herab, und

zieht sie beim Herausfahren wieder auf. An beiden Seiten des Hintertheils sind Leinwandwände (vulgo Plachen) an Eisengestellen angebracht, welche die Stiege und den in die See Hinabsteigenden verdecken. Die Stangen laufen in einer Krümmung aus, welche der Badende mit den Händen erfasset, um sich festzuhalten, wenn er nicht stark oder gewandt genug wäre, beim Wellenschlage, der auf ihn in der exponirten Stellung andringt, sich aufrecht zu erhalten. Wer Muth und ausreichende Stärke besitzt, braucht sich nicht an den Stangen zu halten; er kann in die Wellen selbst hineinschreiten: doch möge sich Jedermann in Acht nehmen, nicht allzuweit im Meere vorzudringen, theils weil der beständige Wellenandrang betäubt und verirrt, theils auch weil man zu tief kommen und nicht mehr herausfinden könnte.

Die Wagen sind in zwei Abtheilungen, rechts für Männer, links für die Frauen, in weiter Entfernung von einander aufgestellt, und von Domestiken beider Geschlechter geleitet. Diejenigen Wagen, von denen bisher die Rede gewesen, werden große, zum Unterschiede anderer kleinerer Wagen genannt, welche nicht wie die ersteren in die Tiefe des Meeres mittelst Pferden hineingeführt, sondern nur von Schiffern bis an's Meer geschoben werden, um dann selbst, so tief man will, hineinzuschreiten. Natürlich können sich der kleinen Wagen nur Schwimmer oder solche Personen bedienen, welche schon oft an diesem Strande gebadet haben. Die kleinen Wagen haben zwei Thüren, die eine um vom Lande ein-, die andere um in das Meer hineinzusteigen.

(Der Beschluß folgt.)

Feierliche Enthüllung des Winer-Monumentes in Ischl.

(Mitgetheilt von Dr. Kokita in Ischl.)

Honos alit artes.

~ Cicero.

Ischl hat sich in wenigen Jahren durch den thatkräftigen Willen, rastlosen und beharrlichen Eifer, so wie durch die edle Aufopferung des Herrn Hofrathes Dr. Winer Ritter von Kettenbach zu dem Range eines der ersten Kurörter der Monarchie emporgeschwungen, und seine alljährlich zunehmende Frequenz beweiset die immer weiter sich verbreitende Anerkennung der Heilkräftigkeit seiner Sole, seiner Dunst-, Regen-, Douche-, Sturz- und elektrischen Bäder, seiner aromatischen Molken und der reinen, mit Heilstoffen geschwängerten Bergluft, auf deren therapeutische Benutzung sein Scharfsinn das medizinische Publikum aufmerksam gemacht hatte.

So heilbringend diese Hinweisung in ihren Folgen für Tausende von Gebrechlichen und Preßhaften gewesen ist, die, in Ischl's Heilanstalten dem Leben und der Gesundheit wiedergegeben, den großherzigen Gründer und Beförderer derselben

gesneten; eben so wirksam erwies sie sich in der günstigsten Umgestaltung aller innern und äußern Verhältnisse Fschl's.

In dem früher unansehnlichen Markte erheben sich seitdem mit jedem Jahre neue nette und wohlliche Häuser; palastähnliche Villen und geschmackvolle Anlagen schmücken seine reizenden Umgebungen; ein lebhafter Verkehr belebt den ehemals öden Ort; behagliche Wohlhabenheit trat an die Stelle der früheren Armuth, und zahlreiche Erwerbsquellen halfen der sonstigen Arbeitslosigkeit ab. Doch zu eng sind die Gränzen gegenwärtigen Berichtes gesteckt, um alle Wohlthaten, die Fschl seinem zweiten Gründer verdankt, aufzählen zu können, denn allenthalben hat Er den Samen des Guten und Nützlichen, der unter seiner fortgesetzten Pflege erfreulich gedeiht, reichlich ausgestreut; allenthalben begegnet man Beweisen seiner edlen Liberalität; vor Allem sind aber das neue pracht- und geschmackvolle Badhaus, die Spinnschule für aufsichtslose Kinder außer Hause beschäftigter Arbeiter, das Krankenhaus, die Badhäuser zum Gebrauche der Flußbäder, die gymnastische Anstalt und die neue in der nächsten Saison zu eröffnende Schwimmschule ehrenvolle Denkmale seiner eben so seltenen als großherzigen Munificenz, womit Er Fschl ausgestattet.

Die Bürger Fschl's erfüllten daher nur eine heilige Pflicht, als sie beschlossen, ihren Dankgefühlen durch die Errichtung eines *Wirer=Monumentes* einen sowohl ihrer würdigen, als auch der Größe ihrer Verpflichtungen entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Dem Beschlusse folgte die rasche Ausführung, und das fertige Kunstwerk ward den 18. Juli mit besonderen Feierlichkeiten enthüllt. Bei einem solennen Gottesdienste, den der hochw. Herr Canonicus *Leutner* celebrirte, versammelte sich am Morgen dieses Tages die Bürgerschaft sammt der Schuljugend zum andächtigen Gebete für das Wohl und die noch lange Erhaltung ihres gefeierten Wohlthäters. Für die *Wirer'sche* Spinnschule war dieser Tag durch die Liberalität des Herrn Dr. *Sterz sen.* aus *Wien*, Veranlassung zu doppelter Freude; jeder Jögling erhielt von ihm ein ansehnliches Geschenk, nachdem vorher der Herr *Cooperator Schweiger* die Kinder in einem erbauenden Vortrage zur Sittlichkeit, zum Fleiße und zum Danke gegen den edlen Gründer dieser segensvollen Anstalt ermahnt hatte. Um 5½ Uhr Nachmittags versammelte sich die Bürgerschaft mit ihren Vorstehern im *Rathsaale* des *Magistratsgebäudes*, und begab sich nach einer, vom *Hrn. Bezirks-Commissär W. Neisser* gehaltenen, auf die Feierlichkeit bezüglichen Rede *) nach dem nun städtischen *Wirer's=Car-*

*) Sie lautet wie folgt:

M e i n e H e r r e n !

Vier Jahre sind vorüber, seit Sie, von dem Gefühle der Dankbarkeit aufgefordert, einstimmig beschlossen haben, einem hochgestellten Manne, gegen den der Markt *Fschl* und seine Bürger zahlreiche und schwere Verpflichtungen abzutragen haben, ein seiner nicht unwürdiges Denkmal zu errichten. Ihre eigene Einsicht sagte Ihnen, daß, indem Sie damit der Verehrung und dem Danke für Ihren großherzigen Wohlthäter Sprache und Ausdruck gaben, dieser Weg zugleich der einzige sei, auf dem Sie, Angesichts des ganzen Landes und der gebildeten Welt, die Großmuth Ihres Freundes und Beschützers, so wie entgegen Ihre treue Anerkennung den Enkeln und der Nachwelt überliefern konnten.

Was Sie damals mit rühmlichem Eifer beschlossen, haben Sie seitdem als Männer von Ehre ausgeführt; das Denkmal ist vollendet, das Bild des gefeierten Herrn Hof-

ten, der, wie die vorbeiführende, denselben geehrten Namen tragende Straße, ein Geschenk und eine Schöpfung Wirer's ist, und daher bestimmt worden war, das Denkmal der Dankbarkeit, das die Ischler dem edlen Geber gesetzt hatten, in sich aufzunehmen. Sämmtliche Kurgäste, die Damen in geschmackvollen Toiletten, hatten sich hier bereits eingefunden; die Jugend der Pfarr- und der Wirer'schen Spinnschule in Festkleidern hatten die angewiesenen Plätze eingenommen; Jung und Alt war herbeigeströmt und harrete begierig des Momentes, wo es die theuern Züge seines Wohlthäters schauen sollte. Hr. Edlinger hatte mit dem ihm eigenthümlichen Talente rings um das Monument sinnige Verzierungen angebracht; weißgekleidete Bürgermädchen zogen mit Blumenguirlanden einen Kreis um des gefeierten Kinderfreundes Standbild. Endlich fiel der bergende Vorhang; Pöller donnerten von den nahen Bergen, eine gewählte Festmusik begleitete den Jubel der Versammlung, an welche ein von dem würdigen Hrn. Schleifer verfaßtes, sehr gelungenes Gedicht vertheilt wurde. Abends war die Esplanade glänzend erleuchtet, tausendfältig spiegelten sich in der dunkelgrünen Traun die bunten Flammen; bis in die späte Nacht dauerte das fröhliche Gewoge der eleganten Versammlung, die auch von Ihrer Majestät der Frau Erzherzogin, Herzogin von Parma, huldvoll mit Allerhöchst Ihrer Gegenwart beglückt wurde.

So endete dieses in den Annalen Ischl's einzige Fest. Und nun zum Schluß nur noch einige Worte über das Monument selbst. Auf einem achteckigen marmornen Unterbau mit drei Stufen und 30" Höhe ruht ein gleichfalls marmorner,

raths Franz von Wirer lebt nicht bloß in unserer Phantasie, es steht in unverwiltlichem Metalle vor unseren Augen; sein theurer Name ist nicht mehr in unseren einß brechenden Herzen, er ist in dauerndem Stein, der Jahrhunderten trogt, eingegraben.

Sie haben den heutigen Tag gewählt, um dieses Bild in die Welt einzuführen, und ihm mit Ihren Segenswünschen eine Weihe zu geben, die der freudigen Zustimmung aller Edlen versichert ist.

So wie ich mir Glück wünsche, ein froher Zeuge Ihres preiswürdigen Bestrebens gewesen zu sein, und das Bild des hochverehrten Herrn Hofraths wie vor meinen Augen emporsteigen gesehen zu haben, so fühle ich mich ausnehmend geehrt, durch meine Stellung als derjenige berufen zu sein, der heute als das Organ der löblichen Bürgerschaft von Ischl die Wünsche und Gesinnungen, die Verehrung und die Dankbarkeit so vieler wackeren Ehrenmänner aussprechen und verkünden darf.

Doch auch mir geziemt es, der Pflicht meines Dankes mich vorerst zu entleiben, ehe wir an den Platz des Begeben, den das Bild unseres Wohlthäters, des guten Genius von Ischl, schmücken wird. Mit einfachen Worten, aber wahrlich mit tiefergerührtem Herzen danke ich, meine Herren! Ihnen Allen und im Namen Aller für die einstimmige Bereitwilligkeit, mit der Sie die Idee zur Errichtung des Wirer-Denkmal's aufgefaßt und ergriffen, für die kluge Besonnenheit, endlich für den Anstand, für das Zartgefühl, mit dem Sie dabei jedes Hinderniß zu beseitigen, jede Hemmung fern zu halten geruht haben.

Und nun wolle es Ihnen gefallen, sich an den Platz des Denkmals zu verfügen und dort ein Fest, wie Ischl noch keines gefeiert hat, durch Ihren Eintritt zu eröffnen. Wenn wir dabei dem hohen Menschenfreunde, zu dem Ischl wie zu einem Vater emporblüht, den dankbaren Tribut unserer Huldigung zu entrichten gedenken, so lassen Sie uns gleichwohl nicht vergessen, daß nur eine Regierung der Gerechtigkeit, Weisheit und Milde, so wie sie von dem geheiligten Throne Seiner k. k. Majestät unsers allergnädigsten Monarchen ausgeht, solche Lage der Freude den Völkern herbeizuführen im Stande ist, und von unseren Bergen soll die Lösung unserer Herzen: „Vivat Ferdinandus!" widerhallen.

3' hoher Sockel in viereckiger Grundform mit nach der Diagonale eingeschobenen, vorstehenden Würfeln. Seine Vorderseite trägt die Inschrift:

DAS DANKBARE ISCHL SEINEM
WOHLTHÄETER WIRER
MDCCCXXXVIII.

Dieser Sockel trägt ein 9' hohes, in Gestalt einer abgestuften, vierseitigen Pyramide gearbeitetes Postament, gleichfalls von Marmor. Das auf dessen Vorderseite eingefügte Hauptrelief von Guseisen stellt die Wohlthätigkeit, jenes der Rückseite Hygiea dar. Darauf steht dann die sprechend ähnliche Büste, gleichfalls von Guseisen von 8' Höhe und 40 Zentnern im Gewichte. Zwölf Pfeiler von Marmor, durch eiserne Ketten verbunden, sichern diesem Denkmale die jedem öffentlichen Werke gebührende Unverletzlichkeit. Das Ganze ist sehr solid und fleißig gearbeitet, und gewährt durch seine edle Einfachheit einen recht gefälligen Eindruck. Die Zeichnungen dazu sind von der Erfindung und Ausführung des Hrn. Prof. Jos. Kähsmann in Wien; die Büste und die Hauptreliefs wurden in der gräflich Wrtna'schen Eisengießerei zu Horzowiz in Böhmen gefertigt; die Steinmeharbeiten sind vom Hrn. Dobler in Salzburg.

So ist also Ischl um eine Zierde reicher, die auch dem späten Enkel noch die theuren Züge des Wohlthäters seiner Väter bewahren wird. Zerfällt aber auch einst der Marmor in Staub, sein Andenken wird dennoch fortleben, weil seine Schöpfungen fortleben werden. Möge Er sich doch noch lange ihres zunehmenden Gedehens erfreuen *).

*) Am 28. Juli hielt Herr Hofrath Dr. v. Wirer im Rathhause zu Ischl folgende Dankrede an die Bürger von Ischl: „Ein kurzes Erdenleben ist zwar von der gütigen Vorsehung Jedem von uns zugemessen, aber eine innere heilige Stimme fordert uns nur um so mächtiger auf, während dieser kurzen Dauer so viel Gutes, als wir immer vermögen, zu vollbringen. Dem Drange dieser Stimme zu gehorchen, ist daher das pflichtmäßige Streben des Menschen. Diese Wahrheit belebte stets meine Brust, und überglücklich mußte ich mich preisen, wenn meine Handlungen im Einklang mit derselben befunden werden sollten! Die wenigen Thaten, welche Sie als Wohlthaten zu bezeichnen sehr gütig waren, sind daher auch nur als schwache Aeußerungen dieses innigst gefühlten Lebenszweckes zu betrachten. — Ihre schöne, zarte Aufmerksamkeit, welche Sie wohl immer, doch besonders vor einigen Tagen, durch Aufstellung eines Denkmals gegen mich bewiesen, ist mir von höchstem Werth. — Nehmen Sie, meine Herren! meinen gerührtesten Dank dafür hin. Gewiß — schon aus dem richtigen Schluß muß mir die Aeußerung Ihrer Aufmerksamkeit hoch erfreulich sein, weil sie auch bei Ihnen auf ein gleich edles Gefühl deutet; denn, Wohlthat und Erkenntlichkeit sind Zwillingstugenden, und wer das Gute zu würdigen versteht, der ist auch fähig, es zu thun! Empfangen Sie nun nochmals meinen heißen Dank für Ihre ausgezeichnete Güte, und sein Sie versichert, daß ich sämmtlichen Bewohnern Ischl's und dieses schönen Thales unaufhörlich mit dankbarem gerührten Herzen anhängen werde.“

Gemeinnützige Nachrichten.

— Dr. Channing spricht sich in seiner „Abhandlung über Selbst-Cultur“ folgenderweise über veräuferten Getränke aus: Vor Allem aber ermahne ich Jene, welche ihre Natur veredeln wollen, sich von dem Genuße geistiger Getränke zu enthalten. Dieser Mißbrauch unterscheidet sich von allen übrigen durch

die Verheerungen, welche er unter den höheren Seelenthätigkeiten, nämlich der Vernunft und dem Verstande anstellt, und auch dadurch, daß die bösen Folgen der Trunkenheit fort dauern, auch wenn die Ursache zu wirken aufhört. Nicht wenige, sogenannte mäßige Menschen fanden erst dann, als sie ganz und gar dem Genuße spirituöser Getränke entsagten, daß ihr Geist Jahre lang umwölkt gewesen sei, ohne daß sie die Ursache davon in dem Genuße dieser Getränke vermuthet hätten. Eine Menge Bewohner dieser Stadt (Boston) erfreut sich bloß der Hälfte ihrer intellectuellen Stärke, weil sie sich einem bloß „unschuldigen“ Genuße derselben hingeben. Von allen Feinden der arbeitenden Klasse ist dieser der tödtlichste. Nichts trug mehr dazu bei, diese Klasse niederzudrücken, ihr die Achtung vor ihr selbst zu rauben, ihr den gerechten Einfluß auf die Gesellschaft zu entziehen, und alle ihr zu Gebote stehenden Mittel zur Verbesserung nutzlos zu machen, als der Gebrauch spirituöser Getränke. Ihnen ganz besonders rufen wir zu, diese böse Gewohnheit aufzugeben, wenn sie ihre Ehre retten und den ihnen gehörigen Platz in der Gesellschaft einnehmen wollen, und jene Menschen, welche Stadt und Land mit destillirtem Gifte überfluten wollen, als ihre ärgsten Feinde und die ihrer Rechte, ihrer Würde und ihres Einflusses zu betrachten. Noch vor Kurzem besuchte ich ein blühendes Dorf, und da ich gegen einen der geachtetsten Einwohner desselben mich über das Vergnügen äußerte, welches ich bei so vielen Anzeichen der Verbesserung empfand, erwiderte er mir, daß Enthaltbarkeit von geistigen Getränken eine der Hauptursachen des gegenwärtigen blühenden Zustandes der Gemeinde sei. Diese Reformation hat sicher auch noch weiter gewirkt als auf materielles Glück, und wir zweifeln nicht, daß in fast jeder, auf diese Art besser gewordenen Familie sich die geläuteteren Geistesfähigkeiten der Eltern erweitern und hiedurch die Mittel zu einer guten, moralischen Erziehung ihrer Kinder vermehren müssen. Den arbeitenden Klassen also lege ich noch einmal Mäßigkeit besonders an's Herz, da die Sache der Mäßigkeit ganz besonders ihre eigene ist.

M i s c e l l e .

— Zu Moabit, einem freundlichen Dörfchen unweit Berlin, und zwar im schönsten Theile der Umgebungen dieser Residenz, ist eine neue Berysleges anstalt für Geistesranke und andere chronisch Leidende eingerichtet worden. Das den Gemüthsranke gewidmete, auf dem Grundstücke der Frau Wauer, Gattin des F. Hofschauspielers, befindliche Local hat eine stille und angenehme Lage; im Hause herrscht die nöthige Ordnung und die Vorrichtungen zu den Douche-, Salz- und Tropfbädern sind einsichtsvoll getroffen. Wenn nicht besondere Beschränkung der Freiheit nöthig ist, können daselbst die Gemüthsranke, je nach dem Grade ihrer Bildung von Madame Wauer und ihrer Tochter angemessen beschäftigt, selbst musikalisch gebildet, und entweder mit Begleitung ins Freie, oder auch da, wo es zulässig, in eigens ausgewählte Lust- und Schauspiele geführt werden. Die ärztliche Aufsicht hat Herr Hofmedicus Dr. Michaelis; es kann jedoch von der Umgebung der Kranke jeder andere Irrenarzt aus der Residenz gewählt werden. Es werden hier bloß weibliche Geistesranke aufgenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 71. Donnerstag, den 5. September 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Das Seebad in Scheveningen nächst dem Haag. — Zur Geschichte der bisherigen Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte. — Die Grundsätze der Total Abstinence Society. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Das Seebad in Scheveningen nächst dem Haag.

Von Matthias Koch.

(Beschluß.)

Das Scheveninger Seebad hat zu jeder Zeit Wellenschlag, vermuthlich weil es viele Sandbänke an der Küste daselbst gibt. Beim Sturme, der nicht selten ist, verstärkt er sich natürlicherweise um so mehr, und es schlagen dann die Wogen wohl über den größten Mann zusammen, gehen auch noch höher.

Hier die chemische Analyse nach einer dreifachen Untersuchung.

1000 Gran Wasser enthalten:

	Nach van Meerten 1826	Nach Dr. Mulds 1827	Nach Dr. Holmann 1829
Salzsaures Soda	26,320	22,007	27,809
Salzsauren Kalk	unbestimmt	5,045	1,214
Salzsaure Magnesia	5,700	2,800	3,161
Schwefelsaure Soda	0,540	. . .	3,878
Schwefelsauren Kalk	0,350	0,400	. . .
Schwefelsaure Magnesia	2,102	. . .
Freie Soda	0,360
Extractivstoff	2,070

Es wäre interessant und selbst wichtig, mit dieser Analyse des Nordsee-bades jene der Ostsee und des adriatischen Meeres zu vergleichen, um besonders in Betreff des Salzgehaltes des letztern die bei der Ordination der Kranken in Seebäder nöthige Rücksicht auf das gewiß nicht gleichgiltige

Salzquantum mit Bestimmtheit nehmen zu können. Zum Abtrocknen werden in der Anstalt zu Scheveningen bloß zwei Lächer von Serviettengröße gereicht. Damit ist meines Erachtens zu wenig gegeben. Man wird daher gut thun, sich aparte noch Lächer geben zu lassen, oder deren mitzubringen. Üblich ist die Einrichtung, daß man Flanellmäntel gegen besondere Bezahlung bekommen kann.

Die Temperatur des Seewassers wird leichter als jene des Flußwassers ertragen; sei es weil es specifisch schwerer ist, oder weil der Wellenschlag ein sorgliches Beachten der Empfindungen gar nicht zuläßt; vielleicht auch, und am wahrscheinlichsten, weil sehr bald über den ganzen Körper durch ihn Wärme ausströmt. Die Temperatur des Meeres scheint sich ungleich weniger nach der Lufttemperatur zu richten, als dieses bei dem Flußwasser der Fall ist. Man will sogar behaupten, die Seetemperatur sei dann wärmer, wenn die äußere mehr abgekühlt ist. Hier einige Angaben darüber.

S e e t e m p e r a t u r .

Den 21. Juli 67° Fahrenheit,	Den 29. Juli 65° Fahrenheit,
» 22. » 64 »	» 30. » 64 »
» 23. » 65 »	» 31. » 64½ »
» 24. » 65 »	» 1. August 63 »
» 25. » 66 »	» 2. » 65 »
» 27. » 65 »	» 3. » 65 »
» 28. » 64 »	

Am 27. Juli, bei einem heftigen Sturm und starker Abkühlung der Atmosphäre, und am 2. August, bei großer Hitze, zeigte, wie hier zu sehen, die See die gleiche Temperatur von 65°. — Auch hinsichtlich der Temperatur des Seewassers wäre ein Vergleich zwischen der Nordsee und dem adriatischen Meer anzustellen.

Die Lebensverhältnisse sind wie die Badeeinrichtung in Scheveningen gleich gut besorgt. Theurer ist es in Holland durchgehends zu leben als in Deutschland. Für Gäste, welche im Badehause einlogiren, ist folgende Tare gesetzt:

Ein Zimmer mit einem Bett täglich	3 fl. —	Holländisch *)
betto betto	2 » 50	»
betto betto	2 » —	»
Für ein zweites Bett	1 » —	»
betto betto für Kinder unter 12 Jahren	— » 50	»
Ein Bett für Diensthofen	— » 60	»
Ein Wachslicht	— » 40	»
Table d'hôte	2 » —	»

*) Ein Gulden holländisch macht 50 Fr. Conv.-Münze im 20 fl. Fuße, und 100 Cents machen 1 fl. holländisch.

Abendessen	1 fl. 50 Cts.
Frühstück, Thee oder Kaffee	— » 60 »
Gabelfrühstück	1 » 20 »

Für Dienstboten.

Mittagessen	— » 60 »
Abendessen	— » 50 »
Frühstück	— » 30 »
Ganze Verpflegung mit Kost und Wohnung	2 » — »

Preise der Bäder.

Ein Seebad im großen Wagen mit 2 Handtüchern	1 » — »
» » » Kleinen » » 1 Tuche	— » 50 »
Ein warmes Bad mit 2 Tüchern	1 » 10 »
Ein Sießbad	1 » 50 »
Ein Tropfbad	1 » 25 »
Jedes besondere Handtuch	— » 10 »
Ein Schwefelbad	2 » — »
Ein Korb mit Kohlenbecken	— » 15 »
Ein Bett	1 » — »
Ein Betttuch	— » 20 »
Eine Decke	— » 25 »
Ein Hemd oder Mantel von Flanell	— » 20 »

Wer im Orte Scheveningen wohnt und dort für Logis und Kost bedingt, wird etwas billiger durchkommen. Dasselbe gilt für den Aufenthalt im Haag, von wo man täglich zu verschiedenen Stunden mit Gesellschaftswagen nach dem Badhause und zurück fahren kann. Es sind jedoch beim Aufenthalte im Haag auch die Kosten für das Hin- und Wiederfahren in Rechnung zu setzen. Man bezahlt für die Fahrt hin 8 Stüber (20 kr. EM.), und ebensoviel zurück. Auch in den Haager Gasthäusern ist der Gasttisch und die Stunde dafür 4 Uhr Nachmittags festgesetzt. Zur selben Stunde speiset man auch im Badhause, was wohl etwas spät für Patienten ist.

Der Badearzt Dr. d'Aumerie, ein Holländer, der jedoch vollkommen deutsch spricht und eben so gut schreibt, wohnt beständig im Orte Scheveningen, hält sich aber täglich von 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags im Consultationszimmer des Badehauses auf, und kann zu jeder Stunde entboten werden. Er ist ein freundlicher, wohlwollender und für seine Kranken thätigst besorgter Mann, der seine Ausbildung auf einer deutschen Universität erhalten hat, und der ihm übergebenen Anstalt mit Sorgfalt und Sachkenntniß vorsteht. Das von ihm in deutscher, französischer und holländischer Sprache über das Seebad in Scheveningen geschriebene Buch ist im Jahre 1837 bei F. Char in Cleve und Leipzig ausgegeben worden.

Unterhaltungen, wie man sie in eleganten, für Luxus und Lebens-

genuß berechneten Badeorten trifft, findet man in den Dünen von Scheveningen und dem isolirt stehenden Badehause nicht. Wer deren aber doch verlangt, wird in der so nahen Residenz Haag diesfalls Befriedigung finden. Dort ist französisches Theater und manch' anderes Amusement. Scheveningen besitzt eine katholische und eine reformirte Kirche, und hat eine eigene Apotheke.

Zur Geschichte der bisherigen Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte *).

Schon mehrmals hatte der geniale Oken bei Gelegenheit der Mittheilung der Verhandlungen der schweizerischen Naturforscher in der „Zis“ die Veranstaltung von Zusammenkünften zum Behufe wechselseitiger Mittheilung zur Sprache gebracht, eben so Schweigger und Bojanus. Im Jahre 1821 erließ endlich Oken in der von ihm herausgegebenen obgenannten Zeitschrift (Zis) den ersten Aufruf an sämmtliche Naturforscher und Aerzte Deutschlands, sich zu einer Zusammenkunft in Leipzig zu vereinigen. Als Zweck dieser Versammlung gab er an: Gegenseitige Mittheilung des Gethanen und Gedachten, Vorlegung von Zweifel, um sich Rath's zu erholen, Anregung Anderer zu Untersuchungen, für die sie sich in günstigerer Lage befänden, endlich besonders Vermittlung persönlicher Bekanntschaften, um in der kritischen Literatur einen mildern Ton herbeizuführen. Auch gemeinschaftliche Herausgabe des Bessern, was Jeder mitbringe, wurde als Zweck in Aussicht gestellt. Wegen seiner Lage in der Mitte Deutschlands, und zugleich als Centralpunkt der deutschen literarischen Thätigkeit, wurde Leipzig zum Orte der Versammlungen vorgeschlagen. Anfangs fand dieser Vorschlag wenig Anklang; es meldeten sich nur Wenige, unter diesen namentlich Kieser, Carus, Froriep, Wilbrand, Bojanus, Nees von Esenbeck und Graf Caspar von Sternberg. Wegen dieser geringen Theilnahme wurde die Versammlung auf das Jahr 1822 verschoben. Als Gegenstände, die in dieser Versammlung zur Verhandlung vorkommen würden, wurden angegeben: Gemeinschaftliche Herausgabe der Arbeiten aller naturforschenden Gesellschaften, Zusammenwirken bei Herausgabe eines naturhistorischen Wörterbuches, Herausgabe einer Encyclopädie der physikalischen Wissenschaften, endlich die Veranstaltung eines Kunst- und Tauschverkehrs mit Naturalien. Es wurde ausdrücklich bemerkt, die Versammlung solle keine Veranlassung zur Abhaltung von Gastmählern und dergleichen geben. Da die Bekanntmachung dieses Aufschubes etwas zu spät erschien, so waren Mehrere, in der Meinung, die Versammlung finde Statt, nach Leipzig gekommen. Oken war indessen nach Paris gereiset. Dieser Umstand wirkte ungünstig auf den Besuch der im folgenden Jahre (1822) am 18. September in Leipzig wirklich zu Stande gekommenen ersten Versammlung. Außer den oben Genannten fanden sich nur Wenige ein. Hier wurden, besonders unter Mitwirkung von Formey, die kurzen, übrigens rein formellen Statuten entwor-

*) Aus der „deutschen Vierteljahresschrift“ 1839, Bd. II., Nr. 6, auszugsweise mitgetheilt.
D. Reb.

fen, in welchen — im Widerspruch mit den ersten Ankündigungen — als einziger Zweck: „Gelegenheit für die Naturforscher und Aerzte, sich persönlich kennen zu lernen,“ angegeben und ausdrücklich bemerkt wurde: die Gesellschaft lege keine Sammlungen an, und besitze (ihr Archiv ausgenommen) kein Eigenthum. Auch wurde beschlossen, daß keine Aufnahme durch Wahl zu geschehen habe, sondern Jeder, der sich wissenschaftlich mit Medizin und Naturwissenschaften beschäftigte, sollte Theil nehmen können — Stimmrecht jedoch nur die Schriftsteller haben. Was die übrigen, oben angegebenen Zwecke betrifft, so glaubte Dken, alles Uebrige (gemeinschaftliche Herausgabe von Encyclopädien u. dgl.) mache sich von selbst, sobald einmal umfassende Gelegenheit gegeben sei, persönliche Bekanntschaften zu machen. — Nach dreitägiger Dauer der Versammlung beschloß man, die nächste Zusammenkunft in Halle zu halten. Die Theilnahme des Publikums war noch so gering, daß viele Blätter sich für die Anzeigen der Versammlung Infections-Gebühren zahlen ließen.

In Halle (1823) hatten sich schon mehrere Mitglieder eingefunden (unter denen 19 fremde), Sprengel und Schweigger waren Geschäftsführer. Auch die Anzahl und das Interesse der Vorträge war gestiegen. Uebrigens erklärte Dken damals, die Gesellschaft sei kein Corpus von Gelehrten, und könne sich mit gemeinschaftlichen Arbeiten nur in der Art befassen, daß Einzelnen durch die Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften Gelegenheit gegeben werde, zu einem gemeinschaftlichen Werke zusammenzutreten. Für die nächste Zusammenkunft wurde — da die Versammlung sich einer regeren Theilnahme schon bewußt war — schon ein etwas entfernterer Ort, nämlich die süddeutsche Stadt Würzburg, bestimmt.

In dieser dritten Versammlung (1824) — die Zahl der Mitglieder belief sich auf 30 — zeigte sich schon mehr Leben und größerer Eifer. Die beiden Geschäftsführer waren Schönlein und Dutrepoint; da diese Beide Aerzte waren, so trat auch die Medizin hier mehr hervor*). Auch das gesellschaftliche Zusammensein gewann hier eine lebendigere und frohere Gestalt. Die Regierung hatte sich der Versammlung sehr freundlich erzeigt, und die Versammlungen fanden in der Wohnung des königlichen General-Commissärs Statt.

Die vierte Versammlung fand im Jahre 1825 in Frankfurt Statt. In dieser Vaterstadt Goethe's zeigte sie sich in einem neuen, bisher nicht gekannten Glanz. Ueber 60 fremde und 50 einheimische Gelehrte nahmen Antheil. Die Geschäftsführer Neuburg und Crezschmar, so wie ganz Frankfurt, suchten den Gästen ihren Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Eine förmliche Antrittsrede eröffnete hier zum ersten Male die Sitzungen. Feste und Lustfahrten bildeten die Erholungen zwischen den ernstern Beschäftigungen. Die deutschen Geburtshelfer vereinigten sich hier zu einer seither mit Gedeihen fortbestandenen gemeinsamen „Zeitschrift für Geburtskunde.“ Die Vorträge waren hier schon so zahlreich, daß die bisherige dreitägige Dauer der Versammlung auf sechs Tage ausgedehnt wurde**).

*) In Halle waren gar keine medizinischen Vorträge gehalten worden.

**) Zu den Merkwürdigkeiten, welche Frankfurt seinen Gästen zeigte, gehören vorzüglich

Im Jahre 1826 fand in Dresden die fünfte Versammlung Statt. Die königliche Familie und die höchsten Staatsbehörden erwiesen der Versammlung die größte Aufmerksamkeit; Prinz Johann und die Minister wohnten den Sitzungen regelmäßig bei, und Dresdens reiche, wissenschaftliche und Kunstsammlungen wurden den Fremden mit größter Liberalität zugänglich gemacht. Die Geschäftsführer der bis auf 115 gestiegenen Versammlung waren Seiler und Carus. Mehrere Mitglieder hatten — nach einer in Frankfurt genommenen Verabredung — ihre Frauen und Töchter mitgebracht. Neun naturforschende Gesellschaften traten hier zu gemeinschaftlicher Herausgabe ihrer Schriften zusammen, und beschloßen, die Leopoldinische Akademie zu bitten, ihre Arbeiten den Act. academ. Nat. Cur. einzuverleiben. Böttcher forderte zu einer neuen Ausgabe und Uebersetzung des naturhistorischen Theils des Plinius auf. Nachdem für das Jahr 1827 München zum Orte der Versammlung gewählt wurde, kam man auch überein, von nun an bei der Wahl des Versammlungsortes zwischen Nord- und Süd-Deutschland abzuwechseln.

das Senkenberg'sche Institut und die von Ruppell auf seiner afrikanischen Reise gesammelten naturhistorischen Seltenheiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Grundsätze der Total Abstinence Society*).

(Nach W. Coole's: „Lecture on the principles of Total Abstinence,“ 1839, von F. Weinle.)

I.

Der Zweck unseres Vereines ist, den Trunkenbold auf den rechten Weg zurückzuführen, den Mäßigen aber auf demselben zu erhalten. Diese große Refor- mation jedoch kann, unserer Meinung nach, durch kein anderes Mittel erreicht werden, als durch die gänzliche Enthaltbarkeit von allen weingeist- hälligen Getränken, ob diese nun gegohren oder destillirt seien.

II.

Wir behaupten, daß im Allgemeinen genommen, und unter gewöhnlichen Verhältnissen der mäßige Genuß weingeisthaltiger Getränke erlaubt und unschäd- lich sei. Die unbedingte Annahme, daß der Gebrauch berauscher Getränke in keiner Beziehung zu gestatten sei, ist also kein Grundgesetz unseres Vereines.

III.

Hingegen behaupten wir im Einklange mit dieser Annahme, daß es erlaubt und nützlich sei, sich ihrer zu enthalten. Denn:

IV.

Ein anderer Grundsatz unseres Vereines ist der, daß die Enthaltbarkeit von erlaubten Dingen nicht nur von der heiligen Schrift gebilligt wird, sondern daß es auch Fälle gibt, in welchen eine solche Aufopferung zu einer christlichen Pflicht wird. In der heiligen Schrift werden viele Pflichten auferlegt, und auch durch

*) Die Total Abstinence Society unterscheidet sich von den übrigen Mäßigkeitsvereinen dadurch, daß sich ihre Mitglieder von allen sowohl gegohrenen als auch destil- lirtten Getränken enthalten, während die letzteren bloß Enthaltbarkeit von destillirten Getränken auferlegen.

directe, bestimmte Befehle dem Menschen befohlen, ihnen nachzukommen; allein viele andere, welche ihre Entstehung mannigfaltig verwickelten socialen Verhältnissen verdanken, werden in ihr, wenn auch nicht wörtlich befohlen, doch durch Beispiele gelehrt oder als christliche Tugenden aufgestellt.

V.

Wir verweisen auf die außerordentliche Häufigkeit der Trunkenheit und auf die schauerhafte Größe der Verderbtheit und des Elends, welche sie herbeiführt. Die außerordentliche Maßregel, welche wir ergreifen und verteidigen, wird durch die Existenz einer eben so außerordentlichen Thatsache gerechtfertigt. Die vereinigten Königreiche werden durch das Laster der Trunkenheit geschändet und herabgewürdigt. Dasselbe herrschte in unserem Vaterlande zu keiner Periode seiner Geschichte so entsetzlich, als gerade in unseren Tagen. Wir dürfen Amerika als keine Ausnahme von dieser Behauptung betrachten, da dieser Welttheil, in welchem die Trunkenheit wie bei uns zu Hause ist, durch Kolonien aus unserm Vaterlande bevölkert wurde. In alten Zeiten zeigte sich die Berausung nur gelegentlich, und zwar bei Volksfesten, oder wenn irgend ein merkwürdiges National-Ereigniß gefeiert wurde; jetzt aber sieht man es täglich und stündlich. In früheren Zeiten gestellte sich zum Laster die Schande, und die Opfer desselben trugen auf ihrer Stirne das Brandmal der Ehrlosigkeit und Verachtung; nun stolziert es mit einer Schamlosigkeit ohne Gleichen einher und zeigt seine Verächtlichkeit und Entartung am hellen Tage. Es ist ein Laster, das durch seine Häufigkeit zur Mode geworden ist, und welches das moralische Gefühl nach und nach erstickt. Sogar der ernste Philosoph hat dessen Strafwürdigkeit zu bemänteln gesucht, und der demselben ergebene Dichter seinen Genius dadurch entweicht, daß er dessen aufsteigernde Eigenschaften besang, und es mit dem lockenden Kranze wohlklingender und verführender Namen zierte. Es regiret bei den Banketten der Reichen, verdirbt und erniedrigt den Armen, und hat seinen pestartigen Einfluß schon auf alle Klassen der Gesellschaft ausgedehnt. Es betrügt die Jugend um ihre Schönheit und Unschuld, das Mannesalter um seine Weisheit und Umsicht; es verdirbt die Sitten der Kinder und vergrößert die Laster und Verbrechen des Alters. Jahr für Jahr nahm das Laster mit erstaunlicher Schnelligkeit zu, und gleich einem gewaltigen Strome, welcher während seines Laufes an Kraft und Schnelligkeit zunimmt, drohte es, unser schönes Vaterland bald mit allgemeiner Schmach zu überfluten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Mißbrauch akustischer Instrumente.) Obwohl Hörrohre bloß für solche Menschen bestimmt sind, welche ohne deren Hilfe gar nichts hören würden, so sehen wir doch häufig, daß sich ihrer auch solche Personen bedienen, welche auch ohne dieselben hören würden, wenn sie sich nur ein wenig anstrengen wollten. Dieser Mißbrauch ist verwerflich und solche Menschen sollten bedenken, daß Hörrohre das für das Ohr sind, was eine Brille für das Auge ist. Viele haben sich das Gehör durch schlecht construirte Hörrohre verdorben, und eben so verschlimmerten Manche ihr Gesicht durch schlechte Augengläser, und man kann daher

solche Personen, welche an beginnender Taubheit, Ohrenfluß oder Ohrenklingen leiden, nicht genug warnen, nicht sogleich Höröhre, Stimmlerter und andere akustische Instrumente zu gebrauchen, ohne sich früher zu erkundigen, ob nicht dem Gebrechen durch angemessene Heilmittel abzuhelfen sei.

M i s c e l l e.

— (Medicinalische Gutachten in England.) Eine der letzten Nummern der „Lancet“ (einer englischen Zeitschrift für Chirurgen) rügt unter Anderem sehr strenge das Benehmen einiger englischen Aerzte, welche, da sie um die Darlegung der Ursache des Todes in einigen sehr zweifelhaften Fällen angegangen wurden, dieses Certificat unerlaubter Weise verfälschten, und dem traurigen Ausgang eine ganz unwahre Ursache unterschoben. Der Verfasser dieses Artikels trägt auf Bestrafung dieser Individuen an. Aus mehreren von ihm angeführten Fällen wollen wir folgende mittheilen: Von zwei Knaben, welche mit einander heftig stritten, versetzte der Eine dem Andern mit einem Stocke einen so starken Hieb auf den Kopf, daß dieser neun Tage darauf starb. Der mit der Untersuchung beauftragte Wundarzt gab „Wasser in den Gehirnhöhlen“ als Ursache des Todes an, und Niemand bekümmerte sich weiter. Ein Herr, welcher durch das wahnsinnige Fahren eines Omnibuskutschers aus dessen Wagen geschleudert wurde, starb in sechs Wochen in Folge bedeutender Kopfverletzungen. Das ärztliche Gutachten gab eine „Affection des Kopfes“ als Ursache des Todes an, und hiermit endigte sich jede weitere Untersuchung. Ein gesundes, 9 Wochen altes Kind wurde vollkommen wohl Abends zu seiner Mutter in das Bett gelegt. Zwei oder drei Stunden darauf kam der Vater, ein in der Gesellschaft hochgestellter Mann, betrunken nach Hause, und um 5 Uhr Morgens fand man das Kind todt. Das Gutachten gab „Fraisin“ als Grund dieses Unfalls an, und der Wundarzt versicherte, das Kind in der letzten Zeit vor dessen Tod behandelt zu haben. Die auffallendste Thatsache ist wohl folgende: Ein Constable wandte sich an den Coroner *) mit der Bitte, eine Untersuchung anzustellen. Die Jury wurde demgemäß zusammenberufen, während dem sich jedoch die Verwandten des Verstorbenen alle Mühe gaben, die Untersuchung zu vereiteln. Ein Wundarzt kam in das Haus des Coroners und versicherte demselben, daß sich der Verstorbene vor einer Woche in einem „Anfalle von Wahnsinn“ einen ganz leichten Schnitt in die Kehle beigebracht habe, dieser aber keineswegs für die Ursache seines Todes gehalten werden könne, sondern daß er eines ganz natürlichen Todes, nämlich an der Gehirnentzündung, gestorben sei. Dies verhinderte jedoch den Coroner nicht, in Gegenwart der Jury zur Leichenbesichtigung zu schreiten, wo es sich denn nur zu klar zeigte, daß diese Halswunde die einzige und unbestreitbare Ursache des Todes war.

*) Coroner, der zur Untersuchung eines Todtschlages verpflichtete Kronbeamte.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 72.

Montag, den 9. September 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Ein Blick auf die Moldau und deren bekannte Mineralquellen. — Zur Geschichte der bisherigen Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte. — Die Grundsätze der Total Abstinence Society. — Correspondenz-Nachricht. — Miscelle.

Ein Blick auf die Moldau und deren bekannte Mineralquellen.

(Von Dr. S.)

Die Moldau bietet dem Arzte und dem Naturforscher gleich erhebliche Gegenstände zu näherer Untersuchung, als dies bisher Statt finden konnte, während die Mittel des Verkehrs und der Verbindung noch minder rasch und bequem waren. Dem Arzte stellen sich einige wichtige Krankheiten dar, deren häufigeres Vorkommen in der Moldau einerseits die reine, ungetrübte Beobachtung derselben, andererseits die der Heilkraft der Natur bei wenigen, meistens minder heroischen Arzneimitteln gestattet; denn der gebildete kleinere Theil der Bewohner ausgenommen, leben die übrigen jetzt noch dem einfachen Naturzustande weit näher als irgend sonstwo. Daß unter diesen Verhältnissen in einem klimatisch nicht wenig begünstigten Lande dennoch epidemische und endemische Krankheiten vorkommen, mag gleichfalls zum Beweise dienen, daß auch ein einfacherer Zustand, als jener unserer cultivirteren Staaten, dem Lose der Erkrankung nicht zu entgehen vermag. Mancherlei Entzündungen, gastrische, Nerven- und Wechselfieber, Rheumatismen, Sicht und Hämorrhoiden, Wurmsucht, Flechten, Leisten- und Schenkelbrüche u. a. m. sind sehr häufige Krankheiten nicht bloß der Städte, sondern auch auf dem platten Lande. Die Cholera hat ihre Opfer ebenfalls furchtbar genug gefordert, und der orientalischen Pest haben erst die neuern, unter russischem Gouvernement gegründeten, polizeilichen Maßregeln Schranken gesetzt; namentlich ist es die Quarantaine in Galatz, welche seit ihrer Errichtung das neue Eindringen jener

Seuche verblüet hat. Die Blattern, welche ehemals entseßliche Verwüstungen anrichteten, wurden schon durch die Inoculation derselben, welche die Moldauer vor etwa 60 Jahren bereitwillig üben ließen, noch mehr aber durch die Kuhpockenimpfung gebändigt, welche im Jahre 1803 der fürstliche Leibarzt Hesse und später Dr. Frölich unentgeltlich vollzogen. Dadurch wurde auch ein nicht seltenes Vorurtheil bekämpft, als gewähre nämlich das Bestreuen der Neugeborenen mit Küchensalz Schutz gegen die Blattern, wie, angeblich von einem Arzte André, verbreitet worden war. — Noch verdient die Viehseuche einer Erwähnung; dieselbe tritt nicht selten mörderisch in der Moldau auf, aber, wie es scheint, mehr durch Einschleppung als ursprüngliche Entwicklung; selbst unserer sorgsamten Quarantainen gelang es nicht immer, dieselbe ganz abzuwehren, und so kam es, daß diese verheerende Krankheit nicht nur nach Galizien und Siebenbürgen, sondern auch tiefer in die Monarchie durch Viehtriebe verbreitet wurde. Bei dem Umstande, daß die Viehzucht ein Hauptnahrungszweig des Landes und seines Außenverkehrs ist, erscheint die Bildung von Thierärzten und deren Aufstellung in zahlreichen Ortschaften als dringendes Bedürfnis; denn die Physiker und übrigen Aerzte vermögen keineswegs — wie das ihre Instruction zwar fordert — auch in dieser Beziehung das öffentliche Gesundheitswohl satfsam zu überwachen.

Die Fülle der verschiedensten Naturproducte, die den Botaniker, Zoologen und Mineralogen interessirt, findet sich in dem, neuerer Zeit unter rühmlichen Bestrebungen entstandenen naturhistorischen Museum der naturforschenden und ärztlichen Gesellschaft in Jassy trefflich repräsentirt; auch die Mineralquellen des Landes sind nicht übersehen worden, und namentlich verdankt man, nächst der besser geordneten Einrichtung des öffentlichen Medizinalwesens, dem russischen Gouvernement auch die Untersuchung mehrerer von den bekannteren und vorzüglicheren Mineralquellen. Der General Paul von Kisseleff, während der letzten russischen Occupation beider Fürstenthümer gewesener Präsident, ließ nämlich, durch die Regierung, den damaligen Protomediker Dr. Zotta und den Dr. Zuccarini sammt dem Apotheker Ant. Abrahamffy an die Ursprungsstellen jener Mineralwässer zum Zwecke der Untersuchung derselben absenden, und beabsichtigte auf diese eine vielfältigere und entsprechendere Anwendung der Quellen, als bisher, zu Trink- und Badekuren neu zu basiren. Der Wechsel der Ereignisse wollte es, daß dieser Endzweck, für die leidende Menschheit weise in's Auge gefaßt, nicht vollkommen erreicht wurde; denn es blieb bei der Untersuchung stehen, und einige, kaum der Berührung werthe Veränderungen abgerechnet, sind Kranke, die begütert genug sind, wie ehemals genöthigt, zum Gebrauche von Heilquellen in's

Ausland zu gehen, und eine nicht geringe Menge von fremden Mineralwässern wird alljährlich in die Moldau eingeführt. Wie Beides nicht eben in allen Krankheiten unumgänglich nothwendig wäre, wenn die einheimischen Najaden gebührend geehrt würden, und wie dadurch zugleich dem Minderbegüterten die Fähigkeit an derselben zu genesen, häufig geboten wäre, das mag eine kurze Skizze der Resultate jener Untersuchung lehren.

Die kalten Sauerlinge zeichnen sich durch einen bedeutenden Gehalt an freier Kohlensäure, einen überwiegenden von Neutralsalzen (unter denen nur in geringer Menge Kalkverbindungen sich vorfinden), und eine namhafte kühle Temperatur aus. Die eben genannte Commission untersuchte die Sauerlinge am Stanikaflüßchen bei Okna, in Frassin am Flusse Pintik bei Tangu, bei Borka, in Dorna, bei Groseschi, und das Stahlwasser unweit Nektá. Die beiden Sauerlinge am Stanikaflüßchen entspringen zwischen zwei, wenige Schritte entfernten Quellen, deren eine zugleich Schwefelwasserstoffgas und die andere viel Kochsalz enthält; der stärkere Sauerling liefert binnen einer Stunde an 68 Pf. (Eivilgewicht) Wasser, und hat $+ 8^{\circ}$ R. bei $+ 18^{\circ}$ R. Lufttemperatur. Natrumsalze und kohlensaures Eisenorydul nebst Kohlensäure (26,666 R. \mathcal{Z} . in 1 Pf.) sind die wesentlichen Bestandtheile desselben; der schwächere liefert an Wasser fast nur die Hälfte des stärkeren, ist jedoch in der Mischung jener ganz gleich. Geruch und Geschmack haben beide mit dem Wasser der gewöhnlichen Sauerlinge gleich. — Die Quellen in Frassin bei Tangu, im Dickicht des bisher nur selten betretenen Tannen-Gränzwaldes, welcher Siebenbürgen von der Moldau scheidet, zwischen einer Gruppe von Eschen am rechten Ufer des Pintikbaches ausgehend, führen nebst Natrumsalzen auch kohlensaure Magnesia und Kalk, Eisenorydul und freie Kohlensäure (28,333 R. \mathcal{Z} . in 1 Pf.); eine derselben ist vorzüglich stark, liefert an 90 Pf. Wasser stündlich, mißt nur $+ 6^{\circ}$ R., und ist schwächer als die zwei anderen schwächern. — Auch der Sauerbrunnen von Borka entspringt in einer wildromantischen Waldgegend am linken Ufer des gleichnamigen Flusses aus einer Felsenröhre; das sehr angenehm schmeckende Wasser ist der stärkste Sauerling unter den bekannten der Moldau (44,800 R. \mathcal{Z} . in 1 Pf.), und zugleich an kohlensaurem Eisenorydul sehr reich ($\frac{1}{2}$ Gran); die bedeutende Menge von kohlensaurem (25,215) und salzsaurem Natrum (7,440) eignen dasselbe zu einem sehr beachtenswerthen Heilmittel; die Temperatur der Quelle beträgt $+ 6^{\circ}$ R., und die Quantität des binnen einer Stunde abfließenden Wassers 90 Pf.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der bisherigen Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte.

(Fortsetzung.)

Auch in dieser sechsten Versammlung zu München (1827) wetteiferten der allerhöchste Hof, die Regierung und Private in zuvorkommender Artigkeit gegen die Fremden. Der König lud die Naturforscher zu einem großen Gastmahl, nach welchem er sich viele Einzelne vorstellen ließ. Die „Gesellschaft des Frohsinns“ gab ein großes Concert. In München kam auch eine Abänderung der Statuten zur Sprache; man beklagte sich bitter über das Weitläufige und Langweilige mancher Vorträge, die nicht selten nur Bekanntes, nur für Schüler Passendes enthielten. Mehrere zur Abstellung dieses Uebelstandes gemachte Vorschläge — z. B. einen Prüfungsausschuß zu ernennen, oder dem Geschäftsführer besondere Vollmacht zu ertheilen, oder nur freie Vorträge zuzulassen — führten zu keinem Resultat. München's Kunstschätze gewährten den Fremden einen reichen Genuß. Die Versammlung dauerte acht Tage. Auch wurde hier zum ersten Mal die Sitte eingeführt, daß einer der vorjährigen Geschäftsführer eine Dankesgedechte hielt. Auch mehrere Punkte, die das Verhältniß der einzelnen naturforschenden Gesellschaften zur Leopoldinischen Akademie betrifft, wurden näher erörtert, und die Herausgabe des „Plinius“ kam wieder zur Sprache.

In Berlin, wohin Lichtenstein die Versammlung für das Jahr 1828 freundlich eingeladen hatte, nahm die siebente Versammlung erst die größere Gestalt an, in der sie sich seither erhalten hat. Die beiden Geschäftsführer waren Alexander von Humboldt und Lichtenstein.

Um nicht die Zeit mit Aufsuchen, Empfangen und Höflichkeitsbezeigungen zu vergeuden, wurde die, seither stets nachgeahmte Einrichtung getroffen, daß die Geschäftsführer in einem eigenen Local zu bestimmten Stunden zum Empfang der Fremden bereit waren. Die Zahl der Theilnehmer stieg auf 450, und nicht nur aus Deutschland, sondern aus England, Frankreich, Rußland, Schweden, Polen und Holland waren berühmte Namen zugegen. Auch wurden die Fremden in Privatwohnungen untergebracht. Wegen der großen Zahl und Mannigfaltigkeit der Vorträge theilte sich die Gesellschaft — hier zum ersten Mal — in Sectionen, und die Sitzungen zerfielen demnach in allgemeine und in Sectionen-Sitzungen. In jenen sollten nur Vorträge allgemeinen Inhalts, wo möglich auch dem größern Publikum verständlich, gehalten werden; in diesen nur das bestimmte Fach, für das sich eine Section constituirte, strengwissenschaftlich besprochen werden. Auf diese Weise bildete sich eine physiologisch-anatomische, eine zoologische, eine chemisch-physikalische, botanische, mineralogische, physisch-geographische und eine medizinische Section. Humboldt eröffnete die Versammlung mit einer gewichtigen Rede. Die königlichen Prinzen, die Minister und sehr viele Mitglieder der höheren Stände waren zugegen. Dem am Abend der ersten Versammlung veranstalteten glänzenden Feste, welches Humboldt den Fremden gab, wohnte der König, die königliche Familie und sämtliche Notabilitäten Berlin's bei. Die Medaillenmünze von Loos prägte eine Denkmünze auf die Versammlung. Auch wurde in dieser Versammlung der zum Behufe der Abwehrung zudringlicher Mittelmäßigkeit von Liedemann gemachte Vorschlag, die Wahl der zum Vortrag kommenden Aufsätze einem Comité zu über-

geben, angenommen, obwohl sich *Oken* gegen eine solche Einrichtung erhob. Später nahm *Liedemann* selbst diesen nur mit geringer Stimmenmehrheit durchgegangenen Vorschlag zurück. Bei Gelegenheit der gegen diesen Vorschlag von *Oken* angeführten Gründe bemerkte dieser unter Anderem: Der Hauptzweck der Versammlung bleibe immer die Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften, sie sei keine wandernde Akademie, und das Publikum habe es sich selbst zuzuschreiben, wenn es übermäßige Erwartungen von ihren Resultaten gehegt habe; ja, sie sei im Ganzen nur als eine bloße Ferienreise zu betrachten. Auch sprach derselbe bei der Wahl des nächsten Versammlungsortes, die auf Heidelberg fiel, warnende Worte über die lockenden Zerstreungen in den großen Residenzen, Feste aller Art, Concerte, Theater, Gastmähler u. s. w.

Die achte Versammlung fand im Jahre 1829 Statt. Auch hier, wie in jeder der folgenden, wetteiferten Regierung, Behörden, Geschäftsführer und Privaten, der Gesellschaft so viel Ehre und Angenehmes, als immer möglich, zu erweisen. *Liedemann* und *Gmelin* waren Geschäftsführer, und Ersterer eröffnete die Versammlung mit einer geistreichen Rede über die Fortschritte der Naturwissenschaften. Auch hier wurde eine Denkmünze geprägt. Unter andern hier verhandelten Gegenständen ist der von *Wedekind* gemachte Vorschlag bemerkenswerth: es sollten in den verschiedenen deutschen Staaten Commissarien ernannt werden, um die Aerzte zur Untersuchung der Wirkungsart der Arzneien aufzumuntern. Ein Arzt sollte immer nur ein Mittel zur Untersuchung wählen. Es wurde eine solche Commission ernannt, und das Nähere zur Besprechung in Hamburg verschoben. Eine Einladung nach Copenhagen für das künftige Jahr wurde verschoben und beschlossen, sich nicht aus den Grenzen Deutschlands zu entfernen.

Im Jahre 1830 versammelte sich die Gesellschaft in Hamburg. Hier hatte man die glückliche, später nachgeahmte Idee, unter die Fremden eine umfassende topographische Beschreibung Hamburg's mit besonderer Rücksicht auf naturhistorische und medizinische Verhältnisse austheilen zu lassen. *Bartels* und *Fricke* waren Geschäftsführer. Wegen des großen Zudranges von Damen zu den allgemeinen Versammlungen fühlte man hier zuerst das Bedürfnis, nicht nur nichts streng Wissenschaftliches, sondern auch nichts Anatomisches und Medizinisches vortragen zu lassen, und alles Wichtigere für die Sectionssitzungen vorzubehalten. *Harless* brachte den wichtigen Vorschlag in Anregung, sämtliche deutsche Staaten möchten sich zur Entwerfung einer allgemeinen deutschen National-Pharmakopöe vereinigen.

Die zehnte Versammlung sollte auf die nach Hamburg ergangene freundliche Einladung der österreichisch-kaiserlichen Regierung im Jahre 1831 in Wien Statt finden. Allein durch die gerade damals herrschende Choleraepidemie fanden sich die Geschäftsführer *Jacquin* und *Litrow* veranlaßt, im August desselben Jahres eine Bekanntmachung zu veröffentlichen, wodurch die Versammlung auf das nächste Jahr verschoben wurde, wo sie auch wirklich Statt fand. Ungeachtet auch in diesem Jahr die Scheu vor der Cholera manchen Fremden zurückgehalten, so gehört diese Versammlung doch zu den zahlreichsten. Welche Anstalten in der Kaiserstadt für glänzende Aufnahme und zum Behufe eines angenehmen Aufenthaltes für die gelehrte Versammlung von Seite des Allerhöchsten kaiserlichen

Hofes, der Herren Minister, der Behörden und der Privaten getroffen wurden, ist noch in unserer Aller Andenken. Se. Majestät weiland Kaiser Franz bewirthe die Versammlung in Laxenburg, Ihre kaiserlichen Hoheiten die Herren Erzherzoge Karl und Anton empfangen ihren Besuch in Baden und Weisburg, Se. Durchlaucht Fürst v. Metternich gaben den Fremden Soiren und Dinere. Eben so mannigfaltige Belehrung und Ergözung gewährten die reichen Sammlungen der Kaiserstadt.

Im Jahre 1833 versammelte sich die Gesellschaft in Breslau unter der Geschäftsleitung von Otto und Wendt. Die weniger Zerstreung bietende Universitätsstadt gab dieser Versammlung einen mehr wissenschaftlichen Anstrich. In der ersten allgemeinen Sitzung sprach M. v. Humboldt über den Einfluß, den die Vorliebe der modernen Literatur für Naturschilderungen, die Landschaftsmalerei und der Anbau exotischer Gewächse — auf die Beförderung des Studiums der Naturwissenschaften ausgeübt haben, wobei der große Naturkundige nachzuweisen suchte, daß die ästhetische Behandlung großer Naturphänomene und die lebendige Schilderung einer exotischen Thier- und Pflanzenwelt dem klassischen Alterthum fremd gewesen, und ein neuer Zweig der modernen Literatur sei.

(Der Beschluß folgt.)

Die Grundsätze der Total Abstinence Society.

(Nach W. Coole's: „Lecture on the principles of Total Abstinence,“ 1839, von F. Weinke.)

(Fortsetzung.)

VI.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß sich in den vereinigten Königreichen allein gegen 600,000 Trunkenbolde befinden, und zu diesen kann man ohne Anstand noch mehrere andere tausend rechnen, welche das Glas bis jetzt zwar noch mäßig lieben, aber in Folge ihres sündigen Gelüstes und der großen, sie überall umgebenden Versuchung auf dem geraden Wege zur Trunkenheit selbst sind. Welcher ungeheure physische und moralische Schaden muß nicht aus einem solchen Zustande der Gesellschaft entstehen! Es liegt außer dem Gebiete der eindringendsten Sprache, die vergiftenden Wirkungen der Trunkenheit zu schildern, obwohl es ein Leichtes wäre, einen ganzen Band mit der Aufzählung des aus ihr entstehenden Elends zu füllen. Sie erzeugt eine enorme Last, welche gleich einem Alp die moralischen Kräfte einer Nation niederdrückt. Nicht weniger als 50 Millionen Pfund Sterling werden jährlich auf berauschende Getränke verschwendet, und nach der billigsten Berechnung werden jährlich noch 50 Millionen mehr von der Nation durch die Wirkungen dieser Berauschung verloren. Nebst diesem ist die Trunkenheit zugleich der größte Feind des menschlichen Lebens, denn die Trunkenheit allein gräbt jährlich 60,000 Menschen ihr Grab. Viele, die durch sie in den Zustand einer viehischen Gleichgiltigkeit versetzt wurden, gehen durch Zufall zu Grunde, Andere verwirken ihr elendes Leben durch Verbrechen, noch Andere, welche eine Beute des Wahnsinns wurden, sterben von ihrer eigenen Hand, und die wenigen Uebrigen verkürzen ihr Dasein nach und nach um ein Viertel, ein Drittel, ja meist um die Hälfte der ihnen von einer gütigen Vorsehung bestimmten Zeit. Wenn

auf diese Art jährlich 60,000 zu Grunde gehen, so muß eine eben so große Anzahl, wenn die Trunkenheit nicht abnimmt, jährlich von dem Pfade der Tugend und der Mäßigkeit abgewendet und dem Heere der Trunkenbolde zugeführt werden, um mit diesen durch eine Reihe von Erniedrigungen, Lastern und Elend in ein frühzeitiges Grab gestürzt zu werden. Selbst die Pest verschlang nicht so viele Opfer und richtete niemals so große Verheerungen in der menschlichen Gesellschaft an, als die Trunkenheit.

VII.

Wir bekennen uns zu dem schon erwähnten ausschließenden Gelübde, weil die Berauschung nicht die Folge bloß einiger Arten von Getränken, sondern aller weingeisthaltigen Flüssigkeiten, sie mögen destillirt oder gegohren sein, ist. Wir erklären Krieg der Trunkenheit und schließen daher jedes Getränk, welches diese erzeugen könnte, vom gewöhnlichen Gebrauche aus. Wir halten kein Getränk für erlaubt, ob es nun aus Korn, Trauben oder anderen Früchten durch Gährung oder Destillation gewonnen werde.

VIII.

Es ist eine erwiesene Thatsache, daß in dem Verhältnisse, in welchem in Irland der Gebrauch gegohrener Getränke zunahm, die Erfahrung deutlich bewies, daß dieselben eine auffallende Tendenz zeigten, Armuth und Unmäßigkeit zu verbreiten. Ueberdies weist die Erfahrung noch nach, daß in Irland der Genuß gegohrener Getränke täglich häufiger wird, ohne daß man dabei jedoch eine Abnahme in der Consumption destillirter Wässer bemerken könnte. Die unklugerweise dem Bier und Weine gehaltenen Lobreden blieben nicht ohne Wirkung. Zu Belfast wurden in neuester Zeit mehrere Brauereien errichtet, und die Menge der Biersäuser hat sich seit Kurzem in Irland schrecklich vermehrt. Ein Gelübde, welches bloß den Genuß gebrannter Wässer verbietet, ist also von keiner praktischen Brauchbarkeit. Könnten die Anhänger desselben den Genuß solcher Getränke aus dem Vaterlande verbannen, so würden bald gegohrene Getränke die Stelle derselben einnehmen, und die Trunkenheit keineswegs aufhören, unserer Heimat eine Schmach zu sein. Die Branntweimbrennereien würden sich in Brauhäuser verwandeln, Schnapsläden in Bierschenken und das Stutzgläschen dem schäumenden Krüge weichen. Dieselben Gründe also, welche die Aufhebung des Branntweingenußes wünschenswerth machen, sprechen auch für das Aufgeben aller beraushenden Getränke ohne Unterschied. Bis die öffentliche Meinung geregelt ist, und der lasterhafte Hang der Gesellschaft nach starken Getränken abgenommen hat, ist gänzliche Enthaltbarkeit das einzige Mittel, durch welches allen diesen Uebeln abgeholfen werden könnte.

IX.

Lange und aufmerksame Beobachtung hat uns die wichtige Thatsache gelehrt, daß eingeseisichte Trunkenbolde durch nichts von ihrem Laster geheilt werden können, als durch gänzliche Entsagung des Getränkes, dessen Genuße sie sich im Uebermaß hingaben. Dies wußte man schon lange vorher, bevor noch Mäßigkeitsvereine bestanden.

X.

Die Berauschung, sie mag durch destillirte oder gegohrene Getränke entstanden sein, erzeugt einen lasterhaften Hang, welcher durch Nachgeben fast unwider-

stehlich wird. Enthaltbarkeit würde diesen Gang zerstören, während Nachsicht denselben in beständiger Berührung mit der alten Versuchung hält. Der Trunkenbold soll daher mit der Versuchung nicht scherzen und sie für geringfügig halten, sondern sich den Lockungen des Bechers entziehen, gleich Joseph, welcher den Liebfosungen seiner Gebieterin entfloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

* — In einem an die Redaction gerichteten Schreiben aus Constantinopel vom 20. August heißt es: »Ich kann die unwahren Gerüchte, die ich in allen Blättern »über das Aufheben der Quarantaine in der Türkei« lese, durch die einzige Thatsache widerlegen, daß gestern von der hohen Pforte 7000 Beutel, zu 500 Piastern, dem Quarantain-Conseil mit dem Bedeuten zur Verfügung gestellt wurden, dieselben zur Errichtung von Waren-Magazinen in Constantinopel und stabilen Wachthäusern für den Cordon in Anatolien und Rumelien zu verwenden. Herr Director Minas, der die Quarantaine in eben genannter Hauptstadt bloß als provisorische Maßregel betrachtet, und sein Augenmerk auf Rhodus und die Taurus-Gränze gerichtet hat, will die so bedeutende Summe vielmehr den stabilen Quarantainen in Rhodus und der syrischen Gränze zuwenden, und man glaubt, daß sein bewährter Rath, so wie immer, auch diesmal durchdringen werde. Schon früher hat er der hohen Pforte, die in Constantinopel Pestspitäler und große Quarantainen bauen wollte, ungeheure Summen erpart; und die Türken, die sonst gegen Ausländer mißtrauisch sind, schenken der hohen Rechtlichkeit und einsichtsvollen Leitung des genannten Arztes ihre vollste Anerkennung. — Die hiesige medizinische Schule scheint auf's Neue aufzublühen. Dr. Bernard hat durch die Ernennung des neuen Seraskiers, Halil Pascha, für die Förderung des medizinischen Unterrichtes eine neue Stütze gewonnen.

Miscelle.

— Von Cairo aus wird ein Buch angekündigt, das die Neugierde der Geographen in hohem Grade erregen wird, nämlich die französische Uebersetzung der Reisen des Scheich Muhammed al Taunizi im Sudan. Dieser Scheich hatte den Feldzug von Morea als Feldprediger eines ägyptischen Regiments mitgemacht, und war später als Dolmetscher (Interprète) bei der medizinischen Schule von Abusabel (bei Cairo) angestellt gewesen, wo er auf Verlangen des französischen Professors der Medizin Perron die ausgedehnten Reisen, die er in seiner Jugend im Innern von Afrika gemacht hatte, redigirt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

— Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 73. Donnerstag, den 12. September 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Ein Blick auf die Moldau und deren bekannte Mineralquellen. — Zur Geschichte der bisherigen Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte. — Die Grundsätze der Total Abstinence Society. — Tarantel und Tarantella. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Ein Blick auf die Moldau und deren bekannte Mineralquellen.

(Beschluss.)

Die Sauerquelle in Dorna, einem nahe an der Bukowiner Gränze gelegenen Dorfe, besitzt eine hölzerne Einfassung und liefert stündlich an 405 Pf. Wasser, das nur + 5^o R. mißt, sehr angenehm schmeckt, und nebst Natrumsalzen auch Magnesia, etwas kohlensaures Eisenorydul (0,2 Gr.) und 34,666 K. Z. freie Kohlenäure (in 1 Pf.) enthält, mithin an Stärke dem von Borka nahe kommt; wegen der bequemeren Zugänglichkeit genießt der Sauerbrunnen eines häufigeren, namentlich diätetischen Gebrauches, als alle vorher berührten, ohne jedoch besonderer Kuranstalten sich zu erfreuen. — Ein bei Groseschti, unweit Dkna, quellender Sauerling wurde von der Commission nur vorläufig geprüft, und erwies sich als ein schwaches, kohlensaures, alkalisch-salinisches Wasser. — Unweit dem Dorfe Nekita wurde eine sehr ergiebige eisenvitriolhaltige Quelle getroffen, die 1620 Pf. Wasser binnen 1 Stunde liefert, viel Eisen, Schwefelsäure und Magnesia enthielt, und wohl einer näheren Beachtung werth scheint, namentlich zu äußerer Anwendung, wohin auch dessen Ueberfluß hinreichen würde.

Kalte Schwefelquellen hat die Commission bloß fünf gefunden und untersucht. Die gehaltreichsten darunter sind jene von Strunga, an der Straße nach Roman, zwei an der Zahl; beide sind in hölzerne Behäl-

nisse gefaßt, haben eine Temperatur von $+ 8^{\circ}$ R., riechen und schmecken hepatisch, und setzen am Abflusse, wie es bei solchen Quellen gewöhnlich geschieht, Schwefelhydrat von blaßgelber Farbe ab; die eine dieser Quellen liefert 369, die andere 450 Pf. Wasser binnen einer Stunde; beide sind qualitativ gleich, erstere jedoch quantitativ bedeutend stärker; sie enthält 6,247 R. Z. Schwefelwasserstoffgas; übrigens bilden außer diesem Natrumsalze, Magnesia und Kalk die wesentlichen festen Bestandtheile beider. — Am Bache Slanika, unweit Okna, geht in der Entfernung weniger Schritte von dem oben erwähnten Sauerling eine schwache, nur (1,280 R. Z.) schwefelwasserstoffgashältige Quelle auf, die aber dafür an Kohlensäure ungemein reich ist (46,880 R. Z.); die Commission nannte dieselbe Präsidenten- oder Paulsquelle (zu Ehren des Präsidenten General Kisseleff); es strömen binnen einer Stunde 180 Pf. Wasser ab, das vorzüglich Natrumverbindungen führt, und bei dem wir uns der Vermuthung nicht enthalten können, es dürfte wohl die geringe Quantität Schwefelwasserstoffgas der erst in der offenen Quelle erfolgenden Zersetzung des schwefelsauren Natrums, nicht der ursprünglichen Mischung des Wassers zuzuschreiben, und mithin dasselbe zu den kräftigsten Sauerlingen zu rechnen sein, sobald die Quelle entsprechend gereinigt, eingefasst und mit einem guten Abflusse versehen würde. — Zwei Stunden von dem Dorfe Sakata, auf der Herrschaft Fontanelli, entspringt in einer waldigen Gebirgsgegend, Kapazina, in mehreren kleinen Quellchen ein 6,620 R. Z. Schwefelwasserstoffgas führendes, übrigens gleichfalls Natrumsalze, Magnesia und Kalk enthaltendes, $+ 9^{\circ}$ R. messendes Wasser; reichlicher, meint Abrahamfy, würde der Zufluß vor sich gehen, wenn diese Quellchen vereint und durch Nachgraben derselbe vielleicht erleichtert werden sollte.

Nächst den bereits angeführten Quellen findet man am Slanikabache, unweit Okna, ganz nahe an diesem, auch noch zwei, vorzüglich Kochsalz führende; eine derselben gab in einer Stunde 675 Pf. Wasser, die andere jedoch bedeutend weniger. Beide führen, bei einer Temperatur von $+ 8^{\circ}$ R., 136,165 Gr. Natrumsalze (darunter 90,266 Gr. Kochsalz), ferner Magnesia und Kalkverbindungen, und auch 32 R. Z. freie Kohlensäure; dieses letztere ist um so bemerkenswerther, als die Kohlensäure nur selten einen so großen Salvorrath begleitet, und diese Mischung dem ärztlichen Gebrauche ungemein zu Statten kommt. Da alle an Natrum und Kochsalz so reichen Quellen auch Bromverbindungen bieten (welche bei der Analyse ehemals leicht zu übersehen waren), so gestaltet sich das eben berührte Wasser zu einem der Beachtung sehr werthen Heilmittel, von dem wahrscheinlich demnächst schon ein heilkräftiger Gebrauch zu erwarten steht. —

Wie übrigens die Molbau, gleich ihren Nachbarländern, an Steinsalz überaus große Vorräthe, in dem Karpatengebirgsstocke noch verbüllt, besitzt, wissen unsere Leser, und die Zahl der Salzsolen läßt sich aus demselben beliebig vermehren, weil das Salz selbst noch zu sehr geringen Preisen verkauft wird.

Ueber den Zustand der bekannten Mineralquellen erklärt sich ein eingeborner Arzt (Dr. Wernaw) dahin, daß an denselben alle Einrichtungen zum Empfange von Kurgästen mangeln; daß indessen nicht selten das Wasser davon in nahe liegende Ortschaften geführt, erwärmt und darin gebadet werde, ohne jedoch ärztliche Vorsicht und Vorschriften zu befolgen; dessenungeachtet habe man heilkräftige Wirkungen davon erfahren bei chronischen Ausschlägen, Scropheln, Sicht, Stocfungen im Unterleibe u. s. w.

Wir schließen diese kleine Skizze mit dem Wunsche, daß das so thätige Collegium der Aerzte und Naturforscher in dieser unserer nachbarlichen Provinz auch endlich dahin zu wirken vermöge, daß die mildern und doch heroischen Heilmittel der freigebigen Natur jene richtige Würdigung empfangen mögen, welche nur eine passende Einrichtung für Kurgäste zu beurkunden vermag.

Zur Geschichte der bisherigen Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte.

(Be s c h l u ß.)

Im Jahre 1834 fand die zwölfte Versammlung in Stuttgart Statt. Mehrere locale Umstände (besonders die Lust der Dichtung und des Gesanges, die an den Ufern des Neckars weht) gaben dieser Versammlung einen besonders poetischen Anstrich. Kielmayer und Jäger waren Geschäftsführer. Die Zahl der Theilnehmer betrug 540, worunter 260 Fremde. Besonders waren viele Franzosen (80) da, und viele Toaste erschollen auf die Vereinigung deutscher und französischer Wissenschaft. Der König lud die Gesellschaft nach Hohenheim, einem musterhaften landwirthschaftlichen Institut, wo sie festlich bewirthet wurde. Dasselbe geschah auf dem Schlosse Rosenstein, wo sich der Monarch mit den Mitgliedern, die er sich vorstellen ließ, mehrere Stunden unterhielt. In Stuttgart entstand eine Section, die landwirthschaftliche, welcher Umstand zu den Versammlungen der deutschen Landwirththe die erste Veranlassung gab.

Bei der nächsten Versammlung in Bonn (1835) wurden mehrere Aenderungen in den Statuten vorgeschlagen, aber auf Littrow's Antrag beschlossen, nicht von den alten Paragraphen abzuweichen. In Bonn entstand wieder eine neue Section: die pharmaceutische.

Die Versammlungen zu Jena (1836) und Prag (1837), deren Gedeihen man besonders dem ehrwürdigen, jetzt heimgegangenen Grafen Caspar von Sternberg zu danken hatte, bieten, wiewohl sie an wissenschaftlichem

Werth keiner andern nachstanden, für die historische Entwicklung der Gesellschaft kein besonderes Interesse. Daß auch hier von Seite der Behörden und der Privaten Alles zur besten Aufnahme und Förderung der Gesellschaft geschah, wurde schon oben im Allgemeinen erwähnt.

In der letzten (1838) bisher stattgefundenen Versammlung in Freiburg fanden sich viele Franzosen und Schweizer ein. Sie fing gerade an, als die Versammlung der schweizerischen Naturforscher zu Basel beendet war. Die Anwesenheit dieser Gäste gab der Gesellschaft eine mehr conversationelle Richtung. In der medizinischen Section wurde beschloffen, „es sollte in jeder Versammlung eine Zusammenstellung der Leistungen der Wissenschaft im ganzen Jahre vorgetragen, und hierzu für die verschiedenen Zweige Referenten bestellt werden.“ Die übrigen Sectionen ließen sich in diesen Vorschlag nicht ein. Mit besonderer Freude sah die Gesellschaft den Stifter Oken wieder in ihrer Mitte, der seinem Werke in der letzten Zeit fast fremd geworden zu sein schien.

Die glänzendste Frucht, welche die Versammlungen der deutschen Naturforscher getragen, ist die Nachahmung derselben in Großbritannien. Die englischen Versammlungen haben eine Ausdehnung gewonnen, welche die deutschen um das Dreifache übertrifft. An der Versammlung zu Liverpool nahmen 1800 Mitglieder Theil. Auch brachte man im Schooß der Gesellschaft bedeutende Geldmittel mit, um specielle, auf Natur- und Heilwissenschaft Bezug nehmende Zwecke zu verfolgen. Die Subscriptionen für das Jahr 1834 beliefen sich auf 3000 Pfund. Jeder, der zur Beförderung der Wissenschaft einen, wenn auch noch so geringen Geldbeitrag gibt, wird als Mitglied der Association angesehen. Wer in irgend einer Weise sich thätig für die Sache interessirt, nimmt Antheil an den Verhandlungen, und wer Geld hergibt, hat eine Stimme bei Anwendung desselben. Vorzugsweise werden Fragen von praktischer Tendenz erörtert.

(Am Ende dieses auszugsweise mitgetheilten gehaltvollen Aufsatze spricht der Verfasser H. . . . noch einige beherzigenswerthe Wünsche in Bezug auf Richtung, Leistungen, Wirksamkeit und Gedeihen der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte aus.)

Die Grundsätze der Total Abstinence Society.

(Nach W. Coole's: „Lecture on the principles of Total Abstinence,“ 1839, von F. Weinte.)

(F o r t s e t z u n g.)

XI.

Das Gelübde einer gänzlichen Enthaltfamkeit entsprang aus der Unzulänglichkeit der Mäßigkeitsvereine, und ist weiter nichts als eine nothwendige Ausdehnung der Grundsätze derselben. Es ist dasselbe Mittel, aber nicht mehr bloß auf eine Klasse von Trunkenbolden beschränkt, sondern auf alle ausgedehnt und die Besserung Aller bezweckend. Wenn sich einige, den ursprünglichen Mäßigkeitsvereinen angehörende Biersäufer bekehrten, so geschah dies nicht durch Befolgung ihres Gelübdes, sondern dadurch, daß sie mehr thaten, als dieses verlangte, daß sie nämlich die Grundsätze der gänzlichen Enthaltfamkeit adoptirten. Alle, welche durch eine bloß gemäßigte Beschränkung moralisch besser

werden wollten, fanden, daß ihre Bemühungen niemals Erfolg hatten. Sie fielen und erhoben sich, und sanken dann wieder, und waren so sich selbst und der Gesellschaft eine Schande. Da eine Anzahl aus ihnen fand, daß nichts als gänzliche Enthaltfamkeit sich in der Praxis als erfolgreich bewähren könnte, so legten sie zu Preston ein den Umständen angemessenes Gelübde ab, und empfahlen dasselbe auch den übrigen, und so bildete sich die erste Enthaltfamkeits-Gesellschaft. Sie waren Biertrinker, und wie konnte daher ein bloß auf Brantweinetrinker anwendbares System auf sie passen, welche nicht durch spirituose, sondern durch gegohrene Getränke versucht wurden. Unter dem neu adoptirten System jedoch wurden sie ein Segen der Gesellschaft, und nicht wenige von ihnen verbanden mit der Mäßigkeit zugleich auch Religion.

XII.

Dieselbe Unwirksamkeit des Mäßigkeitvereines, welche in Irland die Ursache der Bildung der Enthaltfamkeits-Gesellschaft wurde, verschaffte auch in Amerika unseren Grundsätzen eine bereitwillige Annahme. Folgende Bemerkungen Dr. Beecher's über diesen Gegenstand sind unserer Berücksichtigung gewiß würdig: »Ich glaube, daß wir damals, als wir uns zuerst zu der Sache der Mäßigkeit vereinigten, nach der besten Einsicht handelten, welche wir zu dieser Zeit hatten. Wir griffen den ersten Feind an, welcher uns in dem Wege stand. Er kam heran unter dem Banner des Brantweines, und wir trieben ihn mit gefälltem Bajonete zurück. Kaum aber war er in die Flucht geschlagen, als wir bemerkten, daß er eine Menge Hilfstruppen habe, von deren Stärke wir vor der Besiegung der Hauptarmee keine Ahnung gehabt hatten. Diese wurden dann unser Hauptfeind, und wir fanden, daß er mit dem früheren eine und dieselbe Person, jedoch in einem anderen Gewande war. Seine Banner waren Wein, Bier und Eider, und wir hatten nun denselben Truppen, welche wir schon einmal geschlagen hatten, ein zweites Treffen zu liefern. Wir dürfen niemals auf einen Triumph hoffen, wenn wir nicht mit vereinter Kraft gegen jeden Namen zu Felde ziehen, welchen der böse Feind benützt, um überall Trunkenbolde zu machen. Jedoch Reformatoren müssen reine Hände haben, und wenn wir nicht mit unserer eigenen Reformation beginnen, so werden wir niemals über den Feind Gewalt haben.« Hier also hätten wir die Erfahrung zweier großen Nationen in Bezug auf die Unzulänglichkeit des Mäßigkeits-Princips und die Nothwendigkeit eines gekrönten Erfolges, welchen die gänzliche Enthaltfamkeit hoffen läßt.

XIII.

Da die gänzliche Enthaltfamkeit ein System liefert, das die Befehung des Trunkenbolds möglich macht, so empfehlen wir sie auch gleichergestalt dem mäßigen Theile der Gesellschaft. Dem Trunkenbold schärfen wir dieselbe als dringende Pflicht gegen sich selbst ein, während wir sie dem Mäßigen anrathen, um sich durch dieselbe auf der rechten Bahn zu erhalten.

Die moralische Atmosphäre, welche uns umgibt, ist ansteckend; die Sitten der Gesellschaft sind erkünstelt und lasterhaft, und es ist daher eine verdoppelte Wachsamkeit und Sorgfalt nöthig. Der allgemeine Hang nach berausenden Getränken und die verderbliche Sitte, diese bei jeder Gelegenheit zu gebrauchen, haben nach und nach die Tugend von Tausenden besiegt. Obwohl Mäßigkeit in dem Genuße starker Getränke, an und für sich betrachtet, noch nicht Sünde

ist, so ist sie doch bei den gegenwärtigen socialen Zuständen nicht ohne Gefahr. Unzählige, welche einst weder Mißtrauen noch Argwohn hegten, sanken als Trunkenbolde in ihr frühes Grab, und jene Tausende von erniedrigten und elenden Opfern der Berausung, welche unser Vaterland entehren, gehörten ursprünglich den Mäßigen an, und wurden durch bloßes Nachgeben eine Beute des Lasters. Umgeben von der allgemeinen Trinkluft des Tages, sind wir beständig der Gefahr ausgesetzt, und können alle ohne die Ausübung einer gänzlichen Enthaltbarkeit Trunkenbolde werden, was mit derselben gewiß nie der Fall sein wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tarantel und Tarantella.

Diese Krankheit, die mit dem Weitztanze viele Aehnlichkeit hat, erregte (ungefähr gleichzeitig mit dem letztern) besonders gegen Ende des XIV. Jahrhunderts in Italien allgemeines Aufsehen. Man hielt sie für die Folge des giftigen Bisses einer großen Spinne, die, obwohl in mehreren südlichen Gegenden Europa's, doch meistens um Tarent vorkommt, daher ihr Name Tarantel. Sie zeigte sich zuerst in Apulien, von wo sie ausging, dann aber auch in den übrigen Länderstrichen Italiens als eine große Volkskrankheit einige Jahrhunderte lang geherrscht hat, gegenwärtig aber, wenigstens in seiner ursprünglichen Bedeutung, verschwunden ist. Wir entnehmen dem Mailänder „Echo“ über dieses Uebel folgende interessante Bemerkungen. Die Biße der jetzt sogenannten Spinnen gleichen kaum einem Bienenstich, und bringen durchaus keine heftigen Wirkungen hervor, wie sie den alten, auf uns gekommenen Nachrichten entsprächen. Diese erzählen die Sache folgendermaßen: Sobald sich die Idee, von der Tarantel gestochen zu sein, der Phantasie eines Menschen bemächtigt hatte, verfiel er in eine, bald in Geisteszerrüttung übergehende Melancholie*). Manche verloren den Gebrauch des einen oder andern Sinnes, andere wurden von einem, jede Rücksicht hiantanzenden Durst nach sinnlichen Genüssen befallen, Andere versanken, ohne äußern Grund, in die tröstloseste Niedergeschlagenheit. Alle diese Symptome gingen dann in vollkommene Empfindungslosigkeit über, nur eine große Reizbarkeit des Ohres blieb; bei jedem musikalischen Ton erwachte der Kranke aus seiner Erstarrung, fing an, sich im Tacte zu bewegen, und ging in einen immer wildern Tanz über. Wie Personen im magnetischen Schlafe ungleich reiner sollen französisch gesprochen haben, als in ihrem gewöhnlichen Zustande, so wollte man an rohen Bauern in solchen Anfällen eine ungewöhnliche Grazie der Bewegung bemerkt haben. Unterbrach man plötzlich die Musik, so versank der Kranke, dieser innern Aufregung beraubt, unmittelbar wieder in starre Regungs-

*) Nach Perotti, der zuerst von dieser seltsamen Krankheit Nachricht gibt, versielen die Gebissenen gewöhnlich in Trübsinn und waren wie betäubt, ihres Verstandes kaum mächtig. Hierzu trat bei Einigen eine so große Empfänglichkeit für Musik, daß sie bei den ersten Tönen beliebter Melodien jauchzend vor Freude aufsprangen und ohne Unterlaß so lange tanzten, bis sie erschöpft und halb leblos niedersanken. Andere weinten beständig und verbrachten, wie von Sehnsucht gepeinigt, ihre Tage in großer Betrübniß. (S. Hæcker: „Die Tanzwuth“, S. 30.) D. Red.

losigkeit. Als man diese Macht der Muskel wahrnahm, beeilte man sich, sie als allgemeines und einziges Heilmittel der Krankheit zu gebrauchen. Man suchte die Sache zu erklären, indem man sagte, daß Gift, durch den Biß dem Körper mitgetheilt, vertheile sich schnell in alle Theile und Glieder, und sei nur durch starken Schweiß bei der heftigsten Bewegung auszutreiben. Zugleich war man überzeugt, der kleinste etwa zurückgebliebene Giftstoff sei hinreichend, das Uebel in seiner Stärke wieder hervorzubringen. Der schädliche Einfluß dieser Idee auf die Kranken ist klar; die beständige Furcht, unvollkommen geheilt zu sein, erhitzte ihre Phantasie, welche so heftig auf die Nerven wirkt; fast alle hatten regelmäßige, zu derselben Zeit des Jahres wiederkehrende Rückfälle; die Krankheit konnte nicht aufhören, da sie immer neue Opfer ergriff, ohne die einmal ergriffenen loszulassen. Die Zahl der Tarentellati wurde so groß, daß es nicht mehr möglich war, jeden einzeln muskalisich zu behandeln. Man versammelte alle Kranken eines gewissen Districtes an einem bestimmten Tage an einem eigenen Orte, um sie in Masse zu kuriren.

(Der Beschluß folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

* — Unter der Ueberschrift: „Cure de la rage,“ enthält das Feuilleton der „Gazette de France“ vom 21. August einen kurzen Artikel, aus welchem hervorgeht, daß ein Bewohner von St. = Jean = d'Angely der Akademie der Medizin in ihrer Sitzung vom 19. August d. J. ankündigt, daß er im Besitze eines unfehlbaren Mittels gegen die Hundswuth sei, und zwar bestehe dasselbe in einem einfachen Arzneitranke. Er hat so viel Vertrauen in sein Mittel, daß er das Anerbieten macht, sich selbst dem Bisse eines, als von der Wuth ergriffen erklärten Thieres aussetzen zu wollen, und erklärt, daß er schon viele Menschen und Thiere, die von dieser schrecklichen Krankheit befallen waren, geheilt habe. Er bittet inständig die Akademie, eine Commission zu ernennen, zu deren Disposition er also gleich zu stehen bereit ist, sobald sie mit seiner eigenen Person Versuche anstellen will. — In derselben Sitzung theilt auch Herr Baron Dumesnil gegen die obgenannte Krankheit eine arzneiliche Composition mit, die er schon mehrere Male in seinem Vaterlande (Bourgogne) angewendet, und die er erst neuerlich bei einem alten, 70jährigen Weibe versucht hat, welches von einem wüthenden Hunde gebissen, solche Symptome zeigte, daß die Aerzte sie als verloren betrachteten. Herr Baron Dumesnil machte die Akademie mit den Bestandtheilen seines Mittels, so wie mit der ganzen Art seines Verfahrens, bekannt, und die „Gazette de France“ theilt dasselbe vollständig mit.

Miscellen.

— (Ferdinand = Marien = Bades = und Schwimmb = Anstalt.) Unter den häufigen kalten Flußbädern, welche die Residenz sowohl in ihrem Innern als in der Umgebung zählt, verdient gewiß die Ferdinand = Marien = Bades = Anstalt ausgezeichnete Erwähnung, besonders da sie dies Jahr eine völlige Wiedergeburt erlitt. In einem der schönsten Donauarme gelegen, vereint sie mit dem reichen, durch Dämme verstärkten Wasserzuffusse die herrlichste Umgebung

und schönsten Naturanlagen, zu denen man durch einen Brückengang vom k. k. Augarten, vor der Laborlinie, auf einem eigenen Damme gelangt. Sie ruht jetzt auf feststehenden Piloten, und umfaßt, im Raume von 2000 Quadr.-Klaftern, zwei Schwimmschulen, für Damen eine, die andere für Herren, mit vielen Bolk- und Extrabädern, Vorkehrungen für die Douche-, Sturz- und Regenbäder. Die schönste und reichste Augenweide gewähren die auf die Donauseite führenden Fenster, das herrlichste Panoram stellt sich unsern Augen dar: der Kahlen- und Leopoldsberg mit seinen im Sonnenstrahl prangenden Ruinen, die vom Donauarme bespülte jenseitige Au, die Labor- und Eisenbahnbrücke entzücken den unbeschränkten Blick. In dem vor dem Badehause gelegenen, von stolzen Baumwipfeln umschatteten Kreise, so wie in dem nahegelegenen Gasthauslocale, wird sowohl für Speisen als Getränke bestmöglichst gesorgt. Der reiche Zuspruch, dessen sich diese Anstalt bisher erfreute, dürfte daher um so stärker in der Folge sein, da der Unternehmer keine Opfer sparte. 8.

— (Orthopädische Anstalt in Berlin.) Schon seit dem Jahre 1835 besteht in Berlin eine von Herrn Ad. Krüger (vor dem Oranienburger Thore Nr. 31), unter spezieller Theilnahme des Herrn Dr. Nicolai in's Leben gerufene orthopädische Anstalt. Das sehr ansehnliche Gebäude liegt in einer freien, gesunden, trockenen Gegend; ein dazu gehöriger großer Garten stößt an das Feld, und ist zu den verschiedensten Bewegungen und gymnastischen Uebungen bestimmt und eingerichtet. Das Haus hat zwei hohe Etagen, in deren oberer die Zöglinge sich zu 3—4 in geräumigen hohen Zimmern befinden. Ein großer, in der Mitte sich befindender Saal ist im Winter zu den gymnastischen Uebungen, sonst zum Speisen, Musizieren u. s. w. bestimmt. In der untern Etage befinden sich die Anstalten zum Baden, zu warmen, kalten, Douche- und anderen Bädern. Der Vorsteher der Anstalt widmet derselben ausschließlich alle seine Zeit; die häusliche, ökonomische und spezielle Beaufsichtigung über die Mädchen führt dessen Frau mit Unterstützung von Gouvernanten; Lehrerinnen unterrichten die weiblichen Zöglinge, und ein Hauslehrer ist zu diesem Zwecke bei den männlichen beschäftigt. Die Anordnung und Leitung der medizinischen und diätetischen Pflege geschieht von Herrn Dr. Nicolai; die Behandlung bei besonderen Krankheitszuständen kann auch von andern Aerzten geschehen, ohne daß jedoch dem Arzte des Instituts eine Mitwirkung dabei benommen ist. Während seines vierjährigen Bestehens hat sich das Institut, in welchem sich zu Anfange nur einige Zöglinge befanden, in dem Maße erweitert, daß gegenwärtig beständig zwanzig dergleichen vorhanden sind, von denen einige ganz eigene Zimmer mit Gouvernanten u. s. w. innehaben. Seit Eröffnung der Anstalt sind überhaupt 71 Zöglinge aufgenommen worden, wovon der größte Theil dem weiblichen Geschlechte angehört, welches deswegen auch den größeren Theil der Anstalt bewohnt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnet man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 74. Montag, den 16. September 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Reise-Skizzen. — Einige Worte über Krankenbesuche. — Tarantel und Tarantella. — Die Grundsätze der Total Abstinence Society. — Gemeinnützige Nachrichten.

Reise-Skizzen.

Von Jos. Rosenfeld.

I.

Sonnenstein.

Das Feld der Geisteskrankheiten ist sehr groß, und nur zu häufig bietet sich uns leider der schmerzliche Anblick ihrer Opfer dar. Die Erfahrung lehrt, daß nur ein zweckmäßiges Institut diesen geistigen Leiden Hilfe zu bringen vermag. Was könnte daher dem angehenden Arzte wichtiger sein, als derlei Institute mit der größten Aufmerksamkeit zu besuchen. Daher trug ich längst das höchste Verlangen, das berühmte Sonnenstein in Pirna zu sehen, und es dürfte auch den geehrten Lesern dieser Zeitschrift nicht unangenehm sein, einige Bemerkungen aus meiner Reise dahin hier zu lesen.

Nach dreitägigem Aufenthalt in der anmuthigen sächsischen Schweiz, und nachdem ich dem Prebischthor, Kuhstall, Brand, der imposanten Wastei u. s. w. den vollsten Tribut meines Entzückens gezollt, riß ich mich endlich mit schwerem Herzen los, und wanderte mit Freund W. durch den Umschelgrund gegen Loben. Es war ein schöner August-Abend und die Landschaft nur vom Monde beleuchtet, daher ich von ihr nur ein unvollkommenes Bild erhalten konnte.

Gegen 9 Uhr langten wir am Elbeufer an, und obwohl dichter Nebel das Wasser umwölkte, bemerkten wir doch vom anderseitigen Ufer Kerzenschimmer, und täuschten uns nicht, daß er von Pirna herkäme. Mehrere

Rähne waren an's Ufer gebunden, doch keine sterbliche Seele zeigte sich; wir wollten uns selbst an's Rudern machen, doch kein Ruder war zu finden. Endlich erschien ein Fischerknecht. Nachdem wir mit unserem Charon über das Honorar übereinkamen, jedoch mehr als zwei Drachmen versprachen, führte er uns rasch über die Elbe. In Pirna angelangt, warteten unser keineswegs angenehme Dinge. Wir konnten uns kaum vor Müdigkeit aufrecht halten, und das abgenutzte, spitze Pflaster Pirna's wirkte wie ein brennendes Feuer auf unsere Sohlen. Zur größten Freude erreichten wir bald einen Gasthof, „das Forsthaus.“ Viele Menschen standen um das Haus und gafften auf die hellerleuchteten Fenster. Der freundliche Kellner, der uns ein niedliches Zimmer anwies, berichtete, daß Theater im Hause gespielt werde, und zwar Schiller's „Räuber.“ Bald darauf hörte ich den Carl brüllen: „Dein Sohn Carl ist ihr Hauptmann!“ da gab wahrscheinlich der alte Moor seinen Geist auf, ich aber dankte Gott, daß der Lärm ein Ende nahm, legte mich zur Ruhe und schlief wie ein Fußreisender.

Nächsten Morgen besuchte ich Herrn Rath S—t, den ich in Wien kennen lernte. Dieser biedere Mann empfing mich mit aller Herzlichkeit. Auf meinen geäußerten Wunsch, Sonnenstein zu besuchen, stellte er mich dem Director des Institutes, Herrn Dr. Wienig, vor, der mich dem Primair-Arzt Dr. Weichel empfahl. In Begleitung dieses tüchtigen, erfahrenen Arztes betrat ich die Anstalt.

Das imposante, große Gebäude liegt auf dem hohen Berge Sonnenstein, an dem Stadtende Pirna's. Von oben genießt man die schönste Aussicht auf die Gebirge Teplig's und der sächsischen Schweiz. Wie um eine Insel schlängelt sich die Elbe, und bei heiterem Wetter sieht man mit unbewaffnetem Auge die Stadt Dresden. Es weht hier eine gesunde, reine, Geist und Körper belebende Luft. — Sobald uns das Thor geöffnet, und wir in den Hofraum traten, sah ich nichts als Fleiß und Thätigkeit. Jeder war beschäftigt, der Eine trug Wasser, der Andere Holz, ein Dritter machte Bauziegel, dann führten Mehrere Lehm. Die wenigen Aufseher ausgenommen, waren diese Arbeiter meistens Geistesranke.

Ich erfuhr, daß die Kranken nach den Verhältnissen ihrer Mitteln in drei Klassen geheilt werden, folglich sind drei Abtheilungen für Männer und eben so viel für Frauen. Wir gingen in die erste Abtheilung, welche von Personen, die eine höhere Taxe bezahlen können, nämlich von Offizieren, Beamten, Kaufleuten u. dgl. bewohnt wird. Ein Jeder hat ein geräumiges, schönes, mit Parquetten und allen zur Bequemlichkeit nothwendigen Möbeln versehenes Zimmer nebst Vorzimmer; er wohnt hier allein mit seinem Wärter, und nur zwei guten Freunden (die sich vertragen und es wünschen) wird das Zusammenwohnen gestattet. Die zweite Abtheilung wird von

den, der Mittelklasse angehörenden Menschen bewohnt; sie haben keine glänzenden, aber reinliche und größere Zimmer als erstere, und immer befinden sich in einem Zimmer drei bis vier sammt dem Wärter. Die Zimmer der dritten Abtheilung sind die größten, denn gewöhnlich befinden sich fünf bis sechs sammt dem Wärter in einem derselben; sind die Zimmer kleiner, so haben sie zwei auf einanderfolgende. Das ganze Locale faßt bei dreihundert Menschen. Mit den Kranken der zwei ersten Klassen speiset der Primair-Arzt, mit denen der letzten der Wundarzt; die Kost ist für alle beinahe von derselben Güte, nur für die letzte Klasse mit unbedeutendem Unterschied. Einen Flügel des weiten Gebäudes bewohnen Männer, den andern abgetheilt — Frauen. Die Gänge sind sehr rein, und die Zimmer werden durch Luft geheißt. Im Hause befinden sich mehrere große Säle, wo theils gespeiset, theils die Unterhaltung gepflogen wird. Es sind mehrere Claviere nebst andern musikalischen Instrumenten vorhanden, und in jeder Woche wird von den Patienten ein Concert gegeben, welches genussreich sein soll, und viele Dresden'er herbeilockt. Mehrere Billardtische und der Gymnastik angehörende Spiele dienen zu Leibesübungen im Winter, und auch im Sommer bei ungünstigem Wetter, wenn man auf den Garten verzichten muß. Eine große Bibliothek der auerlesensten deutschen, französischen, englischen und italienischen Werke, nebst einigen Zeitschriften, verschafft den Lesenden, denen es gestattet wird, einen geistigerquickenden Genuß. Auch für religiöse Erhebung der Seele ist gesorgt durch eine niedliche, ziemlich große Kapelle, allwo sich jeden Sonn- und Feiertag die Pensionisten versammeln, dem Gottesdienste beiwohnen und eine erbauliche Predigt anhören. Ein großer, mit schattigen Alleen und Wiesengrund versehener Garten grenzt dem Hause an, von welchem ein kleiner, für Frauen bestimmter, durch eine Mauer vom größeren getrennt ist. Der weit größere ist den Männern gewidmet, und gewährt mannigfache, zweckmäßige Abwechslung, denn man findet, nebst einer großen, mit üppigem Grase bewachsenen und vielen hohen Bäumen beschatteten Strecke, einen freien Platz mit verschiedenen Vorrichtungen zu gymnastischen Übungen und Gesellschaftsspielen, als Bogelschießen mit der Armbrust u. a. m. Auch ist ein Blumen- und endlich ein Gemüsegarten da. Am Ende dieses Gartens ist ein Feld mit Getreide bebaut, und neben dem schließt das ganze Terrain ein kleiner Friedhof, wo unter den üppigen Blumen und Trauerweiden die Leichensteine emporragen, und tief gerührt wird man beim Anblick der Grabeschriften, wenn zurückgelassene betrübte Eltern den Verlust ihres einzigen Kindes, die Hoffnung ihres Lebens, beweinen, das sehr häufig Austerliebe tödtete.

(Der Beschluß folgt.)

Einige Worte über Krankenbesuche.

Von Moriz Braby.

Die fast unübersehbare Zahl der Krankheiten bringt es nothwendiger Weise mit sich, die Fälle anzugeben, in welchen Besuche für den Kranken von Vor- oder Nachtheil sein können, und wie man sich überhaupt bei solchen Besuchen zu benehmen habe.

Allzugroße Geschwätzigkeit wird dem Kranken oft lästig. Es irren daher Jene, die durch Gespräche und Erzählungen den Kranken zu unterhalten, und ihm so die Zeit zu verkürzen glauben. Nicht nur daß man dadurch von dem gedachten Zwecke abkommt, hat zu große Schwaghastigkeit auch noch das Nachtheilige an sich, daß man aus Unvorsichtigkeit dem Kranken Dinge erzählt, welche vor ihm verschwiegen bleiben sollten; dadurch kann der Kranke in heftige Gemüthsbewegungen gerathen, welche gar oft die traurigsten Folgen nach sich ziehen.

Zu zahlreiche Gesellschaften und oftmalige Besuche sind für den Kranken von nicht minder schädlichem Einflusse, indem ihn diese einerseits durch ihre Fragen und Erzählungen ermatten und beunruhigen, andererseits die ihn umgebende Luft verderben, was vorzüglich bei Lungen-, Hals-, Brustfellentzündungen und überhaupt in allen jenen Krankheiten der Fall ist, in welchen das Athmen beklommen, und wo das viele Sprechen für den Kranken ohne geringen Nachtheil nicht Statt finden kann.

So wie in den so eben erwähnten Fällen Ruhe und stille Umgebung für das Wohl des Kranken unerläßlich sind, so gibt es wohl auch Krankheiten, in welchen Trost und Zuspruch wie Balsam für deren Leiden wirken, und es demnach ein wahres Verdienst ist, den Kranken öfters zu besuchen, ihn zu zerstreuen und zu unterhalten, wie z. B. in der Sicht, Melancholie und einigen andern Nervenkrankheiten.

Die den Kranken Besuchenden dürfen ja nicht von dem irrigen Wahne ausgehen, daß sie sich den Kranken gefällig zeigen, wenn sie dessen Verlangen, daß in den meisten Fällen auf schädliche Dinge gerichtet ist, willfahren; wie oft hat nicht ein Diätfehler oder sonst unzeitige Schonung, die in den Augen des Laien unbedeutend war, heftige Recidiven, wie oft nicht Exacerbation zur Folge gehabt. In solchen Fällen muß man dem Kranken liebreich die Gefahren eines schwachen Nachgebens zeigen, ihn jedoch vor der Hand damit trösten, daß man dessen Wunsch dem Arzte anzeigen, und wenn dieser ihn billigt, dann gerne erfüllen werde.

Man darf auch nicht durch bedächtiges Mienenspiel oder allzugroße Angstlichkeit den Kranken beunruhigen. Die Folgen solcher Bedenklichkeiten äußern sich entweder sogleich, oder nach und nach. Der in das Herz des Kranken geworfene Argwohn wirkt oft wie ein langsames Gift erst später, und bewirkt Recidive zu einer Zeit, wo man sie kaum mehr erwartet. Man unterlasse daher, mit dem Kranken von einer traurigen Begebenheit, von Personen, die gestorben sind, zu sprechen. Vorzüglich beobachte man diese Regel bei denen, welche an bössartigen Fiebern darnieder liegen, denn bei diesen ist es ohnehin schwer, ihren Muth aufrecht zu erhalten, und ganz natürlich herrscht bei ihnen das Vorurtheil, daß die so eben verstorbenen Personen mit ihnen an gleicher Krankheit darnieder

lagen. Eben so hüte man sich, von dem Gewinne oder Verluste eines Prozesses, von der Ankunft einer geliebten oder verhaßten Person, von dem erwünschten Fortgange oder einer fehlgeschlagenen Unternehmung den Kranken plötzlich, ohne kluge Vorbereitung, zu benachrichtigen. Es ist auch um so wichtiger, in Gegenwart von Kranken seine Mienen zu beherrschen, als Niemand die Gesichtszüge des Arztes und der Umstehenden schärfer beobachtet, als der allezeit mißtrauische Kranke. Endlich meide man jedes leise wechselseitige Zusüstern. Der Kranke wird nicht nur dadurch, daß er seine Aufmerksamkeit auf derlei stille Mittheilungen mit Anstrengung richtet, geschwächt, sondern er faßt auch Argwohn, glaubt, man wolle ihm etwas verheimlichen, und gibt man ihm alsdann auch die bündigsten Versicherungen, man habe von Dingen, die ihn nicht näher angehen, gesprochen, so hat ihn jedenfalls das leise Reden unangenehm berührt.

Tarantel und Tarantella.

(Beschluß.)

Natürlich lief das Volk zu einem so sonderbaren Schauspiel zusammen, und am Ende erwartete man die Kurzeit mit Ungeduld wie ein öffentliches Fest. Noch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts bestand diese Art Feierlichkeit in den Sommermonaten unter dem Namen des kleinen Weibercarnevals (il carnevaletto delle donne). Wirklich spielten Frauen dabei eine lebhafte Rolle, und mischten sich in den Tanz, wenn sie auch nichts weniger als krank waren. Mit Jubel empfangen und reich bezahlt, durchzogen die Musikkbanden die Ortschaften; die Tarantellati versammelten sich und die Kur begann. Die Töne des Orchesters hatten völlig die Wirkung von Oberon's Horn; alle die mancherlei Symptome, todes Hinstarren, Krämpfe, Thränen und krampfhaftes Lächeln machten einer allgemeinen Tanzwuth Platz, die Stunden lang fort dauerte, bis die Kranken in Schweiß gebadet kraftlos hinfielen. Dann fühlten sie sich erleichtert, und gewöhnlich auf lange, meistens ein Jahr lang, frei von jedem Anfälle. Aber verstummte die Musik einen Augenblick zu früh, so stellten sich unmittelbar alle unterbrochenen Symptome des Uebels wieder ein. Da diese unermüdbaren Tänzer zuweilen auch den robustesten Musiker auf's Aeußerste gebracht hätten, so war man bedacht, die Hauptstimmen des Orchesters doppelt zu besetzen, damit sie sich einander ablösen könnten.

Die sonderbarsten Sympathien und Antipathien, die seltsamsten Gelüste begleiteten die Krankheit, und äußerten sich bei Manchen auf eine Art, die man poetisch nennen könnte. Für einige hatten blanke Waffen unwiderstehlichen Reiz; sie bemächtigten sich ihrer, wo sie ihrer habhaft werden konnten, und schlangen sie tanzend im Takt, wie es der Fall bei mehreren Tänzen der Alten und dem der Salischen Priester war. Anstatt wie die vom Weitzanz Ergriffenen einen Abscheu vor der rothen Farbe zu zeigen, war sie für die Tarantellati meistens ein Gegenstand der Begierde; Andere hatten eine Vorliebe für andere Farben, wie Schwarz, Gelb, Grün. Es war aber nicht etwa eine ruhige Freude, sondern die leidenschaftlichste Begierde. Jeden Gegenstand, an dem sie ihre geliebte Farbe bemerkten, verschlangen sie mit den Blicken, warfen sich darauf, rißen ihn an sich, drückten ihn an's Herz, an die Lippen, betrachteten ihn mit nassen Augen und

gefalteten Händen wie eine angebetete Geliebte. Indeß das allgemeinste, sich immer gleich bleibende Phänomen war der Zauber der Musik und die Tanzwuth, obwohl dieselbe Harmonie nicht auf Jedem gleich wirkte; die Einen zogen lärmende Metallinstrumente, Andere Violinen- und Lautenklänge, noch Andere Flöten vor, und litten sichtlich bei einer Harmonie, die mit der Disposition ihrer Nerven nicht stimmte. Alle zeigten das feinste musikalische Gehör, der geringste falsche Ton verletzte sie auf das empfindlichste. Daher componirte man eigene Weisen, die noch heute, nachdem die Krankheit lange verschwunden ist, Tarantellen heißen, und die beliebteste Tanzmusik des Volkes in Neapel bilden.

Die Grundsätze der Total Abstinence Society.

(Nach W. Coole's: „Lecture on the principles of Total Abstinence,“ 1839, von F. Weink.)

(F o r t s e t z u n g.)

XIV.

Ganz besonders aber empfehlen wir die Annahme unserer Grundsätze den Mäßigen wegen des guten Beispiels, welches sie zum Gedeihen unserer guten Sache geben könnten. Da das Wohl der ganzen Gesellschaft unsere Absicht ist, so ersuchen wir die Tugendhaften und Frommen, und den Beistand ihres Beispiels und ihren Einfluß angeedeihen zu lassen.

Daß die Mitwirkung solcher nur von wohlthätigem Einflusse sein, und die Sache unserer Gesellschaft wesentlich fördern müßte, steht wohl Jedermann ein. Ihr guter Name würde unserer Sache mehr Achtung verleihen und verworsene Trunkenbolde aufmuntern, eine höhere Stufe in der menschlichen Gesellschaft zu erklimmen; ihre wohlwollende Selbstverleugung würde an das Herz des Säufers sprechen, und ihm sagen, daß er, trotz all' seines Elends und aller seiner Laster, doch noch kein Auswürfling sei, und daß sie die Männer seien, welche für ihn sorgen und ihn mehr lieben, als er sich selbst liebt; ihr Beispiel würde seine Enthaltbarkeit unterstützen, und ihr Rath den Gebeugten wieder aufrichten. Die schönen Wirkungen, welche sich von einem solchen Beistande der Mäßigen und Frommen erwarten ließen, schildert Dr. Edgar recht gut mit folgenden Worten:

„Wenn ihr bloß als vereinzelte Individuen die Sache der Enthaltbarkeit verfechten wollt, so wird euer Einfluß nur unbedeutend sein, während er unberechenbar in seinen Folgen sein muß, wenn ihr im Vereine mit Vielen wirkt. Der unglaubliche Erfolg, welchen die in verschiedenen Ländern errichteten Mäßigkeitsvereine hatten, hat uns eine Lehre gegeben, welche von Allen beherzigt werden sollte. Wie unbedeutend steht jedes einzelne Mitglied dieser Gesellschaften als Individuum da, und doch wie groß ist es, als ein Theil eines mächtigen Systems, welches eingewurzelte Vorurtheile wie Spreu wegfeht, und nach Belieben das Schicksal ganzer Völker bestimmt. Der Eine oder der Andere in diesem oder jenem Districte erklärt sich für die Sache der Mäßigkeit, allein sie kennen einander nicht; man vereinige sie jedoch durch ein gemeinsames Band, und sie erwachen auf einmal zu einem neuen Leben, und ihre Stärke, ihr Einfluß, so wie auch ihre Mittel zur Bezeichnung einer Reformation nehmen in's Unberechenbare zu. Ohne Vereinigung kann keine Reformation zu Stande kommen; durch sie jedoch kann man mit den gehörigen Grundsätzen und Mitteln Alles thun, was im Bereiche der

Möglichkeit liegt. Das Namenregister ist einer der wirksamsten Theile in dem großen Systeme einer Reform der Unmäßigkeit, denn es gibt demselben Haltbarkeit, Bestand und Festigkeit. Die Mitglieder kennen dann einander, unterstützen sich wechselseitig, das Herz des Einen schlägt für die Wohlfahrt des Andern, und da jeder Einzelne weiß, daß so viele Augen mit Freundschaft an ihm hängen, so berücksichtigt er nicht allein seine Ehre, sondern auch die des ganzen Vereins, für dessen gute Sache er sich als Mitglied erklärte, und so steht die Welt dann eine höchst erfreuliche und praktische Erklärung jener Worte des Weisesten aller Menschen: „Zwei sind besser als Einer, und ein dreifaches Band wird so leicht nicht zerrissen werden.“

XV.

Folgendes ist das Gelübde, welches wir ablegen: „Wir erklären freiwillig, uns von allen berausenden Getränken zu enthalten, nämlich von Whiskey, Rhum, Genever, Branntwein, Bier, Porter, Cider, Wein und Essenzen, ausgenommen zum medizinischen Gebrauche oder auf Befehl der Religion; ferner den Ursachen und der Ausübung der Trunkenheit, so weit es in unseren Kräften steht, zu steuern.“ Aus Gründen, welche schon oben angegeben wurden, dehnen wir dieses Gelübde sowohl auf Trunkenbolde, als auch auf die Mäßigen aus.

XVI.

In der ersten Nummer des „*Temperance-Advocate*“ theilt Dr. Edgar einen sehr interessanten Artikel über die *Hydrophobie* oder *Wasserscheu*, als eine unter den Säufern herrschende Epidemie, mit, und behauptet, daß diese Krankheit durch kein anderes Mittel, als eben durch kaltes Wasser geheilt werden könne. Wir wollen hier seine eigenen Worte folgen lassen: „In der ganzen *Materia medica* existirt bloß ein Mittel, welches hier von unfehlbarer Wirkung ist, es ist ein wahres *Specificum*. Und doch starben Tausende von elenden Menschen unter den Händen von Quacksalbern, oder lebten bloß, um sich in einer trostlosen Existenz fortzuschleppen, welche schon dem Tode näher liegt als dem Leben. Obwohl die Krankheit eine fieberhafte ist, so verordneten doch viele gegen dieselbe Wein, Porter, Doppelbier, Cider u. s. w., unter welcher Behandlung auch alle Patienten richtig zu Grunde gingen. Das einzige Mittel ist, kaltes Wasser in großen Dosen gegeben und lange fortgesetzt — also gänzliche Enthaltbarkeit von allen übrigen Getränken.“

(Der Beschluß folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— Ueber Vermehrung der Aerzte hat Dr. Hansen (in Schleswig) eine interessante Abhandlung in Pfaff's „*Mittheilungen*“ (Neue Folge, S. IV., S. 11—12) veröffentlicht, die in allen medizinischen Journalen auszugsweise widerhallt, und diesen wichtigen Punkt mit vieler Gründlichkeit bespricht. Dr. Hansen meint, daß, da der angehende Arzt noch nicht zu den berühmten und erfahrenen Aerzten gezählt werden darf, der Staat auch noch dafür zu sorgen hat, daß den angehenden Aerzten Gelegenheit zur selbstständigen praktischen Ausbildung gegeben werde, eine Aufgabe, welcher durch bloße Errichtung ärztlicher Bildungs- und Lehranstalten keines Falls volle Genüge geleistet

werde. Dem Bedürfnisse nach Selbstständigkeit sei zwar in früheren Jahren bei einer beschränkteren Zahl von Ärzten gewissermaßen stillschweigend abgeholfen worden, indem sich doch für jeden Arzt bald nach Antritt seiner praktischen Wirksamkeit ein ziemlicher Thätigkeitskreis, in welchem er selbstständig auftreten konnte, zu eröffnen pflegte. In unsern Zeiten habe sich aber die Zahl der Ärzte so vermehrt, daß sie durchaus mit dem wahren Bedürfnisse des Staates in keinem Verhältnisse stehe, und es daher nur mißlich mit der selbstständigen praktischen Ausbildung aussehn könne. Auch müsse die Ueberfüllung im ärztlichen Stande auf das Wohl und Weh des Staates einen mehr oder minder beträchtlichen Einfluß üben. Kein Stand bedürfe zu jeder Zeit und das ganze Leben hindurch der moralischen Kraft und Stärke mehr als der ärztliche, der sich täglich den größten körperlichen, geistigen und gemüthlichen Strapazen unterziehen muß. Woher aber Liebe zum Beruf bei einer so entmuthigenden Lage der Dinge? Muß nicht die Wissenschaft darunter leiden? Woher die erforderliche Gelegenheit zu den Erfahrungen, die den tüchtigen Arzt bilden? Ärzte, die von Nahrungsorgen gedrückt werden und mit Bangigkeit einem mittellosen Alter entgegensehn, seien nur halbe Ärzte, worunter natürlich diejenigen leiden müssen, die sich deren Behandlung anvertrauen. Die äußere Lage des Arztes hänge nur zu oft — obwohl leider mit Unrecht — mit der Meinung des Publikums von dessen Geschicklichkeit, daher mit dem ihm zugewendeten Vertrauen zusammen, und wer wisse nicht, welche Rolle das Vertrauen bei Heilung der Krankheiten spielt? Man sagt freilich, die vermehrte Concurrnz steigere den Eifer und die Thätigkeit der Ärzte. Allein der durch Nahrungsorgen hervorgerufene Kampf um das tägliche Brot wird selten Großes zu Tage fördern. Was das Bedürfnis einer größeren Zahl von Ärzten zur Zeit herrschender Epidemien betrifft, so sei dies nur ein imaginäres, indem ja die Ärzte, die in gewöhnlichen Zeiten ihr Auskommen haben, gern zur Zeit der Gefahr ihre Thätigkeit verdoppeln würden. Allen diesen Mißverhältnissen, glaubt Dr. Hansen, könne dadurch abgeholfen werden, wenn in jedem Staate, und in diesem wieder in jeder Stadt und für jeden District, je nach dem, durch die Erfahrung gegebenen Bedürfnisse, nur eine gewisse Anzahl von Ärzten bestimmt, und zur Ausübung der Heilkunst berechtigt würde. In einzelnen deutschen Staaten bestche diese Maßregel bereits zur Zufriedenheit und zum Heile sowohl des Publikums als der Ärzte.

B e r i c h t i g u n g.

In Nr. 69 dieser Zeitung ist Seite 580, Seite 15 von unten, anstatt Brunnenmeister zu lesen: Brunnenarzt. D. Red.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 75. Donnerstag, den 19. September 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Reise-Skizzen. — Die Grundsätze der Total Abstinence Society. — Gallerie berühmter Aerzte. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Reise-Skizzen.

Von Jos. Rosenfeld.

I.

Sonnenstein.

(Beschluß.)

Schon früher bemerkte ich, daß die Wahnsinnigen nach ihren Vermögensumständen in drei Klassen eingetheilt werden. Dasselbe findet auch in Betreff ihres Leidens Statt, denn in einer Abtheilung befinden sich wilde Tobsüchtige, in der anderen wahre Melancholiker und Wüthsinnige, in der dritten Individuen mit lächerlichen, bedauernswerthen Einbildungen. Der Arzt ist Freund dieser Unglücklichen; wie Kinder den geliebten Vater umringen, so drängen sich diese Armen um den Arzt, überhäufen ihn mit Worten der Dankbarkeit, und jedes an sie herzlich gerichtete Wort ist Balsam für ihre Leiden. Es ist möglich, daß die Individualität des Dr. Weichel selbst die Ursache dieser Anhänglichkeit ist, denn dieser Arzt behandelt die Unglücklichen so wie seine innigsten Freunde. Doch nicht überall gelingt es ihm, seine Menschenfreundlichkeit von gutem Erfolge zu sehen; ich sah Einige, die ihm sehr barsch antworteten, ja auch solche, die trotz seiner Verschwendung liebevoller Worte ihn keiner Antwort würdigten; diese sind mit der tiefsten Melancholie behaftet, worunter ein junger Mann ist, der, 23 Jahre alt, das Aussehen eines Skelets hat. Er brachte schon seit einem Jahre kein Wort hervor, schleicht immer tiefsinnig mit zur Erde gebeugtem Haupte herum, achtet auf Niemand, und sinnt immer, Gelegenheit zu finden, sich zu entleiben. Schon viele Versuche,

sowohl von diesem, als von vielen Anderen unternommen, sind immer durch die große Aufsicht der Wärter vereitelt worden.

Täglich zweimal, oder, wenn es nothwendig ist, auch mehrmal, besuchen der Arzt, sammt Wundarzt und Praktikanten, die Irrsinnigen, theils in ihren Zimmern, theils im Garten oder in den Sälen, wo sie sich denn gerade befinden. Jene Pensionisten, die außer dem Geistesübel noch mit hinzugekommenen körperlichen Leiden behaftet sind, befinden sich in ihren Betten, und zwar die erste und zweite Abtheilung in ihrem Zimmer, die dritte aber in einem eigenen Krankenzimmer, wo mehrere Kranke sind. Die genaueste Sorge wird für jeden Kranken getragen.

Nach der Aufnahme eines Jeden wird das Geschichtliche abgefaßt, nachher die Diagnose gemacht, und der Verlauf der Krankheit wird täglich am pünktlichsten fortgeführt. Die Medicamente sind aus einer bestimmten Apotheke, und die Echtheit derselben erprobt. Die Diät ist für Jeden genau die angemessenste, und durch die Wachsamkeit der Wärter und Wärterinnen am treuesten erfüllt.

Die Hauptkur besteht darin, daß die Irrsinnigen nach eigener Willkür unter der genauesten Aufsicht beschäftigt werden. Jedoch werden diese Arbeiten nur dann zugelassen, wenn die Genesung dadurch nicht leidet, und dem Kurplan nicht entgegengesetzt sind. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Methode die beste sei, denn die Wahnsinnigen vergessen unter den Beschäftigungen ihre fixen Ideen, glauben sich nicht gefangen, da sie sich frei herumzuwandern dünken, während sie doch unter strengster Aufsicht leben, und keinen Schritt thun, der nicht beobachtet würde. Viele bearbeiten den Garten, pflegen den Acker, Handwerker betreiben ihre Profession; so sah ich einen Schuster, einen Uhrmacher, der meisterhaft Uhren verfertigte, dann einen jungen Drechsler, der während unserem Weiseln bei der Drehbank einen Paroxismus bekam; sogleich wurde ihm die spanische Zwangsjacke um den Leib gegeben, und darüber ein leinener Kittel. Der Arme tobte, fluchte, stampfte mit den Füßen, doch ohnmächtig war sein Wüthen gegen die Fesseln. Manche beschäftigen sich mit Lesen, Musiciren, gymnastischen Uebungen u. a. m. Die Frauen betreiben ihre gewöhnlichen häuslichen Arbeiten; ich sah herrliche Stickereien, die durch die feine Arbeit und die schönen Schattirungen der Farben volle Anerkennung verdienten; andere, die dasselbe früher betrieben, und denen es gestattet ist, arbeiten in der Küche, oder sind mit Rollen der Wäsche u. dgl. beschäftigt. Manchmal werden Soiréen gegeben, wo natürlich die Frauen eine Hauptrolle spielen, und sich wochenlang darauf freuen. Die Pußsucht sah ich auch hier beim schönen Geschlechte vorherrschen, denn Viele waren sehr auffallend gekleidet, Manche geschmückt mit Blumen, und Jede suchte zu gefallen. Viele der Frauen

brachte unglückliche Liebe in dies Haus, Einige übelverlaufende Krankheiten oder Versezung der Milch auf das Gehirn. Die meisten leben im stillen Wahne, und bilden sich ein, berühmte Personen zu sein, so gibt es unter den Männern Napoleon, Joseph II., Friedrich II. von Preußen, Richard III. Ihre politischen Gespräche anzuhören, ist höchst possirlich.

Die Bäder tragen auch bedeutend zur Genesung der Irrsinnigen bei; es befinden sich da künstliche Mineralbäder, ein Douche- und Tropfbad. Die Bannen sind aus Metall, und die Reinlichkeit der Badhäuser ausgezeichnet.

Am Fuße des Sonnensteins ist das *Reconvalescentenhaus*, wohnin die Wahnsinnigen kommen, nachdem das Leiden ihres Geistes gewichen, und sie als geheilt betrachtet werden können. Sie befinden sich da noch einige Zeit unter ärztlicher Aufsicht, und wenn kein Rückfall befürchtet wird, werden sie entlassen.

Nach Besichtigung dieses herrlichen Instituts legte man mir ein Album vor, wo die Besucher ihre Namen einschreiben; ich fand darin die Namen der gefeiertsten Aerzte Europa's.

Beim Besuch eines Irrenhauses, wo man die höchsten Punkte des menschlichen Elends vor Augen hat, wird jeder Mensch tief erschüttert, und so äußerte sich bei mir dieselbe Wirkung. Innig dankte ich dem Hrn. Dr. *Weihe* für seine Güte, und wünschend, daß die Zahl der Unglücklichsten abnehme, oder wenn schon den armen Menschen das harte Loos trifft, ihm wenigstens so ein Asyl offen stehe, verließ ich tief gerührt das Haus der Narren.

Die Grundsätze der Total Abstinence Society.

(Nach *W. Cooke's*: „Lecture on the principles of Total Abstinence,“ 1839, von *F. Wine*.)

(*B e s c h l u ß*.)

XVII.

Es würde ein Leichtes sein, einen ganzen Band mit glaubwürdigen Zeugnissen von Aerzten, Reisenden, Soldaten, Handwerkern und von Menschen aller Klassen zu füllen, welche beweisen, daß gänzliche Enthaltbarkeit nicht nur rathsam sei, sondern auch, wenn sie allgemein eingeführt würde, gewiß in hohem Grade die Gesundheit, Stärke und Lebensdauer der menschlichen Gesellschaft vermehren müßte. *Daniel* war ein Wassertrinker, und er, so wie seine Anhänger, waren bei ihrer mäßigen Diät viel schöner von Angesicht und stärker an Körper, als alle Weintrinker am Hofe zu *Babylon*. Ueberdies erreichte er ein hohes Alter und erfreute sich des Segens der Gesundheit und Frömmigkeit, während das Königreich von einem Herrscher auf den andern überging, und ein Monarch nach dem andern von seinem Throne in's Grab sank. Er sah den Anfang und das Ende der Gefangenschaft seines Volkes. Der Stamm der *Mechabiten* besteht seit mehr als 2500 Jahren aus Wassertrinkern, und während manches im Weine

schwelgende Geschlecht von der Erde verschwand, steht er noch immer als ein Kühnes Volk da, welches den Entbehrungen und Mühseligkeiten in der Wüste gewachsen ist. Kaltes Wasser, oder wie man es bei uns (in Irland) scherzhafter Weise nannte: „Edgar's Bier,“ ist das einfache Getränk der Natur, und eignet sich ganz besonders für die Gesundheit des Menschen. Wir leugnen nicht, daß es Krankheiten gibt, in denen der ärztliche Gebrauch alcoholhaltiger Flüssigkeiten von Nutzen ist, und in solchen Fällen wird auch von uns nicht gänzliche Enthaltbarkeit aufgelegt. Diese Fälle sind rein medizinisch, und für solche hat auch unser Gelübde eine Ausnahme. Trotz dem wäre es bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft wünschenswerth, für diese aufregenden Flüssigkeiten ein Surrogat aufzufinden, welches eben so wohlfeil und wirksam als diese wäre.

XVIII.

Wir bekennen uns für eben so warme Freunde der Religion, als der Mäßigkeitssache, und glauben, daß sich die letztere aus den Pflichten und Befehlen der ersteren ergebe. Im Einklange mit diesem Bekenntnisse verfechten wir unsere Sache auf dem heiligen Boden der Religion, und suchen aus dem besten aller Bücher Beweggründe, um den Trunkenbold, so wie auch den Mäßigen, aufzumuntern, mit uns gemeine Sache zu machen. Wir glauben, daß wir, wenn wir die Mäßigkeit befördern, auch für christliche Tugend und das allgemeine Beste wirken, und das Reich des Herrn erweitern. Da wir jedoch überzeugt sind, daß, obwohl die Enthaltbarkeit der Gesundheit und dem körperlichen Gedeihen des Menschengeschlechtes nur förderlich sein kann, dennoch das Evangelium allein das einzige Mittel für ihr geistiges Unglück sei, so bemühen wir uns, dem Trunkenbolde zu beweisen, daß er eines Erlösers bedürftig sei, und ihn zu ermahnen, die mit der Mäßigkeit begonnene Reform in der Furcht des Herrn zu vollenden. Da wir wissen, daß ohne seinen Willen unser Werk nicht gedeihen kann, so bauen wir auch alle unsere Hoffnung nur auf ihn, und halten es für unsere heilige Pflicht, ihn sowohl im Stillen als öffentlich um seinen Segen anzusehen. Unsere Bemühungen erfreuten sich schon wirklich der göttlichen Gnade, denn das große Werk schreitet riesig vorwärts, und unsere Sache hat beinahe schon gegen eine Million Anhänger. Tausende von ihnen entsagten der Trunkenheit, und gingen aus dem Schlamm des Elends und der Verworfenheit als bessere Menschen hervor. Viele unter ihnen verbanden mit der Mäßigkeit auch Gottesfurcht, und sind nun Zierden der christlichen Kirche. Gleichen diese Resultate Wirkungen der Finsterniß? Nein, dem Herrn sei Dank, es sind seine Werke und wir müssen sie als solche bewundern. Und so ist die Enthaltbarkeitsgesellschaft mit ihren reinen Grundsätzen und Zwecken gewiß mit Recht ein Zweig vom Baume des Lebens zu nennen.

XIX.

Nach dieser Auseinandersetzung unserer Grundsätze und Absichten überlassen wir es der öffentlichen Meinung, darüber zu urtheilen und zu entscheiden. Allen, welche sie billigen, rufen wir zu, uns beizutreten; den Trunkenbolden, daß ihre einzige Rettung in gänzlicher Enthaltbarkeit sei, und den Mäßigen, daß sie aus christlicher Barmherzigkeit an der Verbesserung der Ersteren mitwirken sollen. Diesen rufen wir zu: „Laßt den Trunkenbold sich durch euren Rath und euer Beispiel aufmuntern. Helfet uns, um ihn zu jener Würde, Tugend, Brauchbarkeit und jenem Glücke zu erheben, zu dem er, wie wir, bestimmt ist. Helft uns den

Vormurf vertilgen, welcher auf unserem Vaterlande lastet, und lasset uns vereint an der Ausrottung des Contagiums arbeiten, welches die Moralität, die Religion und das Glück unserer Heimat vergiftet. Christen, vereiniget euch mit uns, selbst wenn es euch ein Opfer kosten sollte, denn der große Gegenstand ist eines solchen würdig. Fraget nicht: „Bin ich meines Bruders Hüter?“ denn das war des ersten Mörders Rede, sondern saget: „Wie kann ich dir nützen, Mitmensch, und wie kann ich die größtmögliche Menge Gutes mein Leben hindurch thun, um die Welt besser zu verlassen, als ich sie fand?“ Dies ist die Sprache des Menschenfreundes und des Christen. Würden alle Mäßigen und Frommen unserer Sache beitreten und sie mit Wort und That unterstützen, so würde sich in wenigen Jahren kaum ein Trunkenbold mehr finden, der Gottes schöne Erde besleckte. So würde die Welt von einem ihrer schmutzigen Laster gesäubert, und der Verbreitung des Evangeliums ein unübersteigbares Hinderniß aus dem Wege geschafft werden, und das Reich des Erlösers würde sich so lange vermehren, bis es endlich die ganze Erde erfüllt hätte.“

Gallerie berühmter Aerzte.

Bourdois de la Motte.

Bourdois de la Motte war keiner von jenen berühmten Männern, welche sich in der Wissenschaft durch ihre Arbeiten und Entdeckungen auszeichnen, aber er übte eine lange und glückliche Praxis aus. Obwohl von den Gelehrten in den Departements wenig gekannt, hatte er doch in Paris einen außerordentlichen Ruf, und wir dürfen solche Männer nicht verachten, denn sie werfen einen Glanz auf unseren Stand, und erheben denselben in den Augen der Welt, welche immer geneigt ist, von dem Individuum auf die ganze Corporation zu schließen.

Bourdois de la Motte hatte in seiner Jugend eine vortreffliche Schule für Sitten und gute wissenschaftliche Grundsätze im Hause seines Vaters, eines sehr renommirten Arztes zu Soigny. Dieser Doctor hatte die sehr löbliche Gewohnheit, in sein Register, welches den Titel: „Meine Rechtfertigung,“ hatte, alle praktischen Bemerkungen einzutragen, und genoß einer solchen Achtung, daß er, einst bei Nacht von Räubern angefallen, nur seinen Namen nennen durfte, um ungehindert weiter ziehen zu können. Bourdois folgte dem Beispiele eines solchen Vaters, und verstand es, sich auf einem größeren Schauplatz, nämlich in Paris, einen glänzenden Ruf zu verschaffen, und denselben durch viele Jahre zu bewahren; denn die drei unerläßlichen Eigenschaften, welche nach dem berühmten Portugiesen Serrao ein Arzt haben muß, um glücklich zu sein, nämlich: „Scientia, facundia, comitas,“ besaß Bourdois de la Motte im vollsten Maße.

Das Wissen Bourdois' war das eines umsichtigen, einsichtsvollen Praktikers, welcher aufgeklärt und bescheiden ist, und hinter den Fortschritten seiner Epoche nicht zurückbleibt. Was er wußte, das wußte er gut, und wußte es noch besser anzuwenden. Diese weise Praxis gründete sein Glück, und er war in kurzer Zeit der Lieblingsarzt der großen Welt, ja, im Jahre 1811 vertraute ihm Napoleon selbst das Leben seines Sohnes an. Von dieser Zeit an war sein Ruf ohne Grenzen, und es wurde in den höheren Klassen der Gesellschaft Mode, sich von

Bourdois de la Motte behandeln zu lassen. Dieser geschickte Arzt besaß aber auch alle Eigenschaften, um in dieser Sphäre glücklich zu sein. Es gab nichts Größeres, Liebenswürdigeres und Leichteres als sein Benehmen und seine Sprache. Er war der Typus der Hofärzte, das Modell der Urbanität und gewählfestesten Höflichkeit, und war im höchsten Grade mit dem Leben der Salons vertraut. Die hohe Welt war sein Element; für diese allein schien er geboren, und er bewegte sich in derselben frei und edel. Sein Wesen verrieth so viel Ruhe, so viel natürlichen Adel, und man sah so wenig Berechnung und Anstrengung in demselben, daß man einsah, er sei für seine glückliche Stellung geboren.

Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man glaubte, daß die innige Weltkenntniß Bourdois' de la Motte derjenigen gewisser Menschen gleich, denen keine Demüthigung zu niederträchtig ist, wenn sie nur zum Glücke führt. Im Gegentheil war jene elegante Gemeinheit, jene niedrige und servile Höflichkeit, die sich zu allen, selbst zu den verworfensten Diensten herleiht, immer der Gegenstand seiner tiefsten Verachtung. Bourdois' ganzes Benehmen erinnerte durch dessen Eleganz und Würde stets an jene vornehmen Aerzte der alten Facultät der Medicin, sein Charakter hatte dieselbe Haltung und Festigkeit, und er hätte sich vollkommen die Devise wählen können: „Intus ut libet, foris ut moris est.“

Bei der so ausgezeichneten Stellung, welche Bourdois einnahm, ist es kein Wunder, unter der Zahl seiner Patienten auch jenen erlauchten Diplomaten zu finden, dessen Name sich durch 50 Jahre an alle Wechsel der Zeitgeschichte knüpfte. Da Beide in einem Jahre geboren wurden, lernten sie sich auch zeitlich kennen, und der Eine wählte den Andern um so lieber, ihm seine Gesundheit anzuvertrauen, da er die vollkommenste Menschenkenntniß besaß. Man vermuthete, daß Bourdois, welcher die physische und moralische Constitution seines Patienten genau studiert haben mußte, in dieser Beziehung anziehende Eigenthümlichkeiten desselben gewußt habe. Und es ist auch nichts natürlicher, denn der Arzt ist vorzugsweise ein genauer Beobachter des menschlichen Herzens, und er erfährt Dinge, die oft der vertrauteste Freund nicht hört. Wie dem auch immer sei, dem in dieser Beziehung stets verschlossenen Bourdois entfiel nie ein Wort über diese berühmte historische Person. Darüber dürfte sich vielleicht die Nachwelt beklagen, uns jedoch, als seinen Zeitgenossen, steht bloß das Recht zu, ihm vorzuwerfen, daß er nicht die Früchte seiner langen und glücklichen Praxis in einem Werke niedergelegt, und nicht, wie sein Vater, eine „Rechtfertigung“ geschrieben habe. Er verdient diesen Tadel, denn während er sich bereicherte, enterbte er die Wissenschaft, welche von ihm mit Recht so Vieles hoffen durfte.

Besonders zu bedauern ist, daß Bourdois kein Werk über jene Krankheiten hinterlassen hat, die ihren Grund in Leidenschaften und gewaltigen Gemüthsauflagen haben. Die physische Heilkunde, jener so wichtige Theil unserer Kunst, wird fast von den meisten Aerzten vernachlässigt, und die Aufmerksamkeit unserer großen Beobachter ist mehr auf die Organe, deren Bau und Gewebe, als auf das innere psychische Triebwerk gerichtet. Da die moralische Heilkunst in den sonst die Wissenschaft so bereichernden Spitalern keine Anwendung finden kann, so bleibt ihr einziger Quell die Privatpraxis, besonders diejenige in großen Städten. Wer, als Bourdois, hatte mehr die Mittel dazu, diesen schönen, mit der Philosophie so verwandten Theil unserer Wissenschaft zu studieren? Er kannte

das menschliche Herz und seine Tiefen, und hatte oft genug Gelegenheit, die moralischen Krankheiten zu beobachten. Wer die Gewalt der Seele nicht kennt, und wem ihre wunderbaren Wirkungen in der Heilung von Krankheiten entgehen, der ist kein Arzt. Bourdois hatte in dieser Beziehung ein ausgezeichnetes Verdienst, und er rühmte sich nicht ohne Recht, Heilungen vollbracht zu haben, bei denen die Wissenschaft die eine Hälfte der Wirkung that, während die andere durch die Kunst zu trösten und Hoffnung zu erregen zu Stande kam. Er hatte besonders das Talent, jene Uebereinstimmung und Sympathie zu bewerkstelligen, welche so nothwendig zur Leitung jener leidenschaftlichen und leidenden Gemüther ist, die, von unermesslichen Wünschen verzehrt, sich ausschließlicher einer einzigen vorherrschenden Empfindung hingeben. Schon sein Aeußeres unterstützte ihn in Erreichung dieses Zweckes. Sein hoher Wuchs, seine ausgesprochenen, fast numismatischen Züge, der volle, schöne Klang seiner Stimme und sein offener Blick nahmen den Kranken im Voraus für ihn ein. Man hörte ihn mit Vergnügen an, vertraute ihm gern, und betrachtete ihn als einen Freund und wohlwollenden Beschützer.

Bourdois hätte nicht über diese und so viele andere Fragen Auskunft geben können, aber er that dies nicht, sondern begnügte sich, sein redlich erworbenes, großes Vermögen zu genießen. Er zog sich nach und nach von der Wissenschaft immer mehr zurück, und beschäftigte sich die letzte Zeit auf seinem schönen Schlosse Marne, nächst Ville-d'Avray, welches er beständig verschönerte, hauptsächlich mit der Gärtnerei. Er lebte dort wie ein Mann, welcher die Welt gesehen, sie kennen und beurtheilen gelernt hat, und genoß in seiner Zurückgezogenheit jenes wahre Glück, welches immer gesucht und so oft verkannt wird.

Bourdois de la Motte starb den 23. December 1835, und seine 80jährige, stets glückliche Laufbahn darf mit Recht von jedem seiner Collegen beneidet werden. Bei der Nachricht von seinem Tode hob die Akademie der Medizin, bei welcher er besonders bekannt und geachtet war, ihre Arbeiten auf, eine Ehre, welche nicht einmal dem Dupuytren, welcher einige Monate früher starb, gezollt worden war.

(Gaz. méd.)

Gemeinnützige Nachrichten.

* — In neuerer Zeit wird viel Essig aus Branntwein und Branntweinflutter bereitet, und da besonders letzterer immer mehr oder weniger aufgelöstes Kupfer (Grünspan) enthält, so ist der hiervon erzeugte Essig der Gesundheit jedenfalls nachtheilig, zumal auch das Gewerbe der Essigerzeugung oft in so profanen Händen ruht, daß es von Seite der Kunstverständigen bisweilen nur eines Blickes bedarf, um überzeugt zu sein, daß diese mit der wesentlichsten Grundbedingung zur Bereitung eines ganz reinen und unverfälschten Speiseessigs nicht hinreichend vertraut sind. Es wird daher den verehrten Lesern dieser Blätter angenehm sein, in Erfahrung zu bringen, daß jetzt unter den in Wien verkäuflichen Speiseessigen in Bezug auf durchaus reine und unverfälschte Qualität zum menschlichen Genusse der Ludwigsche Zuckereffig (der in der Kärnthnerstraße Nr. 941 über'n Hof, im Verkaufs-Magazin des Wiener Gesundheitszuckers, die Maß um 8 kr. C. M. zu bekommen ist) um so bekannter zu werden verdient, als derselbe mit völliger Beseitigung aller fremdartigen Zusätze oder

etwa vorausgehenden Destillationen *rc.*, lediglich und allein aus Zucker und Wasser bereitet wird. Die Substanz also, aus welcher dieser durchaus unverfälschte Speiseessig erzeugt wird, und die demselben zur alleinigen Grundlage dient, ist der mit Recht beliebte Wiener Gesundheitszucker, der bekanntlich durch seinen reinen, vortrefflichen Geschmack in den Haushaltungen, seiner der Gesundheit wahrhaft zuträglichen und nahrhaften Eigenschaften wegen, alle Empfehlung verdient, und sich besonders bei Brustleiden wohlthätig und heilsam bewährt hat, während bei der Billigkeit seines Preises (das Pfund zu 16 kr. W. B.) damit eine stets bedeutende häusliche Ersparniß erzielt wird.

Miscellen.

— Capitän Tulloch, welcher schon früher über die Sterblichkeit der englischen Truppen in Westindien ein eigenes Werk veröffentlichte, hat nun seine Forschungen über andere Garnisonen des englischen Militärs ausgedehnt. Als Resultat derselben ergibt sich, daß, ungeachtet das milde Klima des Mittelmeeres der Heilung oder wenigstens Abhaltung von Brustkrankheiten als günstig angenommen wird, die Truppen — die auf den Ionischen Inseln ausgenommen — in diesem Klima mehr als in England den genannten Krankheiten unterworfen sind, und häufig das Opfer derselben werden. Besonders sind es entzündliche Leiden der Brust, die in dem milden Klima von Malta doppelt so viele Todesfälle, als in England ergeben. Man sieht hieraus, wie sehr die Regel, Brustkranken den Aufenthalt im Mittelmeere anzuzurufen, ihre Einschränkung erleidet.

— Da wir in diesen Blättern (Nr. 67) über die letzte Krankheit Sultan Mahmud II. einige nähere Mittheilungen gemacht, so dürfte auch in dieser Beziehung folgende Notiz über das Aeußere (*habitus*) dieses merkwürdigen Herrschers, wie Herr Fr. v. Tieß, der oft Gelegenheit hatte, den genannten Kaiser zu sehen, dasselbe im „Auslande“ schildert, nicht ohne Interesse sein. Der Wuchs des Sultans war von Mittelgröße (etwa 5 $\frac{1}{2}$ Fuß) und starkem Knochenbau, wogegen Fuß und Hand zierlich geformt waren. Das Antlitz, von starrem Ernst überflogen, der sich nur dann in ein Lächeln umwandelte, wenn er den Gruß der Fremden, die sich hinzudrangen, um ihn zu sehen, erwiderte, erschien von Lust und Sonne stark gebräunt. Ein feuriges, dunkles Auge rollte lebendig umher (Tieß sah den Kaiser in seinem 54., also noch in diesem Jahre) und haftete durchdringend auf der Person, die gerade sein Interesse erregte. Ein schwarzer, wie man sagt, durch künstliche Mittel in Ebenholzfarbe glänzender Bart umschattete den untern Theil des Gesichts, und senkte sich ungefähr zwei Zoll lang vom Kinn über den bloßen Hals zur Brust herab.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. G. M. — Zahlungen werden nur in genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 76. Montag, den 23. September 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Alles aus Freundschaft. — Wohlmeinende Winke eines Menschenfreundes. — Correspondenz-Nachricht. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Pränumerations-Anzeige.

Die P. T. Herren Abonnenten der „Gesundheitszeitung“ werden höflichst ersucht, ihre Pränumeration auf das vierte Quartal d. J. baldmöglichst erneuern zu wollen, damit die Auflage der Exemplare hiernach bestimmt werden könne.

D. Reb.

I.

Alles aus Freundschaft*).

Nicht jeder Weg, den uns wohlmeinende Freunde zeigen, führt zum Heil. Ja, die Gefahr, die wir bei Befolgung freundschaftlicher Rathschläge laufen, wächst nicht selten in dem Maße, als das ihnen geschenkte gutmüthige Vertrauen von jeder ferneren Prüfung abzuhalten pflegt.

„Sie gehen nach Karlsbad?“ — „Ja.“ — „Warum nicht lieber nach Gastein?“ — „Mein Arzt will es so!“ — „Das hat seine Gründe. Er schickt Sie nach Karlsbad — seiner Hypothese zu Liebe, weil er den Sitz Ihres Uebels weiß Gott wo im Unterleib sucht. Ich lobe mir

*) Diese Ueberschrift ist bekanntlich der Titel eines modernen Lustspiels. Wir werden in Zukunft öfter die Gelegenheit ergreifen, an die Titel bekannter Trauers, Schau- und Lustspiele diätetische Betrachtungen zu knüpfen, und zwar aus dem Grunde, weil jene gewöhnlich aus dem Leben gegriffen, prägnant und vielseitig gekannt sind, und daher schon nach dem Gesehen der Ideenassociation zur Folie ernster Betrachtungen geeignet scheinen.

Dr. Obscurus.

mein Gaste in. Das stärkt die Nerven, restaurirt die Kräfte und erheitert den Geist. Kein Heilmittel paßt mehr für Ihre Zustände, als diese belebende, verjüngende Quelle, und — ich will diesen Umstand nicht als schlappenden Grund, aber doch als argumentum ad hominem anführen — auch ich gehe diesen Sommer nach Gaste in.“ — „»Ich will es überlegen.““ — „Was überlegen? Ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich, Sie werden doch auch Ihrem Freunde etwas zu Liebe thun?“ — „»Nun wohl, ich willige ein, aber nur Ihnen zu Liebe.““ — Wie schlägt die Kur an? — Das möge dem Leser ein Geheimniß bleiben; aber so viel ist gewiß, daß gar oft der vom Arzte vorgeschlagene Kurplatz mit einem andern, der mit jenem wie Nord mit Süd contrastirt, vertauscht wird. Aus guten Gründen etwa? — Weit gefehlt! Alles aus Freundschaft! —

Wer zweifelt an der Heilkraft des kalten Wassers? Die tausendfältigen Erfahrungen aller Jahrhunderte, und die auch in unserer Zeit von jedem vorurtheilslosen, nüchternen Arzte gemachten Beobachtungen überzeugen uns täglich mehr, daß dieses göttliche Heilmittel das Lob verdient, das man ihm von jeher mit Begeisterung spendet*).

Als ein solcher unbefangener Beobachter erlebte ich vor einigen Jahren Folgendes: Zu einer Wöchnerin von der Stadt auf das Land gerufen, fand ich diese in dem bedenklichsten Zustande. Ich erfuhr zu meinem Schrecken aus dem Munde ihres zärtlichen Mannes, daß seine Frau, Mutter mehrerer Kinder, vor drei Tagen entbunden, und am zweiten Tage nach der Entbindung über Schmerzen im Unterleibe geklagt habe. Ihre Freundin, die Gattin eines überspannten Wasserfreundes**), und welche zufällig bei ihr einen Besuch machte, gab der vom Schweiße Triefenden den wohlmeinenden Rath, sich nur kalte Ueberschläge über den Unterleib zu legen. Dem geehrten Leser ein Bild des gefährlichen Zustandes, in welchen die Kranke kurze Zeit nach Anwendung dieses Mittels versiel, zu entwerfen,

*) Uha, ein Hydropath! — Du irrst dich, lieber Leser, wenn du mir irgend eine Manie, sie ende sich mit welcher „Pathie“ sie immer wolle, zumuthest. Ich bin nur ein unbefangener Zuschauer, und alle die leidenschaftlichen Ausfälle auf unsere Kunst, alle die Lobhudeleien neumodischer Systeme sind mir niemals eine Quelle des Eifers oder des Gewinnes, sondern der ruhigen Betrachtung, der Belehrung gewesen. Nur als Geburten des Zeitgeistes, dessen tiefere Erkenntniß jedem Menschen, er sei Arzt oder nicht, heilige Pflicht ist, gehen extravagante Neuerungen ohne leidenschaftliche Aufregung an mir vorüber.

Dr. Obscurus.

**) Ober vielmehr Feindes. Denn exaltirte Lobredner eines noch so bewährten Heilmittels bringen früh oder spät dasselbe dadurch in Mißkredit, daß sie es überall und ohne nähere Prüfung der Umstände empfehlen. D. Neb.

würde mich zu weit führen. Auch soll diese Erzählung durchaus nicht beweisen, daß dieser gefährliche Zustand die unausbleibliche Folge des angewendeten Heilmittels gewesen, und nicht vielleicht auch ohne dessen Anwendung eingetreten wäre. Das mögen Aerzte entscheiden. Aber Folgendes wolle der Leser beherzigen: Der qualende Gemüthszustand der Freundin, die den Rath ertheilt, und die Vorwürfe, die ihr nicht nur ihr Gewissen, sondern der verzweiflungsvolle Gatte gemacht, waren Ursache, daß sie selbst in eine schwere Krankheit verfiel; täglich mußte man ihr genau berichten, wie es der Wöchnerin geht, und nur eine stets unterhaltene Täuschung über den leider unglücklichen Ausgang der Krankheit war im Stande, sie selbst zu retten. Aber kaum genesen und von dem wahren Erfolge näher unterrichtet, verfiel sie in die tiefste Melancholie, vernachlässigte ihr Hauswesen, die Erziehung ihrer Kinder, lebte sich und Andern zur Qual — Alles aus Freundschaft. —

Es bildete sich neulich ein Kreis neugieriger, junger Männer um einen verschwiegenen Arzt, und wollten durchaus ein Näheres über die Krankheit ihres Freundes erfahren. Der kluge Arzt that keinesfalls geheimnißvoll; im Gegentheil gewährte es ihm Vergnügen, einem Jeden der Anwesenden auf dessen Frage eine so wortreiche, nichts sagende Antwort, und zwar mit der freimüthigsten Miene von der Welt, zu geben, daß er Alles, was er selbst über den Gegenstand der Neugierde wissen mochte, zu sagen schien, und doch beinahe weniger als nichts sagte. Das wollte einem jungen, anwesenden Milchbart, der wichtig thun wollte (Stock, Cigare, kreisförmige Richtung des aufkeimenden Bartes und das vorlaute Losziehen auf alles Bestehende bezeichneten ihn hinlänglich), nicht genügen. Voll Entrüstung sprach er sein hartes Urtheil über das zurückhaltende Wesen des Arztes aus, meinte, er möge sie nicht wie Kinder behandeln, er selbst sei über den geheimnißvollen Zustand seines Freundes nur zu sehr im Klaren. „Wozu dieses philisterhafte Wesen?“ rief er, „ich will Euch Alles sagen.“ Nun begann er mit einem Schwall von Worten Vergangenes und Gegenwart in ursächliche Verbindung zu bringen. Als die obwohl lachende Umgebung sich zweifelsüchtig geberdete, ja ihm seine ganze Erzählung als eine erdichtete Wichtigthuerei vorhielt, so brach er entrüstet in die Worte aus: „Wie könnt Ihr nur an der Wahrheit meiner Aussage zweifeln? Ich und Er sind ja die besten Freunde, und ich muß es am besten wissen, wo es ihm fehlt.“ Siehst du, lieber Leser, Alles aus Freundschaft! —

„Und die Kinder haben Sie zu Hause gelassen?“ rief Frau von X. —
 »Ja, liebe Freundin! die müssen zeitlich zu Bette, und wir dürften bei der heutigen Abendunterhaltung etwas später, als gewöhnlich, zu Bette gehen. Kinder bedürfen der Ruhe!“ — Aber was thut Frau von X.?

Sie schiebt den Bedienten ohne Wissen der eben angekommenen Mutter augenblicklich weg, und läßt die Kinder ihrer Freundin auch zum Schmause holen. Da gibt es der Gelegenheiten in Menge, wo die lieben Kleinen sich den Magen verderben, erhizen, verkühlen u. s. w. Die Mutter weiß von Allem nichts, die Kinder werden einer Zofe übergeben, in einem besonderen Zimmer mit vielen andern Altersgenossen tractirt. Erst beim Abschiednehmen erfährt die Mutter, daß man auch den „guten“ Kindern eine Freude machen wollte. Aber die Folgen bleiben nicht aus; früh Morgens ist schon der Doctor da — Alles aus Freundschaft! —

Genug der Variationen! Sie reichen hin, zu beweisen, daß Freunde nicht selten ihren Rath uns aufbringen, aber noch öfter dies zu bereuen Ursache haben. Von den Pillen Morison's bis zum kalten Wasser — von dem geliebten Rezept bis zum aufgedrungenen Vergnügen — von dem Verrathen unserer geheimsten Gesundheitszustände bis zum gewissenlosen Abmathen aller von Vernunft und Erfahrung vorgeschriebenen Maßregeln — hängt das Heil so mancher Familie, das Lebensglück so vieler Menschen einzig und allein von dem unvernünftigen, zudringlichen, unüberlegten und heillosen Rath ihrer Freunde ab. Sie sind es oft eher als unsere Feinde, deren Zuneigungen uns verderben, deren Liebe uns verweichlicht, deren gute Meinung unsern Lebensfaden zernagt, und von mancher schweren Krankheit kann man bei tieferer Erforschung ihres Ursprungs mit Recht seufzen: Alles aus Freundschaft! —

Wohlmeinende Winke eines Menschenfreundes.

Von Dr. —t—.

I.

Ueber zwei Ursachen der geschwächten Sehkraft.

Es ist in unsern Zeiten gar nichts Seltenes, jungen Personen beiderlei Geschlechts zu begegnen, die entweder mit stets bebrillter Nase einhersteigen, oder alle Augenblicke zur Lorgnette ihre Zuflucht nehmen, um diesen oder jenen Gegenstand zu unterscheiden. — Zimmerhin mag bei sehr Vielen wirklich geschwächte Sehkraft jetzt schon dieses Hilfsmittel nöthig machen; indes glauben wir dennoch, daß es von den Meisten recht wohl entbehrt werden könnte, wenn sie nicht früher, sei es nun aus einer gewissen Affectation oder aus blindem Vertrauen in die Empfehlungen der so genannten Conservationsgläser, durch deren Annahme ihre Sehkraft zu sehr geschwächt hätten.

Bei dem schönen Geschlechte und unsern Fashionables ist eine goldene Kette mit der Doppellorgnette ein sehr wesentliches Requiist des Puzes geworden, und ein fleißiger Gebrauch derselben mag wenigstens beweisen, daß man nicht hinter der Mode bleibe. — Schüler aber, die ihre Sehkraft noch keineswegs — wie manche schon in frühesten Jugend durch die Gewohnheit des zu tiefen Kopfbeugens

beim Lesen und Schreiben — wirklich schwächten, tragen gar oft bloß Brillen im Wahne, sich damit einen Anstrich nächtlicher Studien oder der Nachwehen eines gelehrten Fleißes zu geben, und sich wenigstens rücksichtlich blöder Augen bejahrten Männern gleich zu stellen; das Letztere beabsichtigt ja auch der Knabe, der mit einer brennenden Tabakpfeife im Munde voll höhrender Geringsfügigkeit auf die Gespielen herablickt, denen der erste mißlungene Versuch jede Lust zur Wiederholung benahm.

Beim Brillentragen wie beim Tabakrauchen ist am Ende die unausbleibliche Folge, daß der anfängliche Mißbrauch sich in Kurzem zum unentbehrlichen Bedürfnis erhebt. Die sogenannten Conservationsgläser, wenn sie ohne augenärztlichen Rath und genauer Berücksichtigung aller Umstände gebraucht werden, conferiren die Sehkraft so merkwürdig, daß Jeder, welcher sie zuerst füglich entbehren konnte, schon nach einem halbjährigen Gebrauch sich in der Entfernung von wenigen Schritten auf seine unbewaffneten Augen nicht mehr verlassen kann, mit solchen Alles wie durch einen Schleier sieht, und in immerwährender Gefahr steht, die unangenehmsten Verstöße gegen die Etiquette zu begehen. Das Tabakrauchen, das seine neugeworbenen Jünger wenigstens die ersten paar Male durch Schwindel, Uebelkeiten, drastische Entleerungen und Kopfschmerzen abzuweichen scheint, kann dessenungeachtet in eine so gebieterische, wahrhaft tyrannische Leidenschaft ausarten, daß ihre Sklaven bei den erfreulichsten, erhabensten und schönsten Scenen des irdischen Daseins ohne brennende Pfeife rein gefühllos bleiben, nichts als eine gewisse unbehagliche Langweile, eine unaufhörlich mahnende Sehnsucht nach ihrem Lieblingsgenusse empfinden, über dessen Befriedigung sie noch so dringend mahnenden Hunger und Durst gern vergessen. In jeder Gesellschaft, in der nicht geraucht wird, erscheinen sie befangen und nicht selten so wortfarg, wie der Landesprache noch nicht recht kundige Fremdlinge, und sie gestehen selbst sogar bisweilen, daß sie nach einer wirklich erlangten höheren wissenschaftlichen Ausbildung dennoch ohne brennende Pfeife — diesem Ableiter und Wecker ihrer Gedanken — nichts Erträgliches zu Papier zu bringen im Stande sind, hinge auch von dieser Fähigkeit eine wichtige Empfehlung für ihre ganze künftige Existenz ab.

Zu dergleichen Tabaks-Enthusiasten gehörte auch Marcus Zuerius, ein gelehrter Professor der Dichtkunst und Geschichte auf der Universität zu Leyden, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, dem die heftige Leidenschaft des Schmauchens eine Krankheit zuzog, die den Tod des berühmten Mannes im 41. Lebensjahre veranlaßt haben soll.

In jener Epoche eiferten sowohl geistliche als weltliche Obrigkeiten gegen das Tabakrauchen; einige Päpste belegten es mit dem Bann, in Rußland war es im Jahre 1634 bei Verlust der Nase verboten. Der größte Widersacher desselben aber war König Jacob I. von England, der, als es ihm nicht gelang, den Gebrauch dieses, seiner Meinung nach höchst schädlichen Krautes durch eine starke Steuer abzuschaffen, sogar als Schriftsteller gegen dasselbe in die Schranken trat, und den „Misocapnos“ (Rauchfeind), dann: Counter „Blast to tabacco“ (Windstoß gegen den Tabaksqualm), schrieb, worin er die Schädlichkeit und Gefährlichkeit des Rauchens mit den grellsten Farben schildert, und letzteres Werk mit der Behauptung schließt:

„Der Gebrauch des Tabakrauchens ist unangenehm für die Augen, ekelhaft für die Nase, schädlich für das Gehirn, gefährlich für die Lungen, und der dabei aufsteigende schwarze, stinkende Rauch gleicht dem abscheulichen Qualm im tiefsten höllischen Abgrunde.“

Referent, selbst Tabakraucher, jedoch ohne Mißbrauch, fühlt sich zwar keineswegs verufen, den Grund oder Ungrund dieser Behauptung weiland Königs Jacob I. von England zu untersuchen, aber rücksichtlich des die Augen afficirenden, pikanten Rauches, den die aus bloßem Munde, gewöhnlich ohne Besteck, gerauchten Cigarren und die sehr kurzen, sogenannten Nasenwärmerpfeifen hervorbringen, glaubt er diese Wirkung nicht nur unangenehm, sondern mit vollem Rechte schädlich nennen, und darin zugleich eine Ursache mehr der so gewaltig abnehmenden Sehkraft unserer jungen Männer suchen zu dürfen.

(Wird fortgesetzt.)

Correspondenz-Nachricht *).

Keinerz, den 22. August 1839.

Seit zwei Tagen bin ich in Keinerz, war gestern auf der sogenannten Heuscheuer, ein 2000 Fuß hoher Berg, merkwürdig durch die ungeheuren, mitunter in pittoresken Formen gelagerten Felsmassen, auf welche der Zutritt durch Hilfe der Kunst äußerst bequem ist. Die Aussicht vom höchsten Punkte desselben, dem sogenannten Grosvater-Stuhl (weil dieser Fels eine diesem Meubel ähnliche Form hat), ist reizend, nach West und Nord liegt das herrliche Böhmen, nach Süd und Ost Preussisch-Schlesien in weiter Ferne vor den Augen. Das Bad Keinerz liegt am entgegengesetzten Punkte der Stadt, am Fuße der hohen Menße; ein angenehmer Weg durch eine schattige Allee führt von der Stadt aus dahin. Der würdige Medicinalrath Welzel ist bereits seit dreißig Jahren Brunnenarzt und im Besitze des vollsten Vertrauens aller Kurgäste, da er mit der größten Umsicht, welche ein Resultat seiner vieljährigen Erfahrungen ist, den Gebrauch der Quelle und der Molke zu leiten versteht.

Die zwei Hauptquellen, welche durch einen prächtigen Ueberbau bezeichnet, und wovon die eine mit einer schönen Colonnade verbunden ist, sind vorzüglich reich an kohlensaurem Eisen und kohlensaurem Natron; ihr Geschmack ist angenehm prickelnd, die Temperatur der einen Hauptquelle + 14°, der andern + 9° R.

Die Molke wird hier von einem Apotheker aus Ziegenmilch bereitet, die durch eine Abkochung von Kälberlaab zum Gerinnen gebracht, und nach Verordnung des Arztes entweder als geklärte oder nichtgeklärte Molke getrunken wird.

Die Saison war heuer ziemlich besucht, doch geschieht es hier öfter als in einem andern Badeorte, daß Kranke hierher kommen, die für diese Quellen nicht geeignet sind. Man schickt gewöhnlich jeden chronischen Brustkranken nach Keinerz. Seit einigen Jahren kommen auch Kranke dahin, die früher Gräfenberg gebraucht; mit welchem Erfolg, ist leicht zu errathen, denn unstreitig ist bei Tuberculose — welches doch die vorzüglichste Krankheitsform für Keinerz ist —

*) Durch Zufall verspätet.

die Wasserkur das furchtbarste Gift. Prießnitz*) hat jetzt für die Erkenntnis dieses Leidens einigen Takt, scheint aber früher keine Ahnung von dieser höchst wichtigen Contraindication seiner heroischen Kurart gehabt zu haben, wofür ich Beispiele in Menge anführen könnte. Behauptet ja sein erster fanatischer Lobpreiser, Theodor Brand in Breslau, daß die Wasserkur selbst in den Fällen (von Brustleiden), wo ihre Hilfe zu spät in Anspruch genommen wird, nie schaden könne. Wer, so wie ich, die traurigen Folgen dieser Methode bei Brustleidenden zu sehen Gelegenheit hatte, ruft unwillkürlich mit Schiller aus: „Erhabene Vernunft, lichte Tochter des göttlichen Hauptes. . . Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Wasserros an den Schweif gebunden, dich sehend in den Abgrund stürzen mußt!“ Welzel weist, wo möglich, dergleichen Brustfranke, die von Gräfenberg kommen, zurück, wenn ihr Körper durch die anhaltende und extreme Wirkung der Kälte und Hitze meist ganz zerrüttet ist; sie können sich gar nicht mehr an eine ordentliche, ihrem Zustande anpassende Diät gewöhnen, weil sie den Glauben an eine Medizin und an den Nutzen einer individualisirenden Diätetik verloren haben.

Außer den Trinkquellen und der Molkenanstalt sind hier noch mehrere Quellen, die zu Bädern benützt werden, viele andere aber sind bisher wegen des Reichthums an Mineralwasser hier noch ganz unbenützt. — Schade, daß die gewiß an wichtigen Erfahrungen reiche Schrift des würdigen Brunnenarztes äußerer Hindernisse wegen bisher noch nicht erschienen ist, was um so mehr bedauert werden muß, da über Reinerz fast noch gar nichts Monographisches geschrieben worden ist.

Dr. Mautzner.

*) „Die Wasserkuren“ des B. Prießnitz. 2. Aufl. Breslau 1835. S. 20.

Gemeinnützige Nachrichten.

— In einem Briefe des Herrn de Segur-Dupeyron an Dr. Pariset macht Ersterer auf Corsica, als Aufenthaltsort für Kranke, aufmerksam. An dem schönen Golfe dieser Insel liegt, von einer dichten Reihe hoher Hügel vor Winden geschützt, die Stadt Ajaccio, mit großen Straßen, schönen Plätzen und klaren Quellen. „Selten einmal,“ sagt Herr de Segur-Dupeyron, „fällt hier das Thermometer auf den Gefrierpunkt, und dies nur sehr früh am Morgen und auf ein bis zwei Stunden. Nie dauert der Regen hier länger als einige Stunden. In Ajaccio lebt sich's herrlich; man findet hier artige Häuser, und besonders empfehlenswerth aber ist eine heiße Schwefelquelle, $\frac{3}{4}$ Meilen von der Stadt. Diese Quelle hat sich in einer Menge von Leiden seit einigen Jahren bewährt, und es möchte gerathen sein, darauf aufmerksam zu machen. Wenn ein armer Kranker im Winter Schwefelbäder braucht, so schickt man ihn in die künstlichen Bäder, die es in Paris gibt, und man bedauert, daß ihm die Jahreszeit nicht erlaubt, nach den Pyrenäen oder anderswohin zu gehen. Aber in Ajaccio, bei dem Gebrauche der Bäder von Caldaniccia, kann er jeden Tag auf einer herrlichen Straße den Golf entlang hinfahren, im herrlichsten Wetter und bei einer Temperatur, in der das Zuckerrohr, der Kaffee und der Theebaum wachsen.“ Am Schlusse des Briefes heißt es: „So mögen denn die Aerzte jeden Winter tausend bis zweitausend Kranke nach Corsica schicken, sie

werden dadurch zur Civilisirung des Landes beitragen, indem sie es bereichern, und den Kranken eine Erleichterung verschaffen, die sie anderswo erst im Juni, d. h. nach fünf- bis sechsmonatlichen Leiden, finden konnten."

M i s c e l l e n .

— (Nordamerika's Klima.) Kapitän Marryat erklärt in seinem neuesten Werke („A Diary in America“) das Klima der vereinigten Staaten Nord-Amerika's für nichts weniger als gesund, und nähert sich hierin der Meinung einiger Naturforscher des letzten Jahrhunderts, welche behaupteten, daß in Amerika alle Thiere degenerirten. Die Extreme von Hitze und Kälte, der häufige Wechsel derselben an einigen Plätzen und vorherrschende Miasmen an anderen, untergraben die öffentliche Gesundheit, und sind die Ursache mannigfacher Krankheiten, unter denen Lungensucht, Wechsel-, Gallen- und andere Fieber, je nach den verschiedenen erregenden Ursachen, am häufigsten sind. Ganz im Widerspruche zu Buffon's Theorie, behauptet Marryat, daß die Amerikaner den Engländern in physischer Beziehung weit nachstehen, indem ihre Gestalt schwächlich sei, und selbst die wohlgebautesten unter ihnen engbrüstig wären. Uebrigens hält er das Klima im Ganzen genommen für aufregend, und zwar aus dem Grunde, weil er in Amerika nicht so viel Wein und andere geistige Getränke trinken konnte, als in England, und er glaubt, daß viele neue Ansetzler ihren frühzeitigen Tod der Nichtbeachtung dieses Umstandes zuzuschreiben hätten. Was den Süden betrifft, so sind die Amerikaner ganz derselben Meinung, als der Kapitän; denn der noch so vorsichtige und bedächtige Yorker wird, wenn er gegen den Süden zu auswandert, eben so leichtsinnig und sorglos in Bezug auf seinen Gesundheitszustand, als die Leute, unter denen er da lebt.

— Ueber militärische Strafen in Amerika spricht sich Kapitän Marryat folgender Weise aus: „Körperliche Strafen werden in der amerikanischen Armee nimmermehr verhängt, außer für Desertion. Wenn es je eines Beweises bedarf, daß Strafen zur Aufrechthaltung der Disziplin nöthig sind, so sind es die vielen Surrogate, zu denen die Offiziere zu schreiten genöthigt sind, und welche alle viel grausamer als die Stockstrafe sind. Eine der allgemeinsten Strafen besteht darin, daß man dem Soldaten 86 Pfund Schrot in seinen Tornister gibt, und ihn dann mit dieser Last auf seinem Rücken 6 Tage und Nächte lang marschiren läßt, und ihm zwischen je 3 und 3 Stunden nur eine einzige zum Ausruhen erlaubt. Diese Strafe wird gegen die letzten Tage hin außerordentlich angreifend, denn die Füße der Soldaten werden so wund und schwellen so sehr an, daß sie dieselben mehrere Tage darnach noch nicht bewegen können. Ich fragte, was geschehen würde, wenn der Soldat seinen Tornister abwerfen und sich weigern würde, weiter zu gehen? worauf mir der Commandant von einem der Forts sagte, daß man ihn dann so lange an seinen Daumen aufhängen würde, bis er ohnmächtig wäre!"

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur in genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

die r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 77. Donnerstag, den 26. September 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Die Pest in Malta. — Wohlmeinende Winke eines Menschenfreundes. — Bemerkungen über die amerikanische Schreibmethode. — Literatur. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Pränumerations-Anzeige.

Die P. T. Herren Abonnenten der „Gesundheitszeitung“ werden höflichst ersucht, ihre Pränumeration auf das vierte Quartal d. J. baldmöglichst erneuern zu wollen, damit die Auflage der Exemplare hiernach bestimmt werden könne.

Die Pest in Malta.

(Erzählung eines Veteranen vom Chelsea-Hospital.

(Aus dem Englischen.)

Das dritte Bataillon der Veteranen war, als ich in dasselbe versetzt wurde, in Bezug auf die Anzahl seiner Soldaten sehr stark, dabei aber eine gar wunderliche Mischung von Sinkenden, Lahmen, Blinden und anderen Invaliden. Ich glaube, daß uns alle, obwohl wir 1200 Köpfe zählten, eine einzige gute, leichte Compagnie weiblich gedroschen haben würde. Dessenungeachtet betrachtete man uns im Jahre 1812 für sehr gute Soldaten, sowohl für den Garnisons- als auch den auswärtigen Dienst, zu welchem letzteren wir auch wirklich Ordre erhielten. So geschah es, daß wir sehr zeitlich im Frühling von 1813 in Malta landeten. Als wir auf dieser Insel ankamen, wüthete dort eben die Pest außerordentlich, was uns Alle in einen höchst beunruhigenden Zustand von Aufregung versetzte. Ich habe guten Grund, zu glauben, daß die Pest schon im Jahre 1810 oder 1811 sich in Malta gezeigt habe, und durch ein, mit Baumwolle beladenes Schiff aus der Barbarei hieher verpflanzt worden sei. Ich glaube auch, daß die inficirten

Waren an das Ufer geschmuggelt wurden; denn das Schiff lag die gehörige Zeit in der Quarantaine, und dennoch brach die Pest in Malta aus. Dem sei jedoch wie immer, es vergingen Wochen und Monate, bevor die Ortsbehörden ihr Dasein gewahr wurden, so sehr fürchteten die Malteser die Folgen dieses Unglückes und den gänzlichen Stillstand, welchen die Entdeckung desselben in ihrem Handel und ihren Vergnügungen hätte hervorbringen müssen. Nach und nach erreichte jedoch das Uebel eine solche Höhe, daß durch dasselbe eine allgemeine Beunruhigung entstand. Es starben täglich gegen 12—20 Menschen, und die Todtenglocke läutete bei so häufigen Begräbnissen, daß hieburch die Aufmerksamkeit der Regierung rege und eine Untersuchung angestellt wurde. Der Erfolg derselben war, daß sich der schon allgemein verbreitete Verdacht wirklich bestätigte. Man fand, daß die Krankheit, welche unter Jung und Alt so schonungslos wüthete, keine gewöhnliche sei. Sie zeigte sich nicht in allen Fällen in einer und derselben Form, und war auch nicht in ihren Folgen immer dieselbe; trotz dem aber trug sie einen ganz eigenthümlichen Charakter an sich, welcher über ihre Natur keinen Zweifel übrig ließ. Man sah Manche, welche bis auf einen gewissen Augenblick vollkommen gesund waren, oder es wenigstens zu sein schienen; sie aßen, tranken und gingen ihren Geschäften nach, wie gewöhnlich; plötzlich zeigte sich eine leichte, von einem rothen Kreise umgebene Geschwulst an irgend einem Theile ihres Körpers, und Gesundheit, Stärke und in den meisten Fällen das Leben verschwanden mit außerordentlicher Schnelligkeit. Die erwähnte Geschwulst zeigte sich oft an der Stirne, viel häufiger jedoch in der Achselgrube, und erreichte, sie mochten sich wo immer zeigen, äußerst schnell ihre Reife. Aber es war dieses nicht die einzige Form, in welcher sich die Krankheit zeigte. Man sah oft dem Anscheine nach vollkommen gesunde Menschen auf den Straßen gehen, plötzlich aber ergriff sie ein Schwindel, welcher sie nicht zu Boden warf, sondern sie beständig in einem Kreise drehte, wie Schafe, welche an der Drehkrankheit leiden. Von denen, welche die Krankheit unter dieser Gestalt befiel, blieb kein Einziger am Leben. Sie verfielen aus einem Anfälle in den anderen, und starben in wenigen Stunden.

Raum hatte man sich von dem wirklichen Dasein der Pest überzeugt, als auch der Gouverneur alle möglichen Maßregeln ergriff, um das Eindringen des Pestkeims in die Kasernen, wo sich bis jetzt noch keine Symptome der Krankheit gezeigt hatten, zu verhindern. Alle Thore derselben wurden geschlossen und Wachen aufgestellt, welche den Befehl hatten, Jedem niederzuschießen, welcher dieselben passiren wollte. Eben so wurden Außenposten aufgestellt und ein Cordon um die Forts gezogen, auf dessen Ueberschreitung dieselbe Strafe gesetzt war. Zur Ablösung der Wachen zogen die Truppen

mit aufgezanztem Bajonet durch die Straßen, und bahnten sich durch dieselben den Weg, als ob sie mit Feinden zu thun hätten. Jede Wache wurde nach ihrer Ablösung in eine Kasematte geführt, wo sie sich nackt ausziehen und in einem Delfaße baden mußte. Zu gleicher Zeit wurden ihre Kleider, ihre Wehrgehente und Waffen über einem Kohlenfeuer aufgehangen und durchräuchert.

Ob nun diese Vorkehrungen und die in den Kasernen strenge beobachtete Lebensordnung hier mitwirkten, oder ob uns die Vorsehung so besonders schützte, das kann ich nicht sagen; aber es ist eben so gewiß als merkwürdig, daß kein einziger brittischer Soldat von der Pest ergriffen wurde. Unter den zwei Jahren, wo sie beständig in Malta wüthete, kam sie dem Quartiere der Garnison nur ein einziges Mal nahe, und zwar auf folgende merkwürdige Art: In der Wastei am Hafen nämlich befindet sich eine Kasematte, in und nächst welcher zwei Familien lebten, zwischen denen, der Pest wegen, aller Verkehr aufgehoben war, obwohl sie in früheren, schöneren Tagen mit einander in der größten Freundschaft gelebt hatten. Eine dieser Familien bestand aus dem maltesischen Magazins-Kapitän, einem allgemein geachteten, alten Manne, und seinen zwei Töchtern. Die andere war die des brittischen Artillerie-Sergeants Erigton, welcher mit seiner Frau und zwei Kindern in einem kleinen, hart an der Kasematte liegenden Häuschen wohnte. Beide Familien hatten Gärten, welche bloß eine Mauer von einander trennte; beide hatten aber auch Ziegen, oder besser gesagt, die Ziegen waren ihr gemeinschaftliches Eigenthum; wenn nämlich der Kapitän die Ziegen des Morgens gemolken hatte, so wurden sie zu Sergeant Erigton hinüber getrieben, welcher an ihnen dieselbe Operation des Abends verübte. Dieses Verfahren beobachteten beide Familien regelmäßig, und die Ziegen gingen in kurzer Zeit auf eigenen Antrieb zwischen beiden Wohnungen hin und her, um sich von den Inwohnern derselben abwechselnd ihre Milch abnehmen zu lassen. Eines Tages jedoch, kurz nach dem Ausbruche der Pest, sah Madame Erigton an den Eutern der Ziegen, als sie in ihren Garten kamen, daß sie diesen Morgen nicht gemolken worden waren. Sie war erstaunt darüber, aber nichts Böses ahnend, nahm sie den Ziegen ihre Milch ab, und entließ dieselben wieder, damit sie sich auf ihren Weideplatz begeben könnten. Als sich jedoch der nämliche Umstand mehrere Morgen nach einander wiederholte, so wurde sie unruhig und beschloß, ohne ihrem Manne etwas davon zu entdecken, sich zu überzeugen, ob bei ihren Nachbarn Alles wohl wäre. Sie stieg also über die Mauer und ging dann zu den Zimmern der Kasematte; aber obwohl sie mehrere Male klopfte, so wurde ihr doch nicht aufgethan. Sie öffnete daher die Thüre mit Gewalt, und fand dann den Vater in einem

Bette liegend, und neben demselben seine beiden Töchter auf dem Fußboden ausgestreckt. Die ganze Familie war todt, und das Ansehen der Leichen hinterließ keinen Zweifel, daß sie an der Pest gestorben waren.

Mad. Crighton kehrte traurig nach Hause zurück, jedoch nicht ohne den verderblichen Pestkeim; von ihr ging derselbe auf ihre Kinder über, und alle drei waren in kurzer Zeit eine Beute des Todes; denn es war ein charakteristischer Zug dieser Tragödie in Malta, daß Leute und Häuser, welche der Ansteckung verdächtig waren, von Jedermann gemieden wurden, und eben das Bewußtsein davon, so wie der sicheren Folgen, verleitete die unglücklichen Kranken, ihr Elend so geheim als möglich zu halten. Daher starben diese beiden Familien, so wie viele andere in Malta, ganz im Geheimen. Niemand ahnte, daß die Krankheit sie ergriffen hätte, bis die traurigen Folgen derselben das Geheimniß nur zu bald bekannt machten.

(Der Beschluß folgt.)

Wohlmeinende Winke eines Menschenfreundes.

Von Dr. —t—.

II.

Asterparteien und Bettgeher.

Die Nummer 22 dieses Jahrgangs der „Gesundheitszeitung“ enthält über die Bewohnung der Hausmeisterfamilien Wien's, zumal in der innern Stadt, unverkennbar wichtige, in Wahrheit höchst menschenfreundliche Ansichten, die bei der so sehr erwachten Baulust hoffentlich volle Beherzigung finden werden. Sener interessante Aufsatz führte zugleich den Einsender dieser Zeilen auf einige Betrachtungen, die sowohl in Sanitäts- als moralischer Beziehung vielleicht auch einigermaßen zu berücksichtigen sind.

Wien ist seit zwei Decennien nicht nur außerordentlich verschönert worden, sondern hat zugleich, wenn auch nicht an Umfang, doch an Häuserzahl bedeutend zugenommen. Wie viel ganz öde Plätze innerhalb der Linien haben sich binnen dieser Zeit aus Sand- und Laimstätten in freundliche, regelmäßige Straßen mit — wenigstens dem Aeußeren nach — palastartigen Gebäuden verwandelt; denn die innere Abtheilung besteht größtentheils nur aus Zimmer und Küche, höchstens noch eine Kammer dazu. Aber ungeachtet dieses fast unglaublich großen Zuwachses sind die Wohnungsmiethen, besonders für die ärmere Klasse, auf's Uner-schwingliche gestiegen; ich sage mit allem Bedacht: »für die ärmere Klasse,« denn jede große Wohnung ist im Verhältniß weit wohlfeiler, als die für eine nicht zu starke Familie auf das Unentbehrlichste beschränkte von Zimmer, Cabinet, Küche, Boden und Holzlage, die jetzt oft mehr als den doppelten Preis des vor sechs Jahren üblichen kostet. Die unausbleibliche Folge dieser übertriebenen Steigerung ist, daß Familien, welche doch durchaus Obdach haben müssen, den ihren pecuniären Kräften unerschwinglichen Zins für ein Locale, das sonst kaum ihren eigenen Bedürfnissen entsprechen würde, sich durch die Aufnahme von Asterparteien und Bettgehern zu erleichtern suchen.

Es ist gar nichts Seltenes, in einer kleinen Wohnung von Zimmer und Cabinet eine die Gesundheit beeinträchtigende Zahl von Personen jung und alt, groß und klein zusammengeschichtet zu finden, indem nicht nur die elendeste Dachkammer, sondern selbst jeder Winkel der engen Küche für ein paar Schlafstätten benutzt wird, das Cabinet an eine ganze, zahlreiche Familie und deren Bettgeher vermietet ist, im eigentlichen Zimmer aber, außer dem Bestandnehmer und seinen Angehörigen, noch drei oder vier Aftersparteien hausen.

Zimmerhin ist die Wohnung hell, hoch und trocken genug, aber durch das Athmen so vieler Menschen und deren vermehrte Ausdünstung, zu welcher sich nicht selten auch jene von Hunden oder Katzen gesellt, muß die Luft, besonders im Winter, wo man sich sorgfältig hütet, die Fenster zu öffnen, geradezu verpestet werden. Daher wird man nicht selten in solchen Elendsherbergen franke Frauenzimmer oder stehende Kinder finden. Wer mit reizbaren Nerven begabt, zu was immer für einer Tageszeit, besonders am frühen Morgen, aus der freien Luft in eine solche Wohnung tritt, geräth in Gefahr, die Empfänglichkeit seiner Geruchsorgane für die ganze Lebensdauer einzubüßen.

Ohne Zweifel werden manche Leser obige Angaben als viel zu übertrieben schelten, selbst den Herren Seelsorgern und Ärzten, den einzigen berufenen Besuchern solcher Wohnungen, welche in der Regel den Zustand derselben zu würdigen verstehen, dürfen sie vielleicht nicht so ganz als reine Wahrheit einleuchten; um diese aber außer Zweifel zu stellen, kann man nur den frühesten Morgen oder späten Abend wählen, weil im Tage nicht nur mehrere Glieder der Aftersparteien gewöhnlich abwesend sind, und die übrigen aus schuldiger Achtung für jeden anständigen Besuch bei Zeiten aus dem Zimmer sich entfernen, sondern auch die ganze Schaar der Bettgeher beiderlei Geschlechts sich erst Abends zum Schlafen gehen, kurz vor der Hausperre, einzustellen pflegt.

Keine Feder vermag die täglichen, sowohl komischen als ärgerlichen Auftritte treffend genug zu schildern, welche aus einem solchen Conflux höchst verschiedenartiger Menschen, von denen jeder sein vermeintliches Recht streng zu behaupten sucht, un vermeidlich entspringen müssen.

Da wir jedoch mit dieser Schilderung keineswegs die Schranken der Decenz überschreiten wollen, erlauben wir uns bloß noch die Frage: welche Wirkung die ohne alle Rücksicht auf das Zartgefühl der Anwesenden geführten Gespräche auf die nur zu empfänglichen Gemüther der Jugend hervorbringen müssen? — Sowohl in physischer als moralischer Beziehung gewiß die verderblichste!

Es leuchtet daher ein, wie heilsam die Maßregeln sind, welche die Hausinhaber verantwortlich machen, gegen das zu große Anhäufen der Parteien in einer Wohnung von Seite des eigentlichen Bestandnehmers und die in jedes neu erbaute Haus vor dem Beziehen desselben verordnete polizeiliche Gesundheitsbeschau dahin anzuweisen: außer dem gewöhnlichen Gutachten über die gefahrlose Bewohnbarkeit, des neuen Hauses zugleich die Bestimmung auszusprechen, auf welche Menschenzahl sich jede Wohnungsnummer zur Aufnahme ohne Nachtheil für die Gesundheit eignet.

(Wird fortgesetzt.)

Bemerkungen über die amerikanische Schreibmethode.

(Gegenwärtig in Wien von Madame Jaffé née Argé beim Privat-Schreibunterrichte angewendet.)

Es mag wohl befremdend erscheinen, hier einen solchen Aufsatz zu finden, und es dürfte vielleicht demselben gleich anfangs die Frage entgegnet werden: »Was hat die amerikanische Schreibmethode mit unserer Gesundheit zu schaffen? was hat es auf den Organismus für einen Einfluß, ob der junge Mensch mühsam in einigen Jahren, oder gleichsam spielend in 20, 30, sagen wir 40 Stunden schreiben lernt? — Was will also die Kalligraphie hier vor dem Forum der Medizin?»

Es ist, glaube ich, keineswegs zu läugnen, daß in Wien's Mauern eine nicht unbedeutende Anzahl schwächlicher, brustkranker, junger Leute zu finden, namentlich wenn man unsere Bureaux durchwandelt. Auch glaube ich, haben sich Wien's Brillenhändler nicht zu beklagen über geringen Absatz ihrer Ware, die man heutzutage so häufig in allen Formen von der Jugend, wohl auch mitunter bloß der Mode halber, doch leider in sehr vielen Fällen aus wahren Bedürfnisse tragen sieht.

Ein nicht unfruchtbarer Keim zu diesen beiden Uebelständen dürfte wohl in dem ersten Unterrichte unserer Schulsjugend liegen, in der Art, wie man sie zusammengekauert Jahre lang hinstehen läßt, um bald mehr mit der Nase, als mit der Feder schreiben zu lernen. Um einzusehen, welch' nachtheiligen Einfluß eine anhaltende solche Haltung auf die Entwicklung des zarten, jugendlichen Körpers, wie bei Kindern, und namentlich auf die Brust ausüben müsse, braucht man wohl nicht erst das Urtheil eines Orthopäden einzuholen, sondern nur gesunden Menschenverstand zu besitzen.

Daß durch ein fortgesetztes Anschauen der Gegenstände in größtmöglicher Nähe das Auge am Ende die Kraft für eine selbst etwas mittelmäßige Entfernung verliere, liegt am Tage. »Consuetudo est altera natura.»

Bei alledem trachtet die Mehrzahl der Schreiblehrer mehr darnach, ihren Schülern eine gute Handschrift anzueignen, als zugleich die Erhaltung ihrer Gesundheit und Körperkraft im Auge zu halten. — Sonderbar, Jene, die Schönschreiben lehren, kümmern sich dabei meistens so wenig um die Erhaltung der Gesundheit ihrer Zöglinge, und Jene, welche sich mit Herstellung der Gesundheit ausschließlich befassen, kümmern sich wieder häufig wenig um eine deutliche, sichere Handschrift.

Die Medizin hat die alte Zeichenschrift in den Ruhestand versetzt, um leicht mögliche Irrungen zu verhüten, und dennoch hat man nicht selten Gelegenheit, eine wahre Hieroglyphenschrift aus den Federn mancher Heilkünstler fließen zu sehen.

Da erscheint, all' diesen Uebelständen abhelfend, ein wohlthuernder Genius, die Schreibfeder à l'américaine in der Hand, Madame Jaffé, die da verspricht: »In zwanzig Stunden schreiben zu lehren, und die unfehllichste, zitterndste Handschrift auf Lebensdauer in eine schöne und sehr geläufige zu verwandeln. Madame Jaffé leistet aber eigentlich mehr als sie verspricht, denn sie bringt hierbei auch, wie ich selbst Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen, schon nach einigen Lehrstunden ohne allen Zwang, bloß durch einen Aufwand von Geduld, Sachkenntniß und Fleiß, eine solche Haltung beim Schreiben bei, welche

abzulegen dem Schüler in der Folge gleichsam unmöglich wird, und welche seinem Körper nicht nur höchst zuträglich ist, sondern auch seine Sehkraft, statt zu schwächen, vielmehr schärfen muß.

Darum auf, ihr Eltern, benützt die dargebotene Gelegenheit zum Wohle eurer Kinder! Glaubt nicht Madame Jaffé's Ankündigung, nicht meinen Worten, gehet hin und schauet mit eigenen, vorurtheilsfreien Augen, und ihr werdet finden, daß die amerikanische Schreibmethode, wenn auch keine ganz neue, aber eben darum auch eine von aller Charlatanerie weit entfernte Erfindung ist, eine seltene, herrliche exotische Pflanze, von welcher sehnlich zu wünschen, daß sie bei uns Wurzel schläge und einheimisch würde!

L i t e r a t u r.

„Die Chemie und ihre Anwendung auf das Leben.“ Ein nothwendiges Hand- und Hilfsbuch zur Belehrung und Unterhaltung für alle Stände. Von Dr. F. T. K ü n i g, Oberlehrer und Lehrer der Chemie und Naturgeschichte ic. Gr. 8. mit 1 lithogr. Tafel. Brosch.

Den Gebildeten aller Stände ist es in der neuesten Zeit klar geworden, daß Kenntniß der Chemie nicht bloß denjenigen nothwendig ist, welche sich mit gewissen technischen Fächern beschäftigen, sondern daß eine gewisse Summe chemischer Kenntnisse auf's Mannigfaltigste in's tägliche Leben eingreift, und von überraschendem Nutzen für Jeden ist, der sie sich erworben. Sogar unsere Hausfrauen, welche bis jetzt bloß von Müttern und Großmüttern in den chemischen Operationen des Kochens, Backens, Waschens, Einpöckelns, Bleichens, der Bereitung von Seife, Stärkmehl, Frucht säften, Obstweinen, Essig ic. ic. unterrichtet worden sind, fangen an zu ahnen, daß man durch chemische Kenntnisse in den Stand gesetzt werde, diese Operationen praktischer und vortheilhafter anzustellen. Unter den Handbüchern der Chemie, welche sich bemühen, diese Wissenschaft jedem Gebildeten verständlich vorzutragen, nimmt das vorliegende durch Reichthum des Inhalts und Klarheit des Vortrags eine höchst ehrenvolle Stelle ein, und der Preis ist, für 36 sehr compact gedruckte Bogen, sehr billig, so daß es gewiß überall mit dem größten Beifall aufgenommen werden wird.

Dr. S. s.

„Deutschlands Kryptogamische Giftgewächse“ in Abbildungen und Beschreibungen von Dr. P. P h o e b u s, praktischem Arzte zu Berlin ic. (Auch als zweite Abtheilung von: Brandt, Phoebus und Raheburg, „Abbildung und Beschreibung der in Deutschland wild wachsenden und in Gärten im Freien ausdauernden Giftgewächse.“) Gr. 4. mit 9 color. Kupfertafeln. Broschirt.

Während die meisten Giftgewächse so wenig zum Genusse anlocken, daß meistens schon eine große Unvorsichtigkeit dazu gehört, um durch sie Schaden zu nehmen, weshalb auch die Unglücksfälle vorzugsweise nur bei Kindern vorzukommen pflegen, gibt es eine Abtheilung der Gewächse, welche auch Erwachsene und Vorsichtige verführt, und selbst schon mancher hohen Person das Lebenslicht ausgeblasen hat — die Schwämme. Sehr mit Unrecht würde man behaupten, daß die Schwämme ein entbehrliches Nahrungsmittel seien; sie sind, wie Lenz, Krombholz u. A. nachgewiesen haben, in manchen Gegenden und Jahren von

großer Wichtigkeit für den gemeinen Mann, und andererseits ist der hohe gastronomische Werth einzelner Arten von den Feinschmeckern aller Länder gebührend anerkannt. Sang doch schon Martial:

Argentum atque aurum facile est lenaque togamque
mittere, boletos mittere difficile est.

Zu einer Kenntniß der schädlichen Schwämme nun können wir unsern Lesern obiges Werk als eine in allen Beziehungen vorzügliche Anleitung bestens empfehlen. Der höchst sorgfältig bearbeitete, das Botanische und Arztliche gleich sehr berücksichtigende, und, so weit es möglich war, auf eigene Beobachtung und Untersuchung fußende Text, welcher, obwohl streng wissenschaftlich gehalten, doch für jeden Gebildeten vollkommen verständlich ist, und die den besten ausländischen gleichkommenden Abbildungen erwerben dem Werke das Prädicat eines klassischen, und der Preis, 3 Th., ist bei der eleganten Ausstattung sehr billig. Dr. G.-s.

Gemeinnützige Nachrichten.

— Erfahrene Irrenärzte haben nicht selten die ihnen anvertrauten Geisteskranken dadurch geheilt, daß sie die irrigen Vorstellungen der Kranken gleichsam anerkannten, und von der scheinbaren Wahrheit derselben ausgehend, sie zur Heilung glücklich benützten. Eine Frau in einem Irrenhause zu London bildete sich ein, daß eine Hexe jede Nacht ihr Gesicht mit Canthariden bestreue; der Eindruck war so stark, daß sie allmählig dadurch körperlich herunterkam, weil sie nicht schlafen konnte, und sich die ganze Nacht mit den Hexen herumzuschlagen mußte. Der Arzt gab endlich vor, ein Zaubermittel aufgefunden zu haben, welches die Macht der Hexen zu Schanden machen würde. Zu diesem Behufe strich man ein wenig gefärbte Milch auf ihr Gesicht, mit der Weisung, die Augen zu schließen, und sich ganz still und ruhig zu verhalten, weil der Zauber durch ein einziges Wort, das sie spräche, oder durch die geringste Bewegung unwirksam gemacht würde. In der darauffolgenden Nacht blieb sie vollkommen ruhig, und obgleich sie noch immer unter dem Einfluß der Hexen zu sein wähnte, genoss sie doch unter der fortgesetzten Anwendung der Milch eines ungestörten Schlafes, und wurde dadurch merklich gesünder.

M i s c e l l e.

— Seit dem 14. Juli wird an dem Brunnen in der Nähe der Porte St. Denis (in Paris) Wasser abgegeben, das durch die französische Filtrir-Compagnie gereinigt ist. Gleich in den ersten Tagen wurden etwa 100,000 Litres täglich abgegeben.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 78. Montag, den 30. September 1839. III. Jahrg.

Inhalt: Die Pest in Malta. — Wohlmeinende Winke eines Menschenfreundes. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Pränumerations-Anzeige.

Die P. T. Herren Abonnenten der „Gesundheitszeitung“ werden höflichst ersucht, ihre Pränumeration auf das vierte Quartal d. J. baldmöglichst erneuern zu wollen, damit die Auflage der Exemplare hiernach bestimmt werden könne.

D. Red.

Die Pest in Malta.

Erzählung eines Veteranen vom Chelsea-Hospital.

(B e s c h l u ß.)

Natürlich war es eine der ersten Maßregeln, welche die Regierung ergriff, überall in den Laufgräben an den Festungsmauern zahlreiche temporäre Spitäler zu errichten. Diese bestanden bloß aus einigen schlecht mit einander verbundenen Brettern, welche man gegen die Brustwehren der Fortification lehnte, und mit getheertem Segeltuche deckte. Es wurde der Befehl erlassen, daß jede von der Pest ergriffene Person, ohne Unterschied des Standes, Alters oder Geschlechtes, augenblicklich in eines dieser Pesthäuser überbracht, und alle Wäsche und Kleidung der Erkrankten den Flammen preisgegeben werden sollte. Diese Maßregeln waren fürchterlich, aber nothwendig, und Niemand wollte sich denselben fügen, wenn er sie nur einigermaßen umgehen konnte; denn die Habgier ist in der Menschenbrust eine so mächtige Leidenschaft, daß sie selbst die Liebe zum Leben überwältigt. Daher sah man viele sich der fast unvermeidlichen Ansteckung aussetzen, ehe sie ihr Eigenthum vernichten ließen. Zu gleicher Zeit hatte man eigene

Personen zur Begrabung der Todten aufgestellt; diese gehörten zu einer Rotte wilder Burgomotten aus Smyrna, welche die Lockung einer reichen Bezahlung bewogen hatte, ihre Heimat zu verlassen, um entweder zu leben oder zu sterben, wie es dem Zufalle, oder besser, der Vorsehung, gefiele. In der Kleidung und in dem Benehmen dieser Todtenknechte lag etwas furchtbar Pittoreskes. Sie trugen grobe Leinenkittel, Handschuhe, welche bis über die Ellbogen hinaufreichten, Stiefel von ungegärbtem Leder, und Mützen, welche, da sie weit unter die Ohren hinuntergebunden wurden, nur einen kleinen Theil der sonnverbrannten Gesichter dieser wilden Gefellen sehen ließen. In Malta, so wie vor langer Zeit in London, durchkreuzte der Todtenkarren die Straßen Tag und Nacht, um die Leichen in sich aufzunehmen, welche, den Händen Jener entriffen, die sie gebühlich für die letzte Ruhestätte ausgeschmückt hätten, unbetrüert und ohne die letzten Tröstungen der Religion in Löcher geworfen wurden, welche die fremden Knechte gegraben hatten.

Bei der Pest in Malta zeigten sich, wie es überall der Fall ist, die sonderbarsten Anomalien. Eine Menge Menschen wurde von derselben ergriffen, ohne zu wissen, auf welche Art dies zuging; andere waren in beständiger Berührung mit Kranken und Sterbenden, und blieben dennoch von derselben verschont. Ein auffallendes Beispiel dieser letzteren Thatsache war Sergeant Erighon. Seine Frau und seine Kinder starben neben ihm, er pflegte sie in ihrer Krankheit, und erwies ihnen, da sie ausgerungen hatten, die letzten Dienste, so weit dies in seiner Gewalt stand. Er nähte ihre Körper in leinene Säcke, nahm einen nach dem andern auf seine Schulter, trug sie vermittelst einer Leiter auf die Höhe der Gartenmauer, und ließ sie dann, einen nach dem andern, in den Leichenkarren hinunter — und doch wurde er nicht angesteckt. Die Burgomotten hingegen, obwohl sie sich sorgfältig hüteten, die Leichen mit ihren Händen zu berühren, und sich häufig mit Del und Essig wuschen, wurden Alle von der Pest ergriffen, und erlagen auch sämmtlich ihrer Wuth. Ja, ein irländischer Matrose, einer der verstocktesten Bösewichte, über welchen die Todesstrafe wegen Ermordung seines eigenen Kapitäns verhängt war, und dem man die Alternative gelassen hatte, zwischen der Execution oder dem Dienste als Todtenknecht zu wählen, aß und trank, ergriff die todten Körper mit nackten Händen, ging stets betrunken, ohne Maske und ohne sich zu waschen, herum, und doch zeigten sich an ihm niemals Symptome der Pest.

Wie sich denken läßt, ereigneten sich unter solchen Umständen häufig Fälle sowohl von außerordentlicher Zärtlichkeit, als auch vom Gegentheile. Der folgende hinterließ für lange Zeit eine lebendige Spur in meiner Erinnerung. Auf dem Plage Vittoriosa, nicht weit von dem Magazine, wo

Mad. Crighton gestorben war, wohnte eine maltesische Familie von Range. Da sich kein Glied dieser Familie schon eine Zeit lang öffentlich sehen ließ, so vermuthete man, daß die Pest unter ihnen ausgebrochen sei, und diese Vermuthung bestätigte sich denn endlich auch auf eine Weise, welche Alle, die davon Zeugen waren, zu Thränen rührte. Es kamen nämlich eines Tages zwei kleine Kinder auf den Balkon des Hauses, welche bitterlich weinten und sagten, daß ihr Vater und ihre Mutter, und alle Uebrigen eingeschlafen wären, und sie nicht im Stande seien, dieselben aufzuwecken. Es waren in der That alle Bewohner des Hauses, die zwei Kinder ausgenommen, gestorben, und so groß war die allgemeine Furcht vor der Gefahr, daß sich Niemand entschließen wollte, die Kleinen aus ihrem lebendigen Grabe herauszuholen. Tag für Tag kamen sie auf den Balkon und ließen von demselben an einer Schnur einen Korb herab, in welchen ihnen ihre Nachbarn Speisen und Getränke legten. Dies dauerte eine geraume Zeit fort, bis endlich der Gouverneur davon hörte und der Polizei Befehle gab, die Kinder an einen schicklicheren Platz zu bringen, das Haus aber zu reinigen, die faulenden Leichen aus demselben zu entfernen, und alle Meubel desselben zu verbrennen.

Zu eben dieser Zeit erreichte die Hartnäckigkeit, mit welcher die Bewohner die Verheerung, welche die Pest unter ihnen anrichtete, zu verbergen suchten, eine solche Höhe, daß die Behörden gezwungen wurden, die strengsten Maßregeln dagegen in Anwendung zu bringen. Sie läugneten es nicht nur hartnäckig, wenn sich die Krankheit in ihren Häusern zeigte, sondern begruben noch überdies die Todten unter dem Herde ihrer Küchen, ja sogar in den Brunnen, kurz überall, um der Wachsamkeit der Sanitäts-Offiziere zu entgehen, und auch der Confiscation ihres Eigenthums, welche die unmittelbare Folge einer Entdeckung war. Die Polizei kam endlich diesem Verderben schwangeren Unwesens auf die Spur, und es erging demgemäß ein Befehl, daß die Namen sämmtlicher Einwohner eines jeden Hauses an das Thor geschrieben, und daß jeder derselben sich zweimal des Tages, wenn die Namen verlesen wurden, auf dem Balkone zu zeigen habe. Dies Mittel wirkte endlich und brachte manchen Krankenfall an's Licht, welcher unter anderen Umständen ewig verborgen geblieben wäre, und manches Leben wurde gerettet, aber freilich nur auf Kosten von oft werthvollem, aber den Pestkeim tragenden Eigenthum. Dieser letztere Umstand erregte in den Gemüthern der Bewohner eine böse Stimmung; sie begannen, die Truppen zu hassen, erstens, weil sie dieselben als Werkzeuge der Unterdrückung betrachteten, und zweitens, weil sich in den Kasernen die Pest auch nicht an einem einzigen Soldaten gezeigt hatte. Man weiß, auf welche entsetzliche Erfindungen der Mensch geräth, wenn einmal der böse Geist

eines tödtlichen Hasses gegen seine Mitbrüder ihn erfaßt hat, und folgende Thatfachen mögen als Belege dazu dienen. Da die Malteser sahen, daß unsere Wachen unbestechbar waren, und ihre Wachsamkeit unermüdt dieselbe blieb, daß nichts, selbst Mundvorräthe nicht, die Kasernenthore passiren durfte, ohne früher tüchtig durchräuchert zu werden, so verfielen sie auf den Gedanken, Geld, und besonders Papiergeld, den dienstthuenden Soldaten in den Weg zu werfen, in der Hoffnung, der Ansteckung durch dieses Mittel einen Weg in ihre Quartiere zu bahnen. Man bezargwohnte lange Zeit nicht das höllische Motiv, welches sie zu dieser Handlungsweise bewog; aber da gar nichts Ungereinigtes, selbst Geld nicht, innerhalb die Barricaden gebracht werden durfte, so wurde es den Soldaten bei Todesstrafe verboten, irgend etwas in einer Straße aufzuheben.

Nebst der gewöhnlichen Polizei-Miliz etablirte man um diese Zeit zu Malta noch eine Sanitätswache, deren ausschließendes Geschäft es war, Sorge zu tragen, daß die Befehle der Regierung in Bezug auf Kranke und deren Eigenthum nicht verletzt würden. Besonders hatten sie den Auftrag, die Habseligkeiten eines Jeden zu verbrennen, welcher an der Pest verstorben war; und da sie gehörig disciplinirt waren und ihre Offiziere sehr gut bezahlt wurden, so hatte man nicht zu fürchten, daß sie ihre Pflicht aus dem Auge verlieren würden. Die Regierung irrte sich jedoch in diesem Punkte; denn mehrere Offiziere wurden angeklagt, sich verschiedene werthvolle Sachen, welche hätten verbrannt werden sollen, zugeeignet zu haben. Man machte ihnen den Proceß und verurtheilte sie zum Tode. Auf dem Hauptplatze des Fort's Manuel wurde ein Galgen errichtet, und sie wurden Alle ohne Barmherzigkeit an demselben aufgeknüpft. Um der Bevölkerung noch überdies tiefer einzuprägen, wie weise es sei, den Befehlen zu gehorchen, so wurden die Namen der Schuldigen, mit Anführung des Ranges, welchen sie bekleideten, und des Verbrechens, für welches sie den Tod erlitten, auf marmornen Platten eingegraben, und diese in den Grundpfeiler des Galgens befestigt, wo man sie vielleicht noch heutzutage sehen kann. Ich glaube, daß dieses Beispiel nicht ohne die gehoffte Wirkung blieb, wenigstens wurden darauf die Verbrennungen häufiger als früher.

Ich blieb im Dienste des dritten Baraillons bis zum Jahre 1816, in welchem meine Dienstzeit ihr Ende erreichte, und ich endlich meinen Abschied erhielt.

Wohlmeinende Winke eines Menschenfreundes.

Von Dr. —tt—.

III.

Die moderne Tanzwuth.

In unseren hüpf lustigen und wirbel drehenden Zeiten ist gewöhnlich bei zahlreicheren Gesellschaften beiderlei Geschlechts der Tanz das beliebteste Mittel der Unterhaltung. Wo sich eine nur etwas erträgliche Instrumental-Musik und ein passendes Locale mit einander vereinigen lassen, behaupten allenfalls nur die Whisttische ihr altherkömmliches Recht für jene Herren und Damen, denen die ausgedienten Füße höchstens noch eine sitzsame Menuett zur Eröffnung des Ballfestes und eine ehrbare Polonaise zum Schlusse desselben erlauben; alle übrigen Mittel der Unterhaltung pflegen gewöhnlich erst dann zur Aushilfe an die Reihe zu kommen, wenn es an den beiden Hauptbedingungen des Tanzes: Raum und Orchester, mangelt.

Unsere Voreltern tanzten gewöhnlich nur an den so genannten Schrentagen, nämlich bei Hochzeiten, allenfalls einmal auf einem Faschingsballe, und höchstens noch am Kirchweihfeste, sonstige Veranlassungen waren wirklich selten; — das hat sich nun freilich sehr geändert! In der Nähe größerer Städte besitzet sogar jedes der umliegenden Dörfer einige Tanzböden, auf denen in der Regel wenigstens an Sonntagen dieser fast unter allen Klassen der menschlichen Gesellschaft eingerissenen Manie auf mehr oder weniger decente Art gehuldigt wird. Tanzfeste binden sich nicht wie ehemals an gewisse festliche Veranlassungen, sondern sind unter allen nur erdenklichen Namen sogar alltäglich geworden; — in manchen Gegenden beginnt man den Tanz mit einem Dejeuner-dansant, und beschließt ihn mit einem Théé-dansant am andern Morgen, um eben die Zeit, an welcher man gestern zu tanzen anfang.

Wir sind weit entfernt, uns darüber ein mißbilligendes Urtheil zu erlauben, glauben jedoch, jungen Lesern und schönen Leserinnen die Bitte an das Herz legen zu dürfen: bei solchen Gelegenheiten wenigstens ihre Körperkräfte, ihre Gesundheit schonend zu berücksichtigen, um den Anforderungen des guten Tons um so länger genügen zu können, was unter Krämpfen, Auszehrung, Brustbeschwerden, Lungenübeln, rheumatischen oder Gichtschmerzen, unheilbarer Heiserkeit, Entzündungen verschiedener Art und allen jenen Leiden, welche die gewöhnliche Folge so übermäßiger Anstrengung sind, schwerlich in jeder Beziehung recht gelingen dürfte. — Schlechte Tänzer werden sich nicht so leicht ähnlichen Gefahren aussetzen, aber anerkannt gute, und daher überall sehr willkommene, mögen die gutherzige Warnung nicht verschmähen: ja die kleinen Triumphe ihrer Eitelkeit um keinen zu theuren Preis zu erkaufen, damit sie nicht — vielleicht im nächsten Jahre schon — mit schlecht verfehltem Unmuth sagen müssen: „Fuius Tröes!“

Der Tanz würde offenbar auf die menschliche Gesundheit vortheilhaft einwirken, den Körper stärken, die Kräfte erhöhen und gleichsam zur Verlängerung des Lebens etwas beitragen, wenn man ihn, wie jede Leibesübung, nach eines Arztes Regel nur so lange fortsetzte, bis man anfängt, gelinde zu

schwigen, oder eine angenehme Ermüdung in den Gliedern zu empfinden; denn der Tanz hat das mit andern gymnastischen Uebungen gemein, daß er das Blut in eine raschere Bewegung setzt, die Ausdünstung, so wie alle übrigen Aussonderungen, befördert, und das ganze System der Muskeln stärkt, da alle bis auf die kleinsten derselben mitwirken müssen. Leider wird aber meistens diese Bewegung übertrieben, zu heftig begonnen oder zu lange fortgesetzt, ohne sich gehörig abzurufen, wodurch denn die Circulation unmäßig beschleunigt, der Körper augenblicklich in Schweiß gebracht und seine Kraft erschöpft wird, statt Stärkung zu erhalten. Besonders überschreiten unsere jungen Frauenzimmer in diesem Punkte oft alle gesetlichen Schranken, als wären sie von Taranteln gebissen, ohne zu bedenken, wie sehr sie dadurch ihre Gesundheit und selbst ihre Schönheit — was bei Manchen noch mehr bedeuten mag — schaden können.

Indeß wird im Allgemeinen das Vergnügen des Tanzes, dem sich gesunde junge Leute beiderlei Geschlechts so gern überlassen, wegen der dabei — besonders in großen Städten — unvermeidlichen Kosten nicht nur mittellosen Jünglingen, durch die darauf folgenden Carenzen, sondern auch Vätern zahlreicher Familien etwas sehr erckwert. Der Luxus unserer verwöhnten Zeit heischt eine feenartige Ausschmückung des Saales und seiner Nebenappartements; auf Lustern, Girandoles und Wandleuchtern brennen einige hundert Wachskerzen, deren Schimmer durch eine Menge Spiegel vertausendsacht wird; von einem in Wolken scheinbar schwebenden, wohlbesetzten Orchester ertönt unter der Leitung eines modernen Orpheus die nur Wonne athmende Musik seliger Sphären, und Huldgöttinnen gleich schweben die Cyrhiden des Festes im entzückenden Wirbel durch die bunten Reihen. Alles in voller Wahrheit recht schön; wenn nur das Jeder recht oft so ganz sorgenlos und ohne die fatalen Nachwehen genießen könnte!

Manche Familien in großen Städten sind der Kostspieligkeit jener Götterfeste wegen auf den Gedanken gekommen, besonders in der lieben Faschingszeit so genannte Hausbälle zu veranstalten, auf denen freilich nicht jene üppige Pracht zu finden ist, aber dennoch in dem heiteren Kreise frohgesinnter, keine übertriebenen Präensionen machender guter Bekannter ein ungeziertes und wohlfeileres Vergnügen herrschen könnte, wenn nicht der Alles ergreifende Speculationsgeist mancher Familien sogar diese Hausbälle zu benützen angefangen hätte, sich und den theuren Angehörigen den Fasching hindurch ein paar Mal auf Kosten unerfahrner, junger Leute recht güthlich zu thun.

Es ließe sich in Wahrheit fast alle Jahre eine Menge Speculationen auf Faschingshausbälle als Nachlese der Carnevalsbesüftigungen zum Besten geben, die wohl geeignet wären, jungen Leuten, besonders Fremden in großen Städten und Neulingen im Weltleben überhaupt, die Warnung an's Herz zu legen: sich ja nicht zur Annahme von Entréebillets für so genannte freundschaftliche Hausbälle bereuen zu lassen, wenn sie nicht im Voraus ganz genau überzeugt sind, in eine ehrbare Familie, deren Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt achtungswerth ist, eingeführt zu werden, und daselbst auch eine anständige, passende Versammlung von gebildeten Personen beiderlei Geschlechts zu finden; sonst möchten sie, wie vielleicht schon Manche der dies Lebenden, statt des gehofften vergnügten Abends einen höchst verdrüßlichen und zwangvollen erleben, und mit wahrer Reue, sich für ihr gutes Geld nicht

lieber auf einem anständigen, öffentlichen Saale wohlfeiler lustig gemacht zu haben, hungerig und durstend um Mitternacht nach Hause schleichen.

Indes: *Volenti non fit injuria*. Nur in gesundheitlicher Beziehung erlauben wir uns noch die Bemerkung, daß, da die Luft bekanntlich schon in höheren und größeren Sälen durch das Athmen vieler Menschen und ihre vermehrten Ausdünstungen, wie auch durch die starke Beleuchtung, sehr verdorben wird, daselbe in einem noch stärkeren Grade bei einem gewöhnlichen, sehr angepöppften Zimmer, wo noch die rauchenden Dämpfe warmer Speisen und Getränke sich dazu gesellen, der Fall sein muß. Es ist wohl nichts Außerordentliches, daß die Kerzen selbst manchmal zu verlöschen drohen, und die von Schweiß triefenden Anwesenden aus angstvoller Beklemmung gezwungen sind, sich schnell in eine kühlere Atmosphäre zu begeben, um reine Luft sogar unter den, zu schnelle Abkühlung begleitenden Gefahren zu schöpfen.

Uebrigens ist man bei den geschlossenen Hausbällen weit genirtet als auf öffentlichen Sälen, und muß oft sogar gegen Neigung und bessere Anichten dieser oder jener gestellten Zumuthung nachgeben. Selten kann man sich auf solchen in ein Rauchzimmer zurückziehen, um darin etwas auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln. Da die Paare gewöhnlich abgezählt sind, ist man, um den Anforderungen des sogenannten guten Tons zu entsprechen, ungeachtet eigener Ermüdung gezwungen, mit jedem sitzengelassenen Frauenzimmer in die Reihen zu treten.

(Wird fortgesetzt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Tödliche Wirkung des Schreckens.) Als ein Beispiel der nachtheiligen Wirkung des Schreckens erzählt Ellis in einer seiner neuesten Schriften über Geisteskrankheiten („*A treatise on the nature, symptoms, causes and treatment of insanity*,” London 1838) folgenden Fall, der manches Belehrende für Eltern enthält. Eine Dame machte eines Abends einen Besuch, von welchem sie erst spät wieder zurück erwartet wurde. Die Dienerschaft benutzte die Abwesenheit der Familie, um sich indessen zu Hause lustig zu machen. Auch das Kindermädchen nahm daran Theil, und da ein kleines Kind, welches ihrer Sorge anvertraut war, nicht im Bette bleiben wollte, beschloß sie, es durch Furcht dazu zu bringen. Sie bediente sich hierzu einer Figur, die sie aufpuckte, an den Fuß des Bettes stellte, und dem Kinde sagte, wenn es nicht ruhig bliebe, oder schrie, so würde es die Figur beim Kopfe nehmen. Die Mutter konnte indessen nicht ruhig werden; es war ihr, als müsse etwas zu Hause vorgehen, und sie machte sich endlich auf den Weg, um zu sehen, was es sei. Sie fand die ganze Dienerschaft tanzend und in großer Lust; als sie nach ihrem Kinde fragte, sagte man ihr, es liege im Bette. Schnell lief sie die Treppe hinan, und fand am Fuße des Bettes die Figur, die das Mädchen hingestellt hatte, des Kindes Augen starr darauf gerichtet, aber zu ihrem großen Entsetzen — todt.

Miscellen.

— Zu den Ursachen des Wahnsinns rechnet Ellis auch die Armuth, und als einen schönen Zug der Wohlthätigkeit erzählt er, daß ein gewisser John Harrison

zu London der Irrenanstalt zu Wakefield tausend Pfund vermacht habe, um damit diejenigen armen Irren zu unterstützen, welche als geheilt entlassen werden. „Hätte jede Irrenanstalt,“ sagte Hohnbaum, „einen solchen wohlthätigen Zuschuß, gewiß würden dann der Rückfälle weniger sein.“ Sehr beklagenswerth findet Ellis das Schicksal armer Wahnsinnigen, die, wenn sie aus der Irrenanstalt entlassen worden sind, gewöhnlich ängstlich, und nun der Sorge und dem Mangel preisgegeben sind. Der Irrenanstalt zu Hauwell (Graffschaft Middlesex) steht eine Wohlthätigkeits-Gesellschaft zur Seite, welche dergleichen Unglückliche bei ihrer Entlassung unterstützt, und so einen Rückfall der Krankheit verhütet. Der Fond dieses Vereins beträgt nahe an 1800 Pf. St., wozu die verwitwete Königin von England 100 beigesteuert hat.

— (Einfluß der Atmosphäre Englands.) Mirabeau meint, daß die frühe Atmosphäre Englands der Gesichtsfarbe eben so günstig als den grünen Triften und saftigen Weideplätzen dieses Landes sei. Er sagt, daß englische Schönheit mehr glänze als anziehe, daß man zwar beim ersten Anblicke über das bewunderungswürdige Weiß in den Gesichtern der englischen Damen überrascht sei, aber bei näherer Betrachtung Lebhaftigkeit und rege Bewegung vermissen. Es läßt sich zwar keineswegs leugnen, daß die feuchte Luft Englands seinen Triften und Wiesen ein Grün verleiht, welches man sonst nirgends im südlichen Europa findet; ob sie aber auch die von Mirabeau vermuthete Wirkung habe, ließe sich wohl bezweifeln. Es ist eine erwiesene Thatsache, daß viele sumpfige Districte Englands wegen der Schönheit ihrer Bewohnerinnen berühmt sind; daselbe gilt von Irland, welches, obwohl sein Klima milder als das von England, doch zugleich im Allgemeinen feuchter als dieses ist.

— Zu den Besitzungen der Portugiesen in Ost-Afrika gehört auch die Stadt Mozambique, der Hauptsitz des Gouvernements, und auf einer Insel unter dem 15. Grade 8 Minuten südlicher Breite, nicht fern vom festen Lande liegend. Das Klima von Mozambique ist nicht so pestilenzialisch, wie es gewöhnlich geschildert wird. Seine Ungesundheit rührt mehr von der schlechten Polizei und dem ausschweifenden Leben der Einwohner, als von einer natürlich ungesunden Luft her. Nur der nächtlich fallende Thau, Cacimba genannt, der durch alle offenen Poren dringt, und nach Mitternacht zu fallen beginnt, wirkt äußerst nachtheilig auf den menschlichen Körper, besonders auf diejenigen, welche, als Neulinge im Lande, daran noch nicht gewohnt sind. Er schwächt die kräftigsten Menschen, erschläft die Nerven, schlägt den Geist nieder, bringt die Verdauungsorgane in Unordnung, und gibt so zu Fieber und andern schweren Krankheiten Anlaß. Seit dem Jahre 1825 sind mehrere medizinisch-polizeiliche Maßregeln in Mozambique getroffen worden, die auf Verbesserung des Gesundheitszustandes hingen, und im Ganzen genommen hat diese Stadt die gesündeste Luft von Ost- und West-Afrika.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. E. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. E. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. E. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.